Californien,

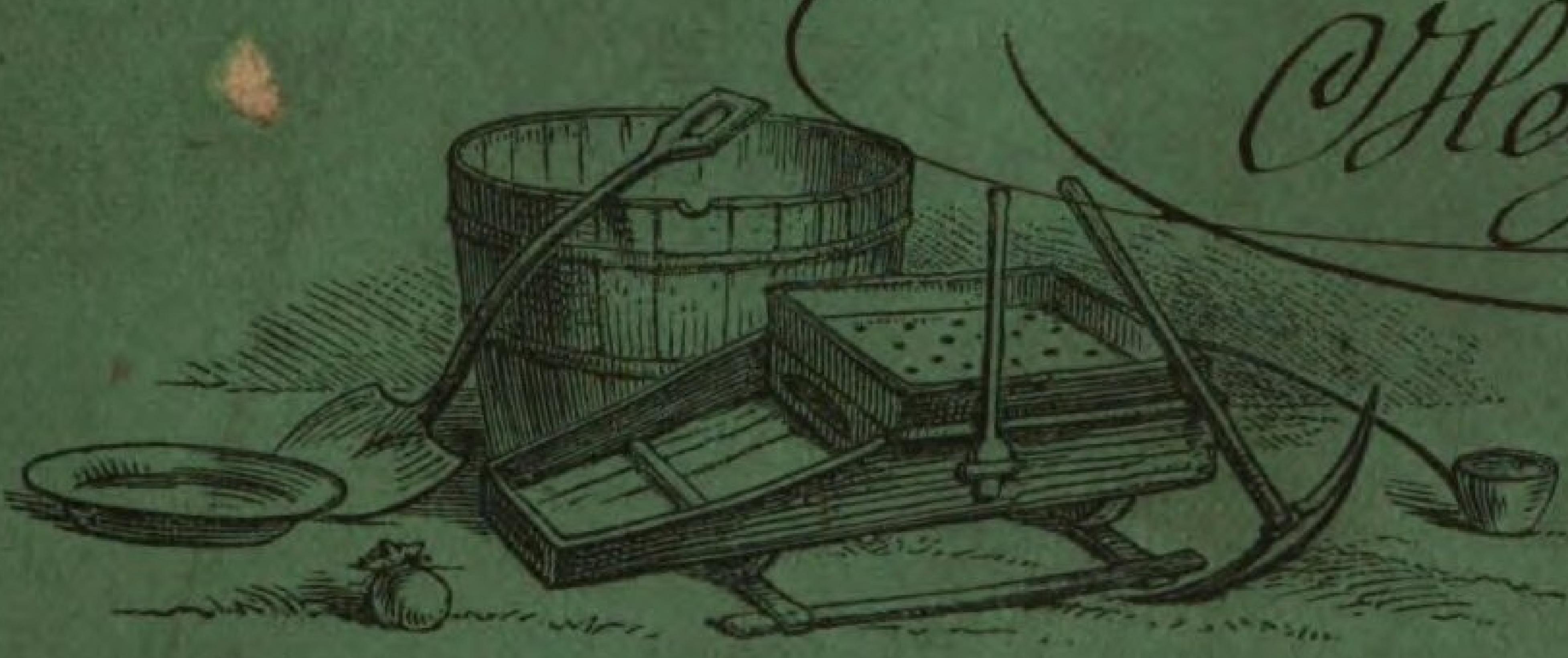
sein Minen-Bergbau, seine Hülfsquellen und seine socialen Verhältnisse,

nach dem Englischen frei bearbeitet

von

Heinrich Wimmel,

mit zwei Original-Zeichnungen ~~von demselben.~~



Cassel, 1867.

Druck und Verlag von Trömner & Dietrich.

Californien.



Nach der Natur aufgen. von Heinrich Wimmel.

Meine Wohnung.

Gedruckt bei C. Armann & Comp. in Cassel.

Californien,

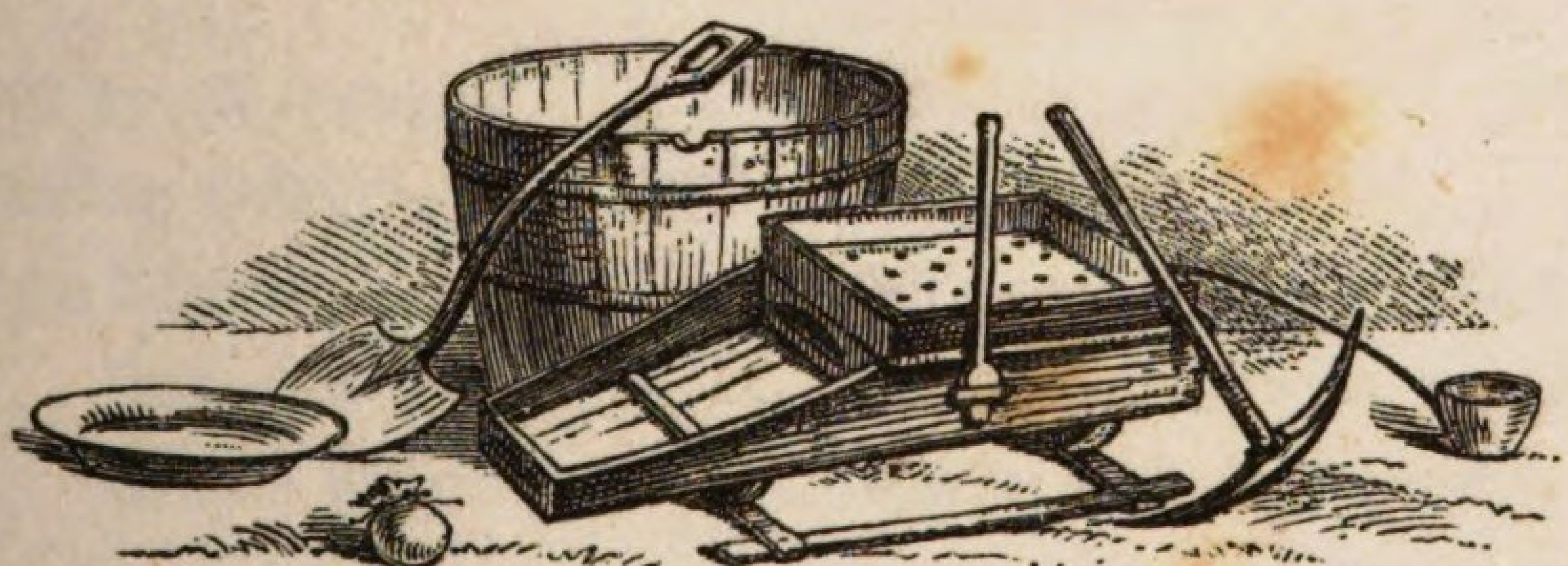
sein Minen-Bergbau, seine Hülfsquellen und seine socialen Verhältnisse,

nach dem Englischen frei bearbeitet

von

Heinrich Wimmel,

mit 2 Original-Zeichnungen von demselben.



Cassel, 1867.

Druck und Verlag von Trömner & Dietrich.

Inhalt.

Vorrede.

Vorliegendes Werk ist für die Gebildeten aller Stände bestimmt und soll dazu beitragen, daß dem neuen Welttheil diejenige Würdigung zu Theil werde, welche ihm, nach heutiger Weltlage und materieller Entwickelung, nothwendig zukommen muß.

Zweifelhaft möchte es bleiben, ob irgend ein historischer Moment der ganzen alten Welt, es sei bei den Griechen, Römern oder Arabern und Deutschen, wichtiger auf die Cultur des Menschengeschlechts eingewirkt haben könnte, als diese denkwürdigen, rapiden Evolutionen in der neuen Welt. — Nicht Mythen und Sagen mit ihren Göttern und Halbgöttern — nein, der Mensch mit seinem allumfassenden Geist, seinem Denken und Wollen, mit all' seinen Kräften und Thaten, fällt gleich unerbittlich in die verschlungenen, in Tausenden von Jahren von menschlichen Wesen unbetretenen Urwälder, lichtet sie furchtlos vor den wilden Bestien, mit der Axt und der Flamme; löst den wilden Indianer, den einzigen Autochtonen, aus den Banden des Instincts; metamorphosirt seine Höhle in eine menschliche Wohnung;

zeigt sich überall als moralische Kraft, als humanes Individuum; baut Kirchen und Gerichtshöfe, Industriehallen und Intelligenzcomptoirs —: Ueberall wird Geist und Cultur sichtbar und zwar mit fabelhafter Schnelle. —

Californien zeigt uns in seiner physikalischen Geographie einen ganz besonderen Charakter. Große Mannigfaltigkeit überall auf dem kleinen Erdindividuum, schneidende Contraste in seinen Naturtypen, wie nirgend wo anders; wilde Sterilität wechselnd mit schwellender Fruchtbarkeit, riesige Naturformen, weite Prairien und Savannen, Steppen und undurchdringliche Waldungen, tiefe Buchten und pittoreske Seen, mit den abnormsten Gebirgsconfigurationen, meistens hervorgebracht durch die, bis in die Neuzeit noch fortdauernden vulkanischen Eruptionen.

Das verhältnißmäßig kleine Californien mit seinem Meere, seinen Golfen, Buchten und Halbinseln, seinen natürlichen Häfen, hatte sich, vermöge dieser seiner Situation, in kürzester Zeit der reichsten Entfaltung zu erfreuen. Es gleicht jetzt noch einer inhaltsreichen, kostbaren Knospe, die ihre Blüthen und Früchte in späteren Zeiten, für die neue sowohl wie für die alte Welt, reichlich spenden wird. Seine klimatischen Verhältnisse, seine kolossalen Naturformen, sind keine Hindernisse zu seiner ferneren Cultur; seine Thäler und Stromgebiete erlauben die Communication nach allen Seiten, und werden schon jetzt von dem Germanen mit seinem schöpferischen Geiste und seinem industriösen Sinne, mit großem Fleiße ausgebeutet.

Die Urgeschichte Californiens ist ganz unbekannt, wie natürlich, da der Mensch im Zustande der Rohheit sich nur um die Gegenwart kümmert, und selbst die Geschichtsschreiber der neueren Zeit bedienten sich, bei der Beschränktheit ihrer Materialien, für die Bezeichnung ihrer Objecte Namen von schwankender Bedeutung. Wir wissen, daß die ersten Eingeborenen dem mongolischen Stamme angehörten, welcher sich, vom Polarkreise bis zur Magellanstraße, in eine Menge ungleicher Völkerschaften zersplitterte. Ihr Typus ist im Ganzen genommen: cubische Schädelform, niedrige Stirn, breites Gesicht mit hervorragendem Jochbogen, breite Lippen und

großer Mund, mehr platte Nase und am Innenwinkel herabgezogene Augen. Ihr Bart ist schwach, ihr Haar schlicht, schwarz und grob; ihre Farbe überhaupt gelbbraun und rothbraun. Ihre Sprache *besteht* aus langen, mehrsylbigen Worten, ohne Ausdrücke für allgemeine Begriffe. Ihre Cultur ist jedoch noch so niedrig, daß sie mit wenigen Ausnahmen weder Ackerbau treiben noch Hausthiere halten.

Die Fauna und Flora haben ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, je nach der geographischen Länge und Breite, dem Verhältniß von Wasser und Land und der Beschaffenheit des Bodens.

Mineralogisch sei bemerkt, daß hauptsächlich die vulkanischen Eruptionen die unermeßlichen Goldlager mit anderen Productionen, als: Palladium, Osmium, Iridium und Diamanten, hervorbrachten.

Ein Einblick in das Yosemite-Thal zeigt uns ein wildromantisches Felsenthal von 10 Meilen Länge in der Sierra Nevada, mit 5 Cataracten, wovon der erste gegen 3000 Fuß, als späterer Yosemite-Fluß, breit herabstürzt, dem Niagara vergleichbar, nur noch grotesker. Der schlängelnde Lauf des Yosemite-Stromes zeigt das blumigste Ufer mit den großartigsten Baumgruppirungen, wovon der majestätische, vorchristliche Mammuthbaum der erwähnenswertheste ist.

Das Land Californien mit Francisco stand wie hervorgezaubert auf einmal da. Und zwar nur durch die fast übermenschlichen Anstrengungen in den Goldminen! Die Auromanie wurde epidemisch, und mit der raschen und reichen Ernte dieses nervus rerum entstanden Häuser und Paläste in arithmetischem Verhältniß, wie die Pilze.

Aus den fernsten Regionen und Nationen fanden sich Glücksritter ein, welche sich um den Germanen schaarten, der ihnen an Intelligenz überlegen und der schon in seinem Triumphgefühl als Heros schwärmte. In dem erhebenden Gefühle des vorher nie gekannten Besitzes, in dem schönen Gedanken der Heimbringung des goldenen Vließes, wurde er berauscht. Dies kann auch nur Der lebhaft mitfühlen, wer es selbst erlebte. Jung, ungebunden mit

muthigem Herzen war ich volle 4 Jahre in den Minen. Oefter Monate lang im Wasser watend, die Nächte unter freiem Himmel schlafend, durstig und hungrig und doch mit einem Herzen voll Selbstvertrauen. — Eine stille Wehmuth beschleicht mich, wenn all' diese Bilder jetzt an meinem innern Gesicht vorüberziehen, und die Orte mir zeigt, wo ich mich so glücklich fühlte.

Und meine chronische Krankheit, wie viel unerträglicher wäre sie mir, wenn nicht der vor mir stehende Globus die Erinnerung wach hielte mit all' ihren Realitäten und Poesien. Möchte es mir gelungen sein, mit meinen geringen Kräften, mit Hülfe der Uebersetzung und meiner eigenen Reminiscenzen, ein wahrheitsgetreues Bild aufgerollt zu haben; damit wäre mein Streben erfüllt.

Cassel, im Mai 1867.

Heinrich Wimmel.

Einleitung.

Californien zeigt uns eigenthümliche Terrainverhältnisse. Wohl kein anderes Land möchte innerhalb eines gegebenen Raumes so mannichfach verschiedene und stark markirte Gestaltungen des Bodens aufweisen, als dieser Theil der Union. Die steilsten Berge, nackt und zerklüftet, die schönsten und üppigsten Thäler, unfruchtbare öde Strecken, geräumige Buchten, malerische Seen, majestätische Ströme mit Wasserfällen von unvergleichlicher Schöne, ausgedehnte Prärien und Marschen und dichte Wälder wechseln hier mit einander ab.

Californien bildet ein langes Parallelogramm, welches von 32,45° bis zu 42° nördlicher Breite reicht (700 englische Meilen lang und durchschnittlich 180 breit).

Californien hat 4 Buchten: Humboldt, Tomales, St. Francisco und St. Diego, alle vier sind verhältnißmäßig lang, schmal und von der See durch schmale Halbinseln getrennt, sie laufen mit der Küste ziemlich parallel. Nur die St. Francisco-Bai ist von größerer Bedeutung. Sie ist für den Handel eine der schönsten der

Welt, circa 8 Meilen*) breit und 50 Meilen lang, reicht von 37,10° bis zu 38°. Der Eingang, the golden gate (das goldene Thor) genannt, ist eine halbe Stunde Wegs breit. Die die Bai vom Ocean trennenden Halbinseln haben 6 bis 15 Meilen in der Breite; das Wasser ist am Eingange, bei niedrigem Stande, circa 30 Fuß tief, im Innern aber noch tiefer und hat einen ausgezeichneten Ankergrund, mit einem Raume, hinreichend für alle Schiffe der Welt.

Das Sacramento=Becken wird westlich von den Küstengebirgen, östlich von der Sierra=Nevada begrenzt, welche beide sich im Norden und im Süden begegnen. Es gilt dies für das Herz des Staates Californien, 400 Meilen lang und 50 Meilen breit und reicht von 35° bis 40° über den Breitengrad hinaus.

Zwei Flüsse, der Sacramento von Norden her und der San Joaquin aus dem Süden kommend, begegnen und vereinigen sich in der Mitte des Thales, um sich durch die Bergkette an den Küsten ihre Bahn nach dem stillen Ocean zu brechen, da bilden sie denn verschiedene Baien, worunter die von St. Francisco und St. Paulico. Es giebt dort vielleicht einige Dutzend Flüsse, die einen östlichen Lauf haben, aber eigentlich verdient keiner von ihnen den Namen eines Flusses, und die meisten derselben verrinnen während der trockenen Jahreszeit im Sande, ehe sie das Meer erreichen. Von der Sierra=Nevada strömen eine Anzahl größerer Flüsse nach Westen. Von Norden abwärts folgen sie in nachstehender Ordnung:

Pit, Feather, Yuba, American, Cosumnes, Mokelumne, Calaveras, Stanislaus, Tuolumne, Merced, San Joaquin, Kings White und Kernfluß; fast alle sind bedeutende Flüsse, obwohl einige im Süden des Sacramento=Thales, bei trockener Jahreszeit, sich im Sande verlaufen. Sie sind durchschnittlich 120 Meilen lang. In ihrem obern Laufe, von der Sierra Nevada herabkommend, sind sie reißende Wasser, fließen jedoch ruhiger, sobald sie das Thal

*) Ueberall sind englische Meilen zu 26½ Minute gemeint.

erreicht. Hier sind ihre Ufer mit Eichen, Sycamoren, Weiden ꝛc. begränzt.

Die Sierra-Nevadakette ist 450 Meilen lang und 70 Meilen breit und erhebt sich von 5—8000 Fuß über die Meeresfläche.

Beinahe alle Schneefälle und Regengüsse, die auf diese Berge herabkommen, fallen auf die westliche Abdachung, welche die großen Flüsse entsendet. Diese Flüsse laufen westwärts im rechten Winkel mit der Bergkette und zerschneiden sie zu steilen Bergen und tiefen Schluchten, Rinnen und Klüften. Die Thäler sind klein und selten sieht man 100 Acker ebenes Land, das bebaut werden könnte, selbst nicht einmal an den Ufern der bedeutendsten Bergströme zusammen. Der größte Theil der Sierra-Nevada ist mit Waldung besetzt. Die Eiche, Manzanita und die Nußtanne gedeihen hier bis zu 2500 Fuß über dem Meere.

Der ganze Flächeninhalt des Staates beträgt circa 155,000 Quadratmeilen.

Klima.

Das Klima von Californien ist verschieden von dem irgend einer andern Gegend und hat insbesondere gar nichts gemein mit dem Klima derjenigen Staaten, die östlich von den Rocky=Mountains liegen. Im Allgemeinen hat es Aehnlichkeit mit dem des westlichen Europa. Die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten, die es von östlicheren Staaten unterscheiden, bestehen darin, daß die Winter wärmer, die Sommer, besonders zur Nachtzeit, kühler sind. Der Temperaturwechsel ist minder schroff und auch seltener, die Masse des Regens geringer, und vorzugsweise dem Winter und Frühling eigen; die Atmospäre trockener und der Himmel heiterer; Gewitter, Hagel, Schnee und Eis gehören mit dem Nordlicht zu den seltenen Naturerscheinungen. Die Winde sind minder unregelmäßig, der Südwind pflegt zu Sturm auszuarten; die Erdbeben hingegen sind hier gar nichts Seltenes.

Der Staat erstreckt sich durch $9\frac{1}{4}$ Breitengrade (32°, 45—42°).

San Diego liegt mit Charleston und Crescent-City mit Providence unter derselben Breite. Orangen, Citronen, Oliven, Feigen, Granatäpfel, Wein, Aepfel und Pfirsiche, Waizen und Gerste finden allesammt ihre entsprechenden Klimata und kommen sehr gut fort.

Die Temperatur der mittleren Küste, zwischen dem 35. und 40. Breitengrad, zeigt wenig Unterschied zwischen Sommer und Winter. St. Francisco, das doch mit Washington und St. Louis unter derselben Breite liegt, kennt weder die kalten Winter, noch die lästig heißen Sommer jener Städte. In der californischen Hauptstadt gehört mehr als zolldickes Eis zu den seltenen Dingen, und das Thermometer hat wohl noch niemals 24 Stunden lang den Gefrierpunkt gezeigt.

Andererseits sind die Sommer kühl, ja kalt. Es sind gewiß nicht mehr wie ein Dutzend Tage im Jahre, wo das Thermometer über + 22° Réaumur zeigt, — wo doch die Hitze erst anfängt drückend zu werden, — während es in St. Louis und Washington jährlich 60 bis 90 Tage giebt, wo die Temperatur diese Höhe erreicht. Es mag Mittags noch so warm sein, die Morgen sind doch stets kalt, und eine doppelte wollene Decke ist Nachts zur Behaglichkeit nöthig.

Die durchschnittliche Temperatur von Frühling, Sommer, Herbst und Winter ist: + 54° F., + 57° F., + 56° F. und + 50° F., also ein Unterschied von nur 7 Grad zwischen Winter und Sommer, während das Klima in New-York in dieser Hinsicht eine Differenz von + 39° F. ergiebt.

Aufmerksamen Beobachtungen zufolge könnte das Verhältniß der vollkommen klaren Tage in einem Jahre zu den mit bewölktem Himmel als 220 zu 85 angenommen werden, obwohl auch bei letzteren die Sonne oft durchblickt, die übrigen 60 als Regentage. Italien kann sich nicht eines Gleichen rühmen. Vom 1. April bis zum 1. November giebt es im Normal-Jahr etwa 15 wolkige Tage, vom 1. November bis zum 1. April ist die Hälfte der Tage klar. Das Klima des Sacramento-Thales unterscheidet sich von dem von

St. Francisco durch seine Winter, die 4 Grad kälter und durch seine Sommer, die + 16—20° F. wärmer sind.

Regen fällt in Californien fast nur zwischen dem 1. November und dem 1. Juni, welcher Jahrestheil die Regenzeit genannt wird, und im Gegensatze zu der trockenen Jahreszeit steht.

Wir können annehmen, daß, da vom November bis einschließlich Januar 1861—62 36 Zoll Wasser in St. Francisco fielen, dieselbe Quantität auch in den Niederungen des Sacramento-Thales herniederströmte.

Der kürzeste Tag des Jahres, der 20. December, hat 9 Stunden 14 Minuten, während der längste, der 20. Juni, 14 Stunden und 19 Minuten an der südlichen Grenze, und 15 Stunden 17 Minuten an der nördlichen Grenze des Staates hat.

Gewitter sind, wie schon gesagt, selten in Californien. Nicht mehr als 3 oder 4 mal im Jahre mag man es blitzen sehen, und selbst dann ist das Ungewitter noch weit ab, indem es an der Spitze eines fernen, hohen Berges steht.

Der Donner ist natürlich noch seltener als der Blitz, und wirklich giebt es viele Personen, die Jahre lang hier gewohnt haben, ohne sagen zu können, daß sie jemals das Eine oder das Andere wahrgenommen hätten.

In den Gebirgen mögen zuweilen Gewitter stattfinden, selten aber in der Ebene, und Hagel zumal ist eine große Seltenheit.

In Californien und besonders in St. Francisco und an einigen andern Orten im Süden des Staates sind Erdbeben ziemlich häufig; seltener in Sacramento und Marysville. Es gilt als Regel, daß sie weniger häufig im nördlichen, als im südlichen Theile des Staates vorkommen, die meisten Stöße sind jedoch so unbedeutend, daß sie nur von wenigen Personen wahrgenommen werden, und es giebt Leute, die 6 oder 8 Jahre in St. Francisco oder andern Theilen des Staates lebten, ohne je etwas wie einen Erdstoß verspürt zu haben; bis jetzt ist unseres Wissens noch keine Person, so wenig wie ein stark gebautes Haus, dadurch beschädigt worden.

Geognosie und Oryktognosie.

Vorzugsweise gehört Californien der Epoche der Tertiär-Formation an. Beinahe in allen Theilen des Staates findet sich Gold, reichlicher jedoch nur an den westlichen Abhängen der Sierra-Nevada und zwar in einer Höhe von 2000 bis 6000 Fuß über der Meeresfläche, zwischen dem 37. und 40. Breiten-Grade, in einer Ausdehnung von 240 Meilen in der Länge und 40 Meilen in der Breite, welches Gebiet der Sacramento-District genannt werden kann. Es wird hauptsächlich von sieben Flüssen, von dem Feather, Yuba, American, Cosumnes Calaveras, Stanislaus und Tuolumne, bewässert. Der nächste District von Wichtigkeit ist die westliche Ecke des Staates, einschließlich desjenigen Theiles des Sacramento-Thales, westlich von Shasta, und dem unteren Theile des Klamath-Thales, danach kommt der Kernriver-District, einschließlich des White-River zwischen dem 35. Grade und 30. Grade an den westlichen Abhängen der Sierra-Nevada. Es gibt Goldminen am Sanct Gabriel- und am

Santa-Anita-River, und im Countes Los-Angeles. Auch in dem Colorado-Thale, 50 Meilen über das Fort-Yuma hinaus, hat sich Gold gefunden. Fast alle Küstenbezirke haben mehr oder weniger Gold.

Goldadern. — Das Gold findet man entweder fest, als in Stein gesprengt, oder lose in der Erde. Letzteres ist in den Placer-Minen der Fall, ersteres in den s. g. Goldquarz-Adern. Daß alles Gold einst in Quarz eingeschlossen war, und später erst, durch das Abbauen dieser Adern entstanden, ist eine ziemlich verbreitete Ansicht.

Einer schon vernünftigeren Meinung zufolge aber war die Oberfläche der Erde durchaus Felsen, und die erdigen Theile sind erst durch die Einwirkung der Luft und des Wassers entstanden. Die erdigen Theile wurden dann erst durch die Sündfluth angeschwemmt und abgelagert, und in diesen diluvianischen Gebilden findet sich das früher im Fels eingeschlossene Gold. Obgleich manchmal auch im Granite, im Kalksteine, im Schiefer und anderen Gesteinen Gold gefunden wird, so werden doch in der Regel nur die viel gehaltreicheren Quarzadern abgebaut. Die meisten derselben laufen parallel mit der Sierra-Nevada und zwar nordnordwestlich und südsüdöstlich; sie sind von einer Linie bis zu 30 Fuß dick und haben beinahe einen senkrechten Abfall nach Osten. Sie kommen in einer Höhe von 2000 bis 6000 Fuß über der Meeresfläche vor. Die gewöhnliche Farbe des Felsens ist weiß, manchmal bläulich, oft röthlich braun und rostbraun.

In manchen Adern ist das Gestein fest und dann ist es gewöhnlich sehr weiß, in anderen ist es voll von Ritzen und Spalten und zerfällt beim geringsten Klopfen in Stücke.

Obgleich die meisten dieser Adern goldhaltig, lohnen doch nur wenige die Mühe der Bearbeitung.

Das Gold findet sich in Theilchen von unregelmäßigen Formen, aber in einer gleichförmigen Größe durch das Gestein vertheilt, selten größer als eine Erbse und nie über eine Unze schwer, sie sind oft so klein, daß man sie mit bloßem Auge nicht sehen kann. Fast jede Ader hat diese Goldtheilchen von einer ihr eigenthümlichen Größe. Das meiste Gold in einer Ader befindet sich gewöhnlich in einem

reichen Striche nahe der niedrigeren Seite, wie wenn das Metall sich durch seine Schwere gesetzt hätte.

Gelegentlich findet man wohl reiche Streifen bald mit gröberen, bald mit feineren Goldtheilen, die keineswegs gleichmäßig vertheilt sind. Eine an einer Stelle sehr reiche Ader kann sehr kärglich an einer andern nahebei sein, und gibt es überhaupt keine Ader, die auf eine längere Strecke hin gleichmäßig reichhaltig wäre. Bald lassen sich die Goldtheilchen als Streifeu im Gestein entlang, bald in besonderen Klumpen des letzteren, verfolgen. Jene Streifen haben einen regelmäßigen Lauf abwärts. Es ist dem Goldgräber sehr wichtig, sich über die Richtung dieses Laufes zu vergewissern.

Der Placers gibt es zwei Arten: diluviale (solche, die von der großen allgemeinen, mit dem Namen „Sündfluth" bezeichneten Ueberschwemmung herrühren) oder alluviale (solche, die weit später durch außergewöhnliche und gewöhnliche Einwirkungen des Wassers, von den gegenwärtigen Flüssen und Bächen herrühren). Es ist augenscheinlich durch eine Untersuchung der Minendistricte, daß große Strecken goldhaltigen Bodens diluvialen Ursachen ihre Entstehung und Form verdanken. Da das Gold 19 mal schwerer als das Wasser und 6 bis 8 mal schwerer als Lehm oder Stein ist, mit welchen es sich zusammen befindet, so hat es sich auf den Boden der Diluvial-Schicht abgelagert.

Die besten Minen sind deswegen diejenigen, wo letztere Schicht nahe dem Urboden ist. Das Gold befindet sich gewöhnlich in einer steifen Thonerde mit Gerölle und größeren Steinen vermischt. Der Ausdruck „Goldsand" könnte zum Irrthum führen.

In feinem, reinem Sand findet sich Gold selten oder nie. Die reichsten Anhäufungen des kostbaren Metalles sind meistens in einem Lehm, der so zäh ist, daß es viele Mühe kostet, ihn zu erweichen, und mit Steinen darin, die ein- bis mehrere 100 Pfund wiegen. Die Beschaffenheit des Paydirt (der sich bezahlt machende Schmutz) ist sehr verschieden.

An manchen Stellen ist derselbe voll, mehrerer 100 Pfund schwerer Steine, anderswo sind die meisten Steine darin so dick

wie ein Menschenkopf, an noch anderen Stellen so groß wie ein Hühnerei. Hier ist das Erdreich roth, dort blau oder braun.

Die Placer-Minen sind in den rauhen bergigen Gegenden. Das Gold ist hier nicht weit fortgeführt; sein Gewicht hat es nahe bei der Mutterader sich festsetzen lassen.

Wohl mag es viel Gold im Sacramento-Thale geben; aber wenn dem so ist, so steckt es vielleicht mehrere 1000 Fuß unter dem Diluvium, das heißt noch wohl 1000 Fuß unter dem Meeresspiegel, als ein Schatz, der schwerlich jemals gehoben werden dürfte.

Die Diluvial-Placer-Minen werden in s. g. „Hügel-“ und „Fläche-Gruben“ eingetheilt; die alluvialen, durch strömende Wasser hervorgerufen, die, welche durch das Diluvium laufen, befinden sich in Flußbetten, Schluchten und Rinnen.

Im Allgemeinen sind die Alluvial-Minen reicher als die Diluvial-Minen. Die Ströme haben beinahe den ganzen Schmutz hinweg gewaschen und fast das ganze Metall zurückgelassen.

Die Goldtheile im Quarze sind gewöhnlich sehr rauh in der Form; manchmal kommen dieselben in achteckigen Krystallen vor und manchmal in breiten blätterigen Stücken. Das Placer-Gold, Goldstaub genannt, ist fein und grob. Das feine hat unterschiedlich die Schuppen- und die Körnerform, bald ist es wie Staub, bald wie Schrot oder wie Draht.

Das Flourgold (Mehlgold) ist wie feiner Staub. Beim Körnergold sind die Theilchen so groß, wie das Ende einer Stecknadel. Das blätterige Gold (Schuppengold) zeigt sich in Stückchen von $^1/_{16}$ bis $^1/_8$ Zoll breit und so dick wie starkes Packpapier; Schrotgold sind runde Körperchen von der Größe eines Stecknadelknopfes; das Drahtgold kommt als Drahtstückchen vor, die $^1/_8$ bis zu 1 Zoll lang und so dick wie eine gewöhnliche Stecknadel sind. Grobgold ist wie starkes Schrot, von der Dicke einer Erbse, Bohne, Gurkensamen 2c. Das Gold wird deswegen so genannt, weil es Aehnlichkeit mit jenen Körpern hat; es giebt darunter die allerverschiedenartigsten Formen.

Feines Gold wird oft ohne Beimischung von grobem, dieses

jedoch selten ohne ersteres gefunden. Die verschiedenen Arten Gold finden sich oft von einander getrennt; die eine Schlucht hat vielleicht Blattgold, eine andere feines Drahtgold, eine dritte Schrot u. s. f.; häufig liegen diese verschiedenen Arten nahe beieinander. Das Quarz-Gold ist rauh, mit gezackter Oberfläche; die Annahme, daß es durch Reibung zwischen dem Steingerölle und Sande die runden, weichen Formen erhielt, ist unserer Ansicht nach eine durchaus irrthümliche, denn es ist bekannt, daß Gold nie unter oder mit dem Steingerölle sich fortbewegt, sondern sich wegen seiner beträchtlichen specifischen Schwere sofort zu Boden setzt und wäre die Wasserströmung auch noch so stark. Wir glauben, daß bei der Bildung des Goldes in den Placer-Minen ursprünglich vulkanische Kräfte thätig waren, auch gleichen diese Stückchen sehr dem Metall, das geschmolzen ins Wasser geworfen wurde. (D. Uebers.)

Das meiste Gold, was jetzt gewonnen wird, ist grob; die flachen Schluchten, die das feinere Gold enthielten, sind nahezu alle ausgebeutet; das Gold aus den Placer-Minen ist fast immer grob; Stückchen von einem halben Dollar bis fünf Dollar Werth sind häufig und Stücke von 100 Dollar und darüber findet man in Californien. Der größte Klumpen Gold wurde am 9. Juni 1858 zu Ballaarat in Australien gefunden, derselbe wog 224 Pfund Gold-Gewicht und war fast ganz gediegen, man nannte ihn den „Willkommenklumpen." Der nächstgrößte, 195 Pfund schwer, kam im Calaveras County in Californien (November 1854) zum Vorschein. Ein dritter in Australien gewonnener Klumpen hatte 145 Pfund an Gewicht. Kleinere Klumpen als diese sind zu häufig gewesen, um sie hier aufzuzählen. Alles Placer-Gold heißt schlechtweg Staub, der jedoch von einer Beschaffenheit ist, daß der Wunsch nach einem dieser Stäubchen, und wären sie auch viel kleiner als die oben erwähnten, in vielen Fällen kein bescheidener zu nennen ist.

Es gibt wahrscheinlich kein Land, das so reich an Quecksilber wäre, wie Californien. Dieses Metall findet sich unter der einen Gestalt des Mercurial-Sulphuret (Zinnober), aber in großen Ab-

lagerungen im Santa-Clara-County, 60 Meilen südlich von San Francisco und 15 Meilen von Sanc-José.

Hier befinden sich drei Minen: New-Almaden, Enriqueta und Guadalupe. Das Sulphuret, zwischen Trapp und metamorphischem Kalkstein eingeschlossen, lagert 1000 Fuß über dem Meeresspiegel, variirt an Gehalt mit 75 Procent; das der Almadenmine ist durchschnittlich 18 procentig, in der Enriqueta ungefähr ebenso; in der neuen Idriamine von ungefähr 8 Procent.

Der ganze jährliche Ertrag im Staate wird bis jetzt 3,700,000 Pfund betragen, von welchen allein 2,400,000 von New-Almaden kommen.

Kupfer, Kohlen, Asphalt, Bleiglanz, Graphit, Kobalt, Antimonium, Alaun, Borax, Chrom, Gyps und feine Porzellan-Erde, sowie im Gold- und im Silber-Quarz eingeschlossenen Arsenik hat Californien aufzuweisen, und Schwefel kommt reichlich vor.

Die Mineral-Quellen sind in Californien besonders in den Küstenthälern äußerst zahlreich. Beinahe jedes kleinere Thal hat deren eine oder mehrere; viele derselben sind warm oder heiß, die gewöhnlichste Temperatur ist zwischen 60 und 100 ° Fahrenheit. Einige dieser Quellen haben wegen ihrer Wasserfälle und romantischen Umgebung noch eine große Zukunft zu erwarten und dürften einst berühmte Badeorte werden, wenn die Bevölkerung eine größere sein wird. Es gibt dort dieser Quellen so viele, daß wir sie nicht alle hier aufzählen können.

Ehe wir in der Beschreibung des Goldlandes fortfahren, können wir uns nicht versagen, noch einige Notizen hier Platz finden zu lassen, welche, wenn auch nicht, wie die aufgezählten Reichthümer, von direct materiellem, doch aber von wissenschaftlichem Interesse sind.

Es sei zuerst bemerkt, daß in den artesischen Brunnen — so reich an der Zahl und an Wasser — welche oft über 400 Fuß Tiefe haben, verschiedene Arten von lebenden Fischen und Muscheln vorkommen, die zum Theil gegessen werden.

Die Fische sind blind und es leuchtet ein, daß sie einer Species angehören, die schon lange in unterirdischem Wasser gelebt, und aus

Mangel an Gelegenheit, die Sehorgane zu gebrauchen, dieselben verloren hat.

Gleich dem Fisch in der Mammuth-Höhle in Kentucky haben diese artesischen Fische ein blindes Auge in der Augenhöhle sitzen. Solche fischhaltige Brunnen sind jedoch nicht tiefer als 150 Fuß. Thut man diese Fische in Wasser aus 300 Fuß tiefen Quellen, so sterben sie wie andere Fische, die umgekehrt an demselben Experimente das Leben verlieren.

Die aufgefundenen fossilen Fragmente der vorweltlichen Fauna sind keineswegs reichlich oder wohl erhalten. Im Allgemeinen sind es mehr kleinere Bruchtheile, die zum Vorschein kamen.

Von Vierfüßlern war es ein Mastodon, ein Elephant und ein neues Species-Pferd; von Vögeln und Reptilien nichts Nennenswerthes, auch von Fischen nur Zähne, doch desto mehr von Schalthieren.

Alle diese Versteinerungen gehören der Tertiärformation an. Dahingegen grub man 1859 im Angelos-County 16 Fuß tief das Gerippe eines Mannes aus. 1855 fand man im Eldorado-County 100 Fuß tief zwei steinerne Mörser, wie sie bei den Indianern jetzt noch gebräuchlich sind, um Eicheln und dergleichen zu zerstoßen. 1859 stieß man zu Buckeye-Hill bei einer Tiefe von 80 Fuß auf zwei Pfeilspitzen.

Zu Rattlesnake wurden 1854 zwei menschliche Gerippe 14 Fuß unter der Erde entdeckt, sie waren von vorgeschichtlicher Strata bedeckt und seit ihrer Bettung an jener Stelle ungestört geblieben. Dies sind wenige aber in die Augen springende Beweise für die Thatsache, daß Californien vor vielen Jahrtausenden bereits von Menschen bewohnt war.

Naturseltenheiten.

Californien ist reich an Naturschönheiten. Eine außergewöhnliche klare Atmosphäre gewährt großartige Fernsichten. Der gebirgige Charakter des Landes verbannt das Einförmige und bringt Mannigfaltigkeit in die Landschaft: große Flüsse, hohe Schneegebirge und Bergrücken, weite Buchten, ausgedehnte Wälder, voll majestätischer Eichen, und natürliche Wiesen, die sich alljährlich im Frühling mit frischem Grün und einem unvergleichlichen Blumenschmelz bedecken.

Die Thäler sind meistens entwaldet, nur hier und da findet man Baumgruppen, und den Gestaden der Flüsse entlang einen Strich von Gesträuch bedeckt. Die Thäler unweit der Küste sind wunderbar schön, und wenn im Laufe von 10 oder 15 Jahren dort Ortschaften gegründet und zur Blüthe gebracht werden, so wird man sich keinen schöneren Aufenthalt denken können, als jene Küstenstriche.

Napa-Valley, das reizendste dieser Thäler, ist am bevölkertsten und durchweg cultivirt, es hat 30 Meilen in der Länge und 5 Meilen in der Breite und verengt sich nach seinem Ausgangspunkte hin.

Der Napafluß ist ein kleines Wasser, läuft das ganze ebene Thal entlang, welches auf beiden Seiten von steilen, circa 2000 Fuß hohen Bergen eingeschlossen ist.

Diese Höhenzüge, die in der Nähe einen bräunlichen Ton haben, in der Ferne aber köstliche blaue Tinten zeigen, sind mit majestätischen Eichen, mit Lorbeerbäumen und Madronnas gekrönt.

Ueppige Waizenfelder mit Gerste abwechselnd, in behaglichen und sicheren Umzäunungen, elegante Farmhäuser mit fruchtbaren Gemüse- und Obstgärten zeigen sich hier den Blicken und beleben die Landschaft. Von der Spitze eines Berges herab sollte man das Thal betrachten, das sich wie ein bunter Teppich ausbreitet und, je nach der Jahreszeit und nach dem Culturzustande verschiedenfarbige Felder bildend, wie eine große Flurkarte vor den Augen des Beschauers entfaltet. Ueberall Farmhäuser nnd malerisch vertheilte Baumgruppen, die meist den Lauf der Flüsse und Nebenflüsse bezeichnen.

Die Eiche ist es namentlich, welche jenen Baumschlag charakterisirt. Im Verhältniß zu ihrer Höhe ist sie breit zu nennen, der mächtige Stamm trägt mastige Aeste, deren viele wagerecht stehen oder sich herab neigen, die Krone bildet eine Halbkugel. Die oberen Aeste der californischen weißen Eiche haben an den Enden kleine Zweige, welche 3 bis 20 Fuß lang senkrecht herabhängen, was vielen im Sommer das Aussehen giebt, als wären sie mit wildem Wein oder Schlingpflanzen bedeckt. Man denke sich da eine Fülle grauen spanischen Mooses, das von allen Zweigen wie der Bart eines ehrwürdigen Patriarchen herabwallt, nebst der dunkeln druidischen Mistel — und wir haben den Typus der dortigen Landschaft wiedergegeben.

Das Suuol-Valley, ein kleines, beinahe kreisrundes Thalbecken von 3 Meilen Durchmesser, das wegen seiner Schönheit einer glanzvollen Zukunft entgegenzugehen scheint, ist bis jetzt noch von der Kultur unberührt geblieben, aber die Kunst wird ja wohl auch hier nicht davon abstehen, diesen Fleck Erde der modernen civilisirten Welt noch annehmlicher zu machen.

Die wegen ihrer Naturschönheiten vorzüglich berühmten Punkte sind das Yosemite=Thal, die dicken Baumgruppen und die Geyser. Ersteres ist ein Felsenthal, reich an wildromantischen Punkten, mit grotesken Felsen und Wasserfällen, so großartig und schön, wie man sie auf der weiten Erde wohl nicht wiederfindet. Von senkrechten Felsen wie von gigantischen Mauern eingeschlossen, die sich 2000 bis 4500 Fuß hoch aufthürmen, hat es auf einer Strecke von 10 Meilen 5 Katarakten, von denen einer 2000 Fuß hoch, ein anderer 940, ein dritter 700 und noch zwei andere 600 und 340 Fuß hoch sind, ihre Wasser fließen durch ein natürliches Blumenbeet, das mit einem smaragdgrünen Moosteppich ausgelegt und von edeln Bäumen beschattet ist.

Das Thal liegt in der Sierra=Nevada, 4000 Fuß über der Meeresfläche und ungefähr 150 Meilen östlich von St. Francisco. Es wird von dem Hauptarm des Merced=River durchflossen, welcher sich sein Bett durch tiefe, dunkele Schluchten wühlt, in die nur wenige Strahlen des Sonnenlichts eindringen. Das Thal ist 10 Meilen lang, die breiteste Stelle hat 3 Meilen, nach den Endpunkten läuft es schmal zu. Riesenmauern von gelblichem Granit und 2000 bis 4000 Fuß hoch, die stellenweise senkrecht, sonst aber überall schroff abfallen, schließen es ringsum ein. Nur an den beiden Enden der Thäler ist es möglich, hinein oder heraus zu kommen, und auch dort noch ist der Eintritt für Pferde schwierig, für Wagen unmöglich. Das Thal zieht sich in westlicher Richtung, der Haupteingang ist am westlichen Ende, wo ein steiler Pfad 2500 Fuß tief hinabführt. Vom Bergrücken aus folgt das Auge den wunderlichen Krümmungen und Windungen des Thales zwischen den Klippen hindurch.

Zahlreiche Bergspitzen erheben sich hier und dort. In der Niederung sieht man den sich hinschlängelnden Fluß, mit frischgrünen Grasstreifen an beiden Ufern und hohen Bäumen, die von oben gesehen wie Gestrüppe erscheinen. Der einige Meilen entfernte Wasserfall zur Rechten zeichnet sich nur als ein weißer Strich an den Felsen ab. Mit jedem Schritte, den sich der Reisende nähert,

gewinnt der Fall an Großartigkeit. Die Wasser stürzen in einer Breite von etwa 35 Ellen nahezu 1000 Fuß in den Abgrund.

Wegen der wunderbaren Strahlenbrechung, die der Staubregen umher bewirkt und alles in dem schillernden Lichte der Iris zeigt, wurde der Fall die Regenbogen-Cascade genannt. Beinahe gerade gegenüber auf der nördlichen Seite des Thales und ungefähr 20 Minuten entfernt, aber scheinbar viel näher, liegt der „Capitano“ oder Capitain, ein Felsen, welcher in das Thal vorspringt und sich senkrecht von der Thalsohle bis zu 3090 Fuß erhebt. Gehen wir weiter das Thal hinauf, so kommen wir bald zu einer anderen hohen Klippe auf derselben Seite, die den Namen „Signalfelsen“ trägt und sich 2928 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Vier Meilen oberhalb des Regenbogen-Wasserfalls kommen wir zu dem großen Falle des Yosemite-River, welcher Strom sich hier über 2060 Fuß in drei Absätzen herunterstürzt; der erste davon ist 1300 Fuß, der andere 250, und der dritte 450 Fuß hoch. Ungefähr 300 Fuß von dem oberen Ende des ersteren Falles ist eine vorspringende Felsschicht, welche das Wasser bricht, wenn es niedrig ist; doch bis Mitte Juni, während der Strom durch den geschmolzenen Schnee angeschwollen ist, stürzt der größere Theil der Wasser unaufgehalten über dieses Felsenriff hinweg und dann hinab in die Felsen tief unten. Was seine Höhe anbelangt, so ist er unbestritten der größte Wasserfall der Welt; dennoch macht er nicht den Eindruck auf den Beschauer wie der Niagara.

Die geringe Wassermasse löst sich in Staubregen auf, ehe sie einmal den Boden erreicht, und im Spätsommer trocknet der Fluß ganz auf.

Der Niagarafall ist großartig und von überwältigendem Eindruck. Der des Yosemite ist wahrhaft schön und romantisch, doch bei weitem nicht von solch' erschütternder Wirkung. Die fürchterlichen Abgründe sind es hier eher, als der Sturz des Wassers an sich, welche so großen Effekt machen. Außerdem kann man sich bei dem Yosemite-Falle gerade dem Punkte, von wo aus man ihn am besten betrachten könnte, gar nicht nähern und, in einiger Ent-

fernung betrachtet, hat derselbe eher einige Aehnlichkeit mit einem riesigen Schleier von weißer Seide, der von der Klippe herunterwallt. Steht nun auch dieser Wasserfall, wie gesagt, dem des Niagara an Größe nach, so übertrifft doch die Landschaft in jeder Hinsicht jene Gegend der canadischen Grenze, und namentlich, was Abwechselung und romantische Schönheit anbelangt, letztere bei weitem, der sie an Erhabenheit mindestens gleichsteht. Ein Aufenthalt von ein oder zwei Tagen am Niagara könnte nöthigenfalls genügen, während ein Naturfreund im Yosemite-Thale Monate weilen mag und stets neuen Genuß auf seinen Touren finden wird.

Ueber den Yosemite-Fall hinaus, auf der südlichen Seite des Thales, ist der 3200 Fuß hohe Pyramiden-Felsen, so genannt nach seiner Form; drei Meilen weiter, am obern Ende des Thales, befindet sich der Mirror- oder Tocaya-Lake, ein reizendes Wasserbecken, das eine Fläche von acht Ackern bedeckt, die nördliche Seite dieses See's bespült den Fuß des North-Dome, ein kolossaler Felsenberg, 3660 Fuß hoch, der wie mit einer Thurmkuppel gekrönt ist. Nahe dem südlichen Ufer des See's befindet sich die senkrechte Front des South-Dome, ein noch höherer Berg, der sich 4481 Fuß über die Meeresfläche erhebt und alle die Höhen der Umgebung überragt. Dieser Felsen mit seiner senkrechten Wand, die hinauf bis in's Unendliche zu steigen scheint, gewährt einen erhabenen Anblick. Uns nun zurückwendend, der südlichen Seite des Thales entlang, gelangen wir bald zur Gabel des Mercedflusses, welcher sich durch eine enge Schlucht hindurch zwängt. Man ersteigt diese Schlucht zu Fuß, klettert mit vieler Mühe über Felsen und durch Gestrüpp und kommt in einer Entfernung von $1^1/_2$ Meilen zu dem Vernal- oder Canopah-Wasserfall, wo der hier circa 100 Fuß breite Strom in ein 350 Fuß tiefes Becken stürzt, das von immergrünen Bäumen umwachsen ist.

Dieser Wasserfall besitzt den großen Vortheil über alle die anderen Fälle des Yosemite-Thales, daß man sich demselben von oben her nähern und ihn deshalb von dem Gipfel der Granitklippe herab beschauen kann, die, mit einer natürlichen Brustwehr versehen, ganz wie für Liebhaber der Naturschönheiten geschaffen ist. Unge-

fähr eine halbe Meile oberhalb des Vernal-Falles stürzt sich der Fluß auf's Neue 700 Fuß in die Tiefe; es ist der Nevada- oder Awanee-Fall, aber es kostet einen Umweg von $1^1/_2$ Meilen, um kletternd diese Stelle zu erreichen. Die lothrecht herunterstürzenden Wasser zerstieben an den hervorragenden Felsen zu einem feinen Staubregen.

Ungefähr zwei Meilen westlich davon befindet sich die Tusayac-Cascade, die ungefähr 600 Fuß hoch und nur mit Schwierigkeit zu ersteigen ist.

Mehrere hundert Ellen oberhalb des Tocoya-Lake liegt der See Tesahae, von ungefähr sechs Ackern in Ausdehnung und 40 Fuß tief. Man kann sich keinen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Scenerie dieses Thales machen. Da giebts tausend Ecken und Winkel und bewaldete Thälchen voll Anmuth und Reiz. Die felsigen Klippen tragen die sonderbarsten Formen, indem sie bald Pyramiden und Burgen, bald Kuppeln und Thürmen oder gar Schornsteinen ähnlich sehen.

In einem der Felsen ist ein enger durchgehender Riß, der 100 Fuß tief einschneidet, wie wenn ein Riese einen ungeheueren Sägeneinschnitt gemacht hätte, um einen Theil des Gebirges abzulösen, seine Arbeit aber unvollendet ließ.

Der sich wie ein Silberstreif durch das Thal schlängelnde Fluß trägt außerordentlich viel zu dessen Anmuth und Schönheit bei; sein Wasser, wie das der Seen, ist im Sommer klar wie Krystall, trübt sich jedoch im Frühjahr.

In allen dortigen Gebirgswassern kommt die Bergforelle vor.

Die Temperatur des Thales ist kühl, die zahlreichen Wasserfälle rufen Luftströmungen hervor, die in der Nähe die Atmosphäre oft stürmisch erregen. Hinsichtlich der Vegetation und Temperatur herrscht zwischen den beiden Seiten des Thales eine große Verschiedenheit; da die nördliche Seite fast den ganzen Tag über im Sonnenschein liegt, so ist sie viel wärmer, als die schattige, mit Klippen garnirte Südseite.

Während im Mai und Juni alle Gesträuche und Blumen im

vollen Blätterschmuck und Blüthenflor längs der nördlichen Felsenmauer hin prangen, knospen erst dieselben Arten kaum zwei Meilen südlicher, aber die zarteren Gewächse sind auf der schattigen Seite doch gesunder von Natur, als auf der sonnigen Nordseite, welche durch die späten Fröste des Frühjahrs viel zu leiden haben und gewöhnlich schon in ihrem Entstehen verkrüppeln. Vor Mitte Mai ist das Thal wegen dem vielen Schnee nicht ersteigbar, und die beste Zeit, es zu besuchen, ist der Juni. Im Spätsommer und Herbst nimmt die Wassermenge sehr ab, und der Yosemite-Fall wird dann zu einem tröpfelnden Bächlein.

Es giebt hier einige Häuser zur Bequemlichkeit für Reisende, aber gewöhnlich wird das Thal von Reisegesellschaften zu Pferde besucht, die einige Saumthiere mit sich führen, um Zelte, Betten, Lebensmittel und Kochgeschirr zu tragen; die Damen der Partie tragen dabei Kleider nach dem s. g. Bloomerstyl. Wagen gelangen nicht bis innerhalb 40 Meilen vor dem Thale.

Außer einigen Wachteln und Hasen giebt es hier kein Wild. Das Thal wurde noch Anfangs der fünfziger Jahre von einem kriegerischen Indianerstamme bewohnt, welcher einen Krieg mit den Weißen anfing, in welchem dieser Stamm ganz zusammengehauen und vernichtet wurde. Kaum ist jetzt noch hier und da eine Spur seiner Pfade übrig geblieben. Von den Weißen wurde das Thal zuerst im Jahre 1848 betreten; da aber die Presse keine Notiz davon nahm, so blieb es dem Publikum noch bis zum Jahre 1854 unbekannt, und erst seit 1856 fanden sich viele Besucher dort ein.

Zwanzig Meilen vom Yosemite-Thale befindet sich die Gruppe der Mammuth-Bäume im Mariposa-County, deren zunächst als ein großes Naturwunder Californiens wir hier zu gedenken haben. Man zählt 427 dieser Stämme, von denen der größte 30 Fuß Durchmesser hat und 300 Fuß hoch ist. Der Mammuth-Baum ist die größte Species unter den Bäumen, die es in der Welt gibt, und die genannte Gruppe wiederum ist die größte, die man kennt. Auf dem westlichen Abhange der Sierra Nevada, circa 4500 Fuß über der Meeresfläche, findet der Reisende diese Riesen des Waldes,

20 bis 30 Fuß im Durchmesser und 200 bis 300 Fuß hoch. Ein erhebender Anblick! jedes einzelne Exemplar erregt Bewunderung. Welch' neue Ideen erweckt nicht ein einziger Blick auf diese ungeheuren Pflanzenwesen!

Ja, „glorreich wie der Schöpfungsmorgen" ist dieser Hain, der aus der Vorwelt — kein todter Fels, nein, als ein organisches Leben, noch immer fühlend und empfindend, leidend und genießend, in die Jetztzeit herüberragt! Sinnend und in Staunen verloren treten Bilder, wie der Kampf der Titanen gegen die Götter, vor die Seele des Beschauers, dessen Phantasie jene Himmelsstürmer mit Baumstämmen wie diese bewaffnet. Man könnte sagen, die Bäume sind so hoch, daß man zweimal an ihnen hinauf sehen und sie erst eine Zeit lang betrachten muß, um den vollen Eindruck zu empfinden, den ihre Höhe übt.

Der Reisende thut wohl, sich flach auf den Rücken zu legen und so die Höhe zu sehen. Bedenkt man, daß wenn der Thurm der Newyorker Trinity-Kirche, welcher der höchste von Menschenhand hergerichtete Gegenstand in den vereinigten Staaten ist, zwischen diesen Bäumen stände, derselbe doch, trotz seiner Höhe von 280 Fuß, in einiger Entfernung dem Auge nahezu verschwinden würde.

Die Gruppe bedeckt eine Fläche von einer halben Meile in Breite und dreiviertel Meilen Länge. Diese Bäume, ihrer Größe nach unterschieden, lassen sich folgendermaßen classificiren: drei Stück sind von 34 Fuß Durchmesser, zwei von 32 Fuß, 13 zwischen 25 und 30 Fuß, 36 zwischen 20 und 25 Fuß und 82 zwischen 15 und 20 Fuß, zusammen 134 Bäume zwischen 15 und 20 Fuß im Durchmesser, die übrigen 293 haben von 1 bis 15 Fuß Stärke, außerdem sieht man einen dieser Bäume am Boden liegen; ein beträchtlicher Theil davon ist schon verbrannt, doch zeigt der Augenschein, daß er beinahe 40 Fuß im Durchmesser hatte und 400 Fuß hoch war.

Der Mammuth-Baum hat immer grüne Blätter und gehört nach Linné zu den Cypressen (Cupressus).

Im Jahre 1853 hörte man zuerst von den dortigen Mammuth-Bäumen.

Professor Lindley erklärte die Bäume nicht nur für neue Species, sondern machte sogar ein neues Genus daraus, er nannte sie Wellingtonia gigantea. Die meisten Botaniker tadeln Lindley, daß er sie für ein neues Genus erklärte. .

Dr. Seemann nannte den Mammuth-Baum Sequoia gigantea, unter welchem Namen der Baum jetzt allgemein in den besseren botanischen Werken aufgeführt wird. Die Samenkörner sind nicht mehr als 1/4 Zoll lang, 1/6 Zoll breit und fast so dünn wie Schreibpapier. Die an den größten Bäumen nicht weniger als 18 Zoll dicke Rinde ist röthlich braun und von einer rauhen trockenen sehnigen und elastischen Substanz.

Das weiche, elastische, gradfaserige Holz spaltet sich gern, ist im trockenen Zustande leicht von Gewicht und von rother Farbe und sehr dauerhaft.

Der Mammuth-Baum liebt tiefen fruchtbaren Boden und ist immer von dichtem Gestrüpp, von immergrünem Gesträuch und verschiedenen Arten Tannen, Fichten und der californischen Ceder umgeben.

Es ist ein reizender Aufenthalt in diesen Wäldern, tiefe, feierliche Stille herrscht, und wenn das Auge zum dunkeln Blätterdome hinaufschaut, fallen einzelne Lichtstrahlen und Sonnenblicke durch die Wipfel der säulengleichen Stämme, die durch den stürmischen Wind des Gebirges wie Rohrhalme aneinander geweht werden; die Bäume stehen so dicht, daß der Boden, niemals von der Sonne beschienen und immer feucht, einen üppigen Unterwuchs an Moosen, verschiedenen Blümchen und Beeren hervorbringt.

Viele junge Exemplare der Siquoia gigantea sind jetzt in Gärten Californiens, der östlichen Staaten und in Europa angepflanzt.

Einer dieser Bäume, den man auf einer Höhe von 160 Fuß vom Boden seiner Rinde beraubt hatte, blieb noch 2 1/2 Jahr grün und blühend, und es war erst in dem kalten Winter von 1856 auf 1857, als man die ersten Spuren seines Absterbens bemerkte; sieben

Jahre waren seit der Abschälung der Rinde verflossen und doch einige Zweige noch grün.

Ein Theil der Rinde und des Holzes dieses endlich gefällten Baumes befanden sich im Krystallpalast zu Sydenham, ist aber bei dem letzten Brand zerstört.

Man hat die Ringe dieses Baumes gezählt und danach sein Alter, je nach der verschiedenen Berechnungsmethode, auf 1900 bis 3000 Jahre geschätzt. Vielleicht sproßte er aus der Erde, als Rom auf dem Höhepunkt seines Glanzes stand. Kein Königreich, keine Sprache, keine Religion in Europa oder Amerika ist so alt, als dieser Stamm es war.

Es war schon ein großer Baum vor der Gründung der christlichen Kirche und konnte schon den Schnee von 1500 Wintern auf seinen Aesten getragen haben, ehe einmal die Aera moderner Civilisation anbrach.

Zwanzig Jahrhunderte, das ist wohl sicher anzunehmen, blicken von den Häuptern der größeren Bäume den Menschen an, der wehmüthig die kurze Spanne seiner Lebenszeit damit vergleicht, und manche der mindergroßen werden wahrscheinlich noch nach tausend Jahren grünen und leben, nachdem alle unsere gegenwärtigen Monarchien und Republiken, unsere politischen und socialen Institutionen von der Erde verschwunden und — vielleicht durch bessere Einrichtungen ersetzt worden sind, vermittelst deren die Menschen unter günstigern Verhältnissen leben können, ohne ferneren Vorwand zu haben, ihre Brüder auf mehr oder minder gesetzliche und respektabele Art und Weise zu täuschen und zu übervortheilen.

Doch kommen wir auf unsern Gegenstand zurück. Bei vielen dieser Bäume sind Höhlungen an der Wurzel eingebrannt, bei einigen an mehreren Stellen, um den Stamm herum, und derart ausgehöhlt, daß sie gewissermaßen auf zwei oder drei Füßen stehen.

Einer dieser ausgebrannten Stämme in der Calaveras-Gruppe, «Uncle Tom's Cabin» (Onkel Tom's Hütte) genannt, enthält einen leeren Raum von circa 12 Fuß im Quadrat.

Die größten Bäume sind oben wie stumpf abgebrochen, welcher

Umstand den in der Sierra Nevada häufig vorkommenden ungeheueren Schneefällen zuzuschreiben ist. Man findet die Bäume bald sehr dicht, bald wieder verhältnißmäßig weitläufig stehend; gelegentlich sind zwei oder drei Stämme am Boden wie zu einem Baume vereinigt, obwohl sie als Schößlinge einst 20 bis 30 Fuß von einander entfernt gewesen sein mögen!

Ferner sind die Geyser in dem nördlichen Theile des Sonoma-County zu den Naturseltenheiten Californiens zu zählen.

Sie befinden sich in einer tiefen und steilen Schlucht, deren ganze Umgebung die Stempel eines entschieden vulkanischen Charakters trägt. Von der westlichen Abdachung des Gebirges herab, welches den Clear-Lake von dem Thale des Russian-River trennt, ergießt sich der Pluton-River, in dessen Nähe die Geyser sind, eine Anzahl Quellen, deren siedendes Wasser große Massen Dampfes zischend und brodelnd und polternd ausströmt.

In ihrer Nähe giebt es viele lauwarme und kalte Quellen, welche viel zu dem wunderbaren Charakter der Gegend beitragen. Nur wenige Schritte von einander findet man hier heiße und kalte, ruhige oder kochende Quellen.

Außerdem ist das Wasser eben so verschieden von Geschmack, Geruch und Farbe, wie in seiner Temperatur und Wirkung.

Die eine Quelle riecht fast wie faule Eier, eine andere ist schwarz wie Tinte, eine dritte heißt die „Augenwasserquelle" und wird als heilsam für schlimme Augen und Hautkrankheiten gerühmt, während das Wasser von anderen Quellen als starkes Purgativ gilt. Der Boden der Schlucht ist stellenweise mit solchen Mineralien bedeckt, welche von diesen Quellen niedergeschlagen wurden und unter denen Schwefel, schwefelhaltige Magnesia (das s. g. Epsomsalz) und verschiedene andere Eisensalze vorherrschen.

Eine höchst eigenthümliche Erscheinung bietet der Geyser, «The steam pipe» (das Dampfrohr) genannt, ein ungefähr acht Zoll im Durchmesser haltendes Loch in der Hügelwand, aus welchem eine große Dampfsäule zu einer Höhe von abwechselnd 50 bis 200 Fuß emporsteigt. Der Dampf poltert und rumort unaufhörlich und

bricht manchmal stoßweise und unter Zischen stärker, als aus dem Sicherheitsventil einer Lokomotive hervor. Derselbe setzt Schwefelblüthe an die Gegenstände an, die sich in der Nähe befinden.

The devil's punch-bowle (des Teufels Punschbowle), auch the witche's cauldron (der Hexenkessel) genannt, ist ein Loch von sechs Fuß Durchmesser an der Hügelswand; die Flüssigkeit in der Bowle ist schwarz und dick und wird durch die Hitze in beständiger Bewegung erhalten. Der Dampf, welchen sie ausströmt, setzt schwarzen Schwefel auf den Felsen an.

Die Seiten der Terrain-Vertiefung dampfen unaufhörlich.

Die Geyser sind ein beliebter Vergnügungsort, wo sich zahlreiche Besucher aus dem ganzen Staate einzufinden pflegen. Sie liegen 1700 Fuß über dem Meeresspiegel.

In der Colorado-Einöde, ungefähr 33 Grad 25 Minuten nördl. Breite und 115 Grad 45 Minuten westl. Länge, befinden sich einige merkwürdige Schlammvulkane.

Dieselben liegen tiefer als der Meeresspiegel, und wenn die Wasser des Oceans sich einmal bis hierher erstrecken sollten, würden natürlich jene Vulkane unseren Blicken dadurch entzogen werden. Gegenwärtig werden sie nur selten besucht, da ein Ausflug in jene öde Gegend mit Strapazen und Mühseligkeiten verbunden ist.

Die Vulkane bedecken einen Raum von 1/4 Meile Länge und 1/8 Meile Breite; diese Fläche ist von weichem Schlamm bedeckt, durch welchen beständig heißes Wasser und Dämpfe unter so großem Geräusch hindurchbrechen, daß man es in einer Entfernung von fast fünf Stunden hören kann, aber bis zu einer noch größeren Entfernung ist der Dampf sichtbar.

Die Masse des Wassers, welches ausgeworfen wird, ist im Vergleiche zu der des Dampfes gering, der an vielen Stellen mit einem zischenden Geräusch aus dem Boden fährt, hier und da fast mit Explosionskraft hervorbricht und den Schlamm mit einem lauten Knall 100 Fuß hoch in die Luft schleudert.

Es giebt Stellen, wo der Schlamm wie ein kochender, dicker Brei in beständiger Bewegung sich befindet und große Blasen in

die Höhe steigen, die an der Oberfläche zerplatzen, während an anderen Orten sich Kegel, zu einer festen Masse erstarrt, und bald kuppelförmig, bald stumpf oder mehr oder minder spitz, gebildet haben. Auch sieht man kochende Quellen, welche ihr Wasser 20 bis 30 Fuß hoch auswerfen, und große Wasserbecken von 100 Fuß Breite, in denen 5 bis 6 Fuß unter dem Rande ein bläulicher Teig beständig kocht.

Um einige der Quellen haben sich schöne Incrustirungen von kohlensaurem Kalke in Verästelungsgebilden angehäuft; andere sind von Schwefel-Ablagerungen umgeben. Ein Schwefelgestank steigt aus diesen Salzen auf, und es ist auch schon deshalb sehr gefährlich, sich den Quellen und Kesseln zu nähern, da die obere Kruste des ringsum weichen Bodens häufig mit großer Kraft berstet, um neue Quellen, Dampfventile und Schlammkessel zu bilden, und der bei solchen Gelegenheiten ausgeworfene kochende Schleim würde einen Menschen augenblicklich tödten können.

Fünfzehn Meilen nordwestlich von der Stadt Santa-Cruz liegen die s. g. „Ruinen", wie einige vierzig senkrecht stehende Cylinder von Sandstein genannt werden, die 1 bis 2 Fuß dick und mit 6 bis 14 Zoll weiten Löchern, die durch den Stein hindurch gehen, bedeckt sind. Diese Cylinder wurden im Jahr 1855 in Sand gebettet und neben Sandsteinbergen entdeckt; man vermuthete zuerst, daß sie von Menschenhand herrührten, daher ihr Name „die Ruinen". — Großes Interesse erregte ihre Entdeckung und eine Anzahl Arbeiter wurden angestellt, um den Sand zu beseitigen und das Fundament der Cylinder bloszulegen. Die Ausgrabung wurde an einer Stelle bis zu 40 Fuß Tiefe fortgesetzt, und man fand hier, daß die Säulen unmittelbar auf dem Sandstein-Urboden standen. Der Felsen war abschüssig und rauh, und nicht die geringste Spur zu entdecken, daß Menschenhände hierbei thätig gewesen.

Zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen, die in Californien vorkommen, sind die Luftspiegelungen in der Colorado-Einöde und am Great-Basin (großen Basin) zu zählen. Alle Phänomene der

Fata-Morgana, sagt Professor W. P. Bake, kommen dort in großartigem Maßstabe vor.

Ganze Gebirgszüge, die so ferne sind, daß sie unter dem Horizont liegen müssen, zeigen sich den erstaunten Blicken mit verzerrten und modificirten Conturen.

Umgekehrte Bilder kleinerer Gegenstände werden oft beobachtet, und crystallhelle Seen laden den Reisenden ein, sich zu erfrischen.

Die erste Beobachtung dieser Art wurde von Blake's Reisegesellschaft gemacht und zwar von der Ebene von Carriso-Creek nach dem circa 90 Meilen entfernten Gila hin. Es war früh am Morgen und der östliche Himmel hatte jene goldige Färbung, welche dem Aufgang der Sonne vorauszugehen pflegt. Große blaue Säulen, schlanke Kirchthürme und überhängende Abgründe, erschienen am entgegengesetzten Ende der Ebene. Ihre Conturen wechselten allmälig und als die Sonne höher stieg, verschwanden sie langsam. Nachdem die Gesellschaft Fort-Yuma erreicht und die phantastisch gezackte Peripherie der Gebirge zu Gesicht bekam, wurde es ihr auf einmal klar, daß diese das Original jenes gezackten Luftbildes waren. Diese Phänomene sind im Sacramento- und in den Küstenthälern gar nichts Seltenes.

Die bemerkenswerthesten Höhlen in Californien sind: die Alabaster-Cave, 7 Meilen von Auburn, Bower-Cave (Laubenhöhle), 12 Meilen von Coulterville, die Cave of Skulls (Schädelhöhle) im Calaveras County und Santa-Cruz-Cave, zwei Meilen von der Stadt Santa-Cruz.

Die Alabaster-Höhle hat zwei Gemächer, eines circa 100 Fuß lang und 25 Fuß breit, das andere 200 Fuß lang 100 Fuß breit. Sie enthält eine große Anzahl der interessantesten Tropfsteingebilde. Die Bower-Höhle hat 100 Fuß in der Länge und 90 Fuß in der Breite; der Eingang zu derselben ist 70 Fuß lang und an manchen Stellen nur 4 Fuß breit.

Die Santa-Cruz-Höhle besitzt eben nichts Anziehendes. Die Schädel-Höhle ist merkwürdig durch den Umstand, daß man bei ihrer Entdeckung eine Anzahl Schädel und Gebeine von Menschen

fand, die von der Dicke eines Blattes bis zu einem Zoll mit Kalk überzogen waren. Diese Knochen befinden sich jetzt in dem Naturalienkabinet des Smithson'schen Instituts.

In Cave-City und 7 Meilen von Murphys im Calaveras-County liegt eine Höhle, in welcher um's Jahr 1855 die Mitglieder einer Knownothing-Loge sich zu versammeln pflegten. An dem hohen und steilen Ufer der mittleren Gabel des Cosumnes-River, 80 Fuß über dem Strome, befindet sich die Limestone-Cave (Kalksteinhöhle) mit vielen Kreuz- und Quergängen und einigen schönen Tropfstein-Gebilden.

Außer den Cascaden des Yosemite-Thales giebt es noch eine große Anzahl anderer in dem Staate. Ein ungefähr 500 Fuß hoher Wasserfall am Fall-River, welcher sich in die mittlere Gabel des Feather-Rivers entleert, verdient besonderer Erwähnung.

An der Südgabel des American-River stürzt sich das Wasser über einen 380 Fuß hohen gebogenen Felsen hinab in die Tiefe, in der Entfernung einem schmalen Streifen Schnee vergleichbar; ein anderer 75 Fuß hoher gehört dem San Antonio-River an, dessen Gefälle innerhalb einer Meile zusammen nicht weniger als 400 Fuß beträgt und einer im Nevada-County von 300 Fuß, die Riffle-box-Falls genannt, sind sehenswerth.

Californien hat fünf natürliche Brücken. Die größte derselben führt über einen kleinen Fluß, der sich in die Hay-Fork des Trinity-River ergießt, wo eine Felsenlage von 300 Fuß Breite das Thal durchkreuzt. Unter diesem Felsen her strömt das Flüßchen durch einen 80 Fuß breiten Bogen von 20 Fuß Höhe. Der Felsen über dem Wasser hat 150 Fuß Mächtigkeit.

Am Lost-River, im Siskiyou-County, sind zwei, ungefähr 30 Fuß von einander entfernte Natur-Brücken.

Die beiden Felsen gehören der Sandsteinschiefer-Formation an, und ist jeder derselben 10 bis 15 Fuß breit, der Strom mißt circa 80 Fuß in der Breite. Eine dieser Brücken wird gewöhnlich von den Reisenden benutzt. Ueber den Coyote-Creek, im Tolumne-County,

10 Meilen nördlich von Sonora, führen auch noch zwei natürliche Brücken, sie sind eine halbe Meile von einander entfernt. Die obere ist 285 Fuß lang; der 36 Fuß hohe Felsen fängt 30 Fuß über dem Wasser an. Die untere Brücke ist in der Form und Größe der anderen entsprechend.

Im Nordosten des Plumas-County gibt es viele heiße Quellen, vielleicht wohl 1000 an der Zahl, die einen Flächenraum von 10 Acker einnehmen. Ihr Poltern und Zischen kann man eine Meile davon, den Dampf aber schon in einer größeren Entfernung wahrnehmen.

Auf dem ganzen Terrain herrscht ein starker Geruch von Schwefel, welches Mineral nebst Alaun und verschiedenen anderen Salzen an den Quellen umher in Masse vorkommt. Wenigstens an vier oder fünf Stellen in Californien ist die Erde unausgesetzt heiß und schwefelhaltige Gase und Dämpfe entweichen dort beständig.

Eine solche Solfatara gibt es circa 15 Meilen östlich von Santa-Barlava, eine andere bei Owen's-Lake, noch eine andere nahe den Geysern in Sonoma, endlich eine bei den heißen Quellen im Plumas-County.

Berg-Shasta. — Eine vortreffliche Gelegenheit zu romantischen Abenteuern bietet die Besteigung des Mount-Shasta. Verschiedene Reise-Gesellschaften haben bereits seinen Gipfel erklommen, welches, beiläufig gesagt, keine Kleinigkeit ist. Der Berg ist äußerst steil und rauh; dazu kommt noch, daß man die Entfernung vom Fuße (auf der Südseite) bis zur Spitze auf 15 Meilen veranschlagen muß. Beim Ersteigen trifft man auf mehrere Seen, welche wahrscheinlich die Stellen früherer Krater andeuten. Am Gipfel selbst stehen Basaltsäulen, die sich wie Schornsteine am Horizonte abzeichnen. Eine wahrhaft großartige Aussicht belohnt reichlich die Mühen der Ersteigung; der Berg erhebt sich 14,400 Fuß über die Meeresfläche und überragt bei Weitem alle Gebirge in der Nähe und Ferne; nach keiner Richtung hin ist der Blick beschränkt. Unge-

fähr 300 Fuß westlich vom Gipfel liegen etwa ein Dutzend dampfende Schwefelquellen, und der Boden umher ist unangenehm heiß.

Die Luft auf dem Shasta ist so verdünnt, daß Mancher, der ihn erstiegen, über Schwindel, Kopfweh, Blutspeien und beschwerliches Athmen geklagt.

Botanik.

Californien hat seine Absonderlichkeiten sowohl in der Thier- als auch in der Pflanzenwelt. Vierfüßler, Vögel und Fische, allesammt sind zum Theil verschieden von denen anderer Länder. Der californische Geier ist nächst dem Condor von Südamerika der größte der fliegenden Vögel; leicht könnte er nach anderen Theilen des Continents übersiedeln, aber er hat das Goldland sich zur ausschließlichen Heimath erkoren und wird niemals östlich von den Roky-Mountains angetroffen. Der graue Bär könnte wohl fast ebenso leicht große Reisen unternehmen, aber man findet ihn gerade nur in Californien und Oregon.

Der californische Hirsch unterscheidet sich von dem der östlichen Staaten durch Geweih, Gebiß, Läufe, Farbe und Größe.

Der Paisano (ein Vogel) ist nur westlich von der Sierra-Nevada heimisch.

Der Robin von Neu-England unterscheidet sich von dem Robin in Alt-England, und der Californier Robin ist verschieden von beiden.

Die Fische auf dem Markte von San Francisco sind verschieden von denen, die man in New-York verspeist, und die in Californien eigenthümliche Art kommt nicht einmal mehr im benachbarten Staate Oregon vor.

Dasselbe oder wenigstens Aehnliches gilt von den Bäumen. Es gibt hier Eichen, Tannen, Pechtannen, Fichten, Sycamoren, Kastanien- und andere Bäume, bei denen ein aufmerksamer Beobachter auf den ersten Blick viele wichtige Einzelheiten wahrnehmen wird, durch welche sie sich von den Bäumen unterscheiden, die unter demselben Namen anderswo vorkommen. Californien mit einem nicht großen Theil der angrenzenden Gebiete bildet eine bestimmt abgegrenzte botanische Welt. Seine Vegetation gehört so recht eigentlich dem dortigen Grund und Boden an und ist nicht nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur erst dorthin verpflanzt worden.

Ein großer Theil des Landes ist mit prächtigen Wäldern bedeckt, und an dem Fuße der Sierra-Nevada, sowie in den Küstenthälern, gibt es wunderschöne offene Gruppen von Eichbäumen, während das Sacramento- und San-Joaquin-Thal fast baumlos sind.

Der Baumwuchs Californiens zeichnet sich namentlich durch die dort vorherrschenden Nadelhölzer aus, deren es eine Anzahl der größten und schönsten Species besitzt, die bis zu einer Höhe von 300 Fuß und einer Stammesstärke von 10 Fuß und darüber hinaus wachsen. Hierher gehören: der Mammuth-Baum, der Sandelholz- (oder Brasilienholz-) Baum, die Zuckerfichte, die Rothtanne, die gelbe Tanne und der Lebensbaum (Thuja-gigantea). Noch andere Nadelholz-Arten tragen zur Pracht der dortigen Wälder viel bei. Auch der Lorbeerbaum, der Madrona, die immergrüne Eiche, die Nußtanne (Pinus sabiniana), sowie immergrüne Bäume vom Wuchse solcher, welche im Herbste ihre Blätter verlieren. Letztere Art ist hier vergleichsweise selten, und die es davon gibt, liefern eben kein besonderes Werkholz.

Der Mammuth-Baum (Sequoia gigantea) wurde schon im vorigen Capitel näher beschrieben.

Der Sandelholzbaum (Sequoia-sempervirens, engl. redwood) ist von allen Bäumen in Californien der zweite hinsichtlich seiner Größe und der erste nach seiner Bedeutung für den Handel, obwohl kaum wichtiger als die Zuckerfichte. Er wächst nur bis zu 30 Meilen vom Ocean und zwar auf der Strecke von Montery bis nach Crescent-City, sonst nirgendwo im Staate. Derselbe hat eine auffallende Aehnlichkeit sowohl in der Farbe, in Faser und Rinde, wie auch in der Gestaltung und Gruppirung der Blätter mit dem Mammuth-Baume, dem er in Größe nicht allzu sehr nachsteht. Im Santa-Cruz-County steht ein Sandelholzbaum, Fremont's-tree genannt, welcher 270 Fuß Höhe und 19 Fuß im Durchmesser mißt. Eine Höhe von 250 Fuß ist nichts Seltenes. Das Holz ist sehr gerad, faserig, ungemein dauerhaft, weich und leicht. Kein Holz läßt sich so leicht, so schön und regelmäßig spalten und eignet sich so gut zum allgemeinen Gebrauch für die Farmerei; es ist das hauptsächlichste Baumaterial an der Küste und hält sich fast ebenso gut unter der Erde wie an der Luft. Die Farbe ist ein brillantes dunkelroth, welches eine herrliche Politur annimmt. Der Baum wächst in dichten Wäldern, die einen unermeßlichen Reichthum von Holz enthalten. So gibt es auf der Ebene südöstlich von Crescent-City viele hundert Acker Landes, wo auf je 15 Quadrat-Fuß ein Baum von 220 Fuß Höhe kommt, was Leuten, welche nur Wälder in Europa oder östlich vom Missisippi gesehen haben, unglaublich erscheinen mag.

Ein solcher Baum liefert oft 20 schöne Blöcke zum Schneiden, deren jeder 10 Fuß lang ist. Man rechnet, daß ein Acker gewöhnlich circa eine Million Fuß geschnittenes Holz abwirft, was, wenn auch nur gering, 15 Dollars per 1000 Fuß, 15,000 Dollars ausmacht. Der Baumstumpf treibt eine Anzahl von Schößlingen, von denen einer oder zwei die anderen schwächeren unterdrücken, um selbst wieder starke Bäume zu werden. Und so ist ein Sandelholz-Wald beinahe unvertilgbar.

Die Zuckerfichte (Pinus lambertiana) ist der prächtigste aller Bäume seines Geschlechts, und in der That gibt es in der

Pflanzenwelt nur vielleicht der Mammuth- und der Sandelholz-Baum, als die anerkannten Könige des Pflanzenreichs, die über der Zuckertanne ständen. Sie ist nahe verwandt mit der Weißtanne (Pinus strobus) der östlichen Staaten, obschon, wie Dr. Newberry sagt, sie, wie alle Coniferen, an der Küste des stillen Oceans ein Ebenmaß und eine Vollkommenheit in der Form, sowie eine Pracht und Ueppigkeit des Wuchses zeigt, die von keiner Baumart auf Erden erreicht wird.

Der Baum erreicht bisweilen eine Höhe von 300 und einen Durchmesser von 20 Fuß, selten sieht man ihn jedoch höher als 210 Fuß. Schon der junge Stamm läßt auf die Majestät schließen, die ihm einstmals eigen sein wird; schon wenn er erst einen Fuß im Durchmesser hat, erscheint er wie ein junger Riese gegen Bäume anderer Art.

Seine regelmäßig gewundenen Zweige, wie der mit einer graugrünen Rinde bekleidete Stamm zeigen, daß die Pflanze, trotz der stattlichen Größe, doch noch gleichsam ein Milchling ist und sein viele Jahrhunderte umfassendes Leben erst begann.

Die Zuckertanne trägt einen, das ganze Geschlecht der Coniferen characterisirenden Zug an sich, nämlich die große Entwickelung des Stammes auf Kosten der Aeste.

Fast die ganze Höhe liegt eben im Stamme an sich, der gewöhnlich ohne jede Biegung als senkrechter Kegel dasteht, spärlich mit Zweigen besetzt, welche, wie in Blumengewinden von Epheu, sich um die säulengleichen Stämme schlingen. Die Blätter sind drei Zoll lang, dunkelblaugrün von Farbe und zu je fünf gruppirt. Der Baumschlag ist nicht dicht, die Tannäpfel sind manchmal 18 Zoll lang und vier Zoll dick. Das Holz ähnelt dem der Weißtanne: weiß, weich, gleichmäßig, geradfaserig und leicht zu spalten. Es liefert das beste Holz für das innere Gebälk der Häuser und ist das hauptsächlichste Baumaterial in der Sierra-Nevada. Der Baum hat seinen Namen von einem süßen Harze, welches er ausschwitzt. Dieses Harz gleicht dem Zucker im Aussehen, in der Körnung und im Geschmacke; man kann es von dem Manna der

Droguisten nur durch einen kleinen Anflug von Terpentingeruch unterscheiden; auf den menschlichen Körper wirkt es abführend und blutreinigend.

Die gelbe Tanne des Westens (Pinus ponderosa) ist ein edler Baum; seiner Größe nach folgt derselbe auf die Zuckertanne. Sein Durchmesser erreicht manchmal sieben Fuß und die dunkelgrünen Blätter stehen je zu drei an den Spitzen der Zweige büschelartig zusammen.

Die Nußtanne (Pinus sabiniana) zeichnet sich durch ihre umfangreiche Krone und ihre großen Früchte aus, die voll eßbarer Saamenkörner sind. Sie erreicht selten mehr als 60 Fuß, obwohl der Stamm oft vier Fuß im Durchmesser hat, eine Stärke, die bei den meisten Nadelhölzern die doppelte Höhe voraussetzen läßt.

Die Körner, größer als die gewöhnliche weiße Bohne, reizen, trotz ihres geringen terpentinartigen Beigeschmacks, den Gaumen. Sowohl die Farbe als die Vertheilung der 4 bis 10 Zoll langen Nadeln erinnern in der Entfernung gesehen an die Weide.

Der Baumhacker (Specht) wählt die Nußtanne zum Vorrathshaus für den Winterbedarf, indem er kleine Löcher in die Rinde arbeitet, groß genug, um je eine Eichel darinnen aufzubewahren, und zwar so dicht, daß auf je einen Quadratfuß im Stamme 20 bis 30 solcher Löcher kommen. Der Reisende, unbekannt hiermit, weiß sich zuerst gar nicht zu enträthseln, wie eine solche Unmasse von Eicheln so fest in den Stamm hinein geklemmt werden konnte.

Für die Indianer bildeten diese Früchte früher einen bedeutenden Theil ihres Lebensunterhalts. Beim Einernten kletterten sie auf eine eigenthümliche Art und Weise den Baum hinan, indem sie an der rauhen Rinde sich festhielten und die Füße gegen den Stamm ansetzten, ohne daß der Körper letzteren berührte.

Die Rothtanne ist ein Baum von beträchtlicher Größe, sie wird bis zu 300 Fuß hoch und ihr Stamm erreicht einen Durchmesser von 10 Fuß. Es ist, wie Dr. Newberry sagt, einer der ersten unter den Baum-Riesen, welche sich einigten, um die Wälder des Westens zu bilden. Das Holz ist stark, aber grob und nicht gleich-

faserig. Es wird viel für die gröberen Arbeiten in Häusern und zum Schiffsbau benutzt.

Mit Uebergehung noch mehrerer Arten, deren Aufzählung uns der Raum dieser Blätter nicht gestattet, erwähnen wir nur noch die weiße und die wohlriechende Ceder, den Lebensbaum (Thuja gigantea), den Taxus, den Muscatnußbaum, die Küsten-Cypresse. Der californische Lorbeerbaum, Ceanothus-Flieder genannt, von dem es viele Arten gibt, ist ein wunderschöner immergrüner Strauch, der etwa 10 Fuß hoch wird; die dem Flieder ähnlichen Blüthen schattiren zwischen Blau, Violett und Roth, je nach der Species. Der Strauch bringt eine Menge kleinerer Zweige mit einer dichten Blättermasse hervor und läßt sich leicht zu jeder Form heranziehen.

Fast hätten wir der californischen weißen Eiche zu gedenken vergessen. Sie gleicht der weißen Eiche auf der atlantischen Seite an Farbe, Rinde und Blätterform, aber wird selten über 60 Fuß hoch, mißt, jedoch nicht oft, von einer Seite zur anderen, 120 Fuß. Aus dem zuweilen acht Fuß dicken Stamm stehen die Aeste horizontal hervor; von 10 Fuß über der Wurzel an und weiter hinauf wird der Stamm durch die großen Aeste zu Grunde gerichtet. Der Baum liefert kein geradstrackes Holz zum Bauen, denn es ist so weich und brüchig, daß es nicht einmal zu einer Feldumzäunung verwendet werden kann, wohingegen die weiße Eiche des Mississippi-Thales ein sehr werthvoller Baum ist, mit einem Stamme, so gerad und hoch und mit einem so zähen Holze, daß es fast alle Wagenachsen und Pflugbäume im Lande liefert und zu noch vielen anderen Sachen verwendet wird. Die californische weiße Eiche ist jedoch von majestätischer Erscheinung und die Haine und Gruppen dieser Gattung in den Thälern und am Fuße der Berge bilden gerade den hervorragendsten Zug in jenen Naturbildern voll ruhiger Schönheit, die in Californien sich so häufig dem Reisenden darbieten; ebenso die Platane oder Sycamore.

Außerdem erwähnen wir noch der immergrünen und der

Kastanien-Eiche, letztere mit lohreicher Rinde des Bocksaugenbaums (der californischen Roßkastanie).

Der Pitahaya (Cereus giganteus), ein riesenhafter Cactus, ist ein hervorragendes Gewächs der Wüste im südlichen Californien, welcher eine Höhe von 50 Fuß mit 30 Zoll starkem Stamm erreicht. Manchmal fehlen die Aeste gänzlich, aber gewöhnlich sitzen zwei bis sechs daran, halb so dick als der Stamm; sie schießen wagerecht ein bis zwei Fuß aus und treiben dann, parallel mit dem Stamme, nach oben. Zweige oder Blätter hat die Pflanze nicht; die Blüthen und Früchte sitzen an den Enden des Stammes und der Aeste. Das ganze Gewächs gleicht einem großen Candelaber. Die drei Zoll lange und ebenso breite Blume hat steife, krause, milchweiße Blüthenblätter. Die eßbare Frucht ist so groß wie ein Hühnerei und getrocknet fast vom Geschmack der Feige.

Der Yucca- oder Bajonnetbaum ist eine Palmenart der Wüste im Süden des Staates. Man trifft ihn bis zu 35 Fuß Höhe und zwei Fuß stark im Stamm; gewöhnlich wird er aber nur 10 Fuß hoch und der Stamm acht Zoll im Durchmesser. Die bajonnetförmigen Blätter hängen von der Spitze des astlosen Stammes herab.

Der Mezquit (Algarobia glandulosa), mit einem Stamme bis zu 20 Fuß Höhe und 15 Zoll im Durchmesser, trägt zahlreiche drei bis fünf Zoll lange Schoten voll süßer, nahrhafter Körner von der Größe der weißen Bohne.

Pferde und Maulthiere fressen sie sehr gern. Die giftige Eiche, oder das giftige Ephen (Rhus toxicodendron) wächst reichlich im Sakramento-Thale und der Küste entlang; es kommt am besten auf feuchtem Boden und im Schatten fort. Dicht mit anderen Sträuchern zusammen schießt es in vielen dünnen Stengeln, acht bis 10 Fuß hoch empor, mit großen üppigen Blättern an der Spitze die im Schatten grün sind.

Frei und der Sonne ausgesetzt, ohne Unterstützung von andern Gewächsen, ist die Gift-Eiche ein armseliger, niedriger Strauch mit einigen rothen Blättern.

Wo sie sich an den Eichbaum anklammern kann, verwandelt sie sich in eine Schmarotzer-Schlingpflanze und kriecht bis zu 40 Fuß am Baume hinauf. Die Berührung des Blattes ist giftig und verursacht einen schmerzhaften Ausschlag auf der Haut, so daß, wenn eine solche afficirte Stelle mit anderen Theilen in Berührung kommt, sie das Gift denselben mittheilt und dann bedeutende Entzündungen verursacht; je empfindlicher die Stelle, desto mehr afficirt wird sie sein, die Augen z. B. werden dadurch ganz geschlossen, wenn um sie herum eine solche Berührung stattfand und Anschwellung eintritt. Man hat Fälle gehabt, wo das Gesicht bei Personen so anschwoll, daß sie von ihren nächsten Bekannten nicht erkannt wurden. Jedoch giebt es Leute, die davon nicht ergriffen werden. Selbst wenn man in windigem Wetter an der unter dem Winde liegenden Seite eines solchen Busches vorüber oder durch den Rauch von brennendem Rhus geht, kann man von dem Gifte afficirt werden.

Die Amole. — Die Amole oder Seifenpflanze (Chlorogalum pomeridianum) hat eine zwiebelartige Wurzel, die, wenn in Wasser gerieben, einen Schaum wie Seife hervorbringt, der auch ebenso dienlich ist, um Schmutz zu entfernen. Sie wurde von den Indianern und Spaniern zum Waschen gebraucht. Die Amole hat einen 4 bis 5 Fuß hohen Stengel, von welchem ungefähr 18 Zoll lange Zweige ausgehen.

Der wilde Hafer und der Burr-Clover (eine Kleeart) sind wichtig für die Viehzucht und wachsen im Ueberfluß.

Auch die Alfileville (erodium cicutarium) gehört zu den besten Futterkräutern; wegen ihrer Spitzen wird sie auch Pingras genannt, und der Aehnlichkeit der Blätter halber nennen sie Viele wildes Geranium. Die dicke Wurzel wächst tief in den Boden hinein, weshalb das Gewächs auch wenig von der Trockenheit zu leiden hat. Das Vieh zieht die Alfileville jedem anderen einheimischen Futter vor.

Von Klee und Gras giebt es außerdem noch zahlreiche Gattungen.

Der Wallnußbaum ist selten. Die wilde Kirsche und die wilde Pflaume kommen nur strauchartig vor.

Californien hat wilden Wein, Brombeeren, Stachelbeeren, die amerikanische Heidelbeere, Himbeeren, Lachsbeeren (salmon-berries) und Erdbeeren.

Wilde Blumen wachsen in Californien in größter Mannigfaltigkeit und Menge. An Stellen, wo der Boden beständig feucht ist, kann man Blumen in jedem Monat des Jahres sehen. Im Frühjahr sind die Hügel vollständig mit diesen Lieblingen der Menschen bedeckt, und ihre blauen, rothen und gelben Kelche verdrängen jede andere Farbe. Jeder Monat hat indeß bis zu einem gewissen Grade seine ihm eigenthümlichen Blumen. Im März leuchtet das Gras vielleicht in rothem, im April in blauem und im Mai in goldenem Gewande.

Auf einem nicht über 20 Quadratfuß haltenden Plätzchen hat der Verfasser an 20 verschiedene Species in einer Stunde unterscheiden können, keine derselben jedoch zeichnet sich durch Größe oder besonders angenehmen Geruch aus.

Das Gras und die Kräuter fangen nach den ersten starken Schauern in der Regenzeit zu wachsen an und kleiden die Landschaft in ein grünes Gewand. Der Regen fängt zuweilen schon im November, meistens aber im December oder Januar, ja selbst erst im Februar an; vorher sind die nicht mit Wald bedeckten Flächen von brauner Färbung.

Von dem Regen an bis zum Juni ist das Gras hübsch grün, wird dann aber wieder gelb und zuletzt braun; das Absterben des Grases rührt selbstverständlich nicht von der Kälte, sondern von der Trockenheit her; in den Monaten, wo die Prärien in Indiana und Illinois mit Schnee bedeckt sind, erglänzen die Thäler Californiens im brillanten Schmuck des jungen Grüns.

Die Mistel wächst in Masse an den Eichbäumen. Das spanische Moos, welches in langen Streifen wie graues Haar von den Zweigen der Bäume herabhängt, trägt viel zur Schönheit der Wälder bei.

Zoologie.

Zu den einheimischen Thieren Californiens gehören: der graue und der schwarze Bär, der Panther, die wilde Katze, der graue Wolf, der Cojote, drei Arten Füchse, der Dachs, der Wäschbär, das Beutelthier, die Bergkatze, das Wiesel, zweierlei Stinkthiere, das Stachelschwein, drei verschiedene Eichhörnchen, zwei Arten Spermophilen und zwei von Erd-Eichhörnchen, verschiedene Ratten und Spring-Ratten; ferner neunerlei Mäuse, der Maulwurf. Von Thieren der Jagd erwähnen wir: das Elenthier, den Hirsch, die Antilope, das Gebirgsschaaf, drei Arten Haasen, zweierlei Kaninchen, den Seehund, die Seeotter, den Seelöwen, den Biber; das Vogelgeschlecht wird vertreten durch den Geier, den Goldadler, den kahlköpfigen Adler, den Fischreiher, 18 Arten der Habichts-Familie, neun verschiedene Eulen, den Wegeläufer, durch wohl zwölferlei Spechte, summende Vögel, vier Fliegenfänger, Singvögel über 100 Arten, die Taube, die Turteltaube, und das Birkhuhn nicht

zu vergessen. Außerdem giebt es noch an Sumpfvögeln 41, an Schwimmvögeln 66, einschließlich zweierlei Schwäne, und an Gänsen 5 Arten; ungefähr 24 Schlangenarten, worunter die Klapperschlange; ein Ochsenfrosch, verschiedene Lachse, Stockfische und Makrelen.

Bären. — Der graue Bär ist das größte und stärkste der vierfüßigen Thiere in Californien, er wird 4 Fuß hoch und 7 Fuß lang, mit einem Gewicht von bis 1000 Pfund. Er ist der größte unter den Fleischfressern und viel schwerer als der Löwe und der Tiger, gewöhnlich aber wiegt er nicht über 800 Pfund; seine Farbe ist ein helles grau-braun, und längs des Rückgrads und um die Ohren ist er dunkelbraun und fast schwarz an den Beinen, das Haar ist lang, grob, fast pudelartig und oben auf dem Halse und zwischen den Schultern steif. Der Grizzly (der graue), wie er gewöhnlich genannt wird, ist in Californien häufiger, als die anderen Species des Bärengeschlechts.

Es gab eine Zeit, wo derselbe überaus zahlreich vorkam, aber sein vorzügliches Fleisch und der große Schaden, den er dem Farmer anthat, waren zwei triftige Ursachen, daß sehr fleißig auf ihn Jagd gemacht und diese Gattung dadurch sehr vermindert wurde. Noch immer findet man ihn im ganzen Lande. Doch zieht er vor, im Buschwerk sein Lager zu haben, während der schwarze Bär den Hochwald liebt.

Der graue Bär hat ein sehr zähes Leben und wird selten auf den ersten Schuß getödtet. Sein dickes, wirres Haar, seine feste Haut, das viele Fett und die starken Knochen schützen ihn sehr; aber er scheint oft noch eine Stunde und darüber seine ganze Stärke und Lebensthätigkeit zu bewahren, nachdem selbst eine Büchsenkugel durch Lunge und Leber gedrungen, mit einem Worte: der Grizzly ist eines der gefährlichsten Thiere für den Jäger. Es ist immer wahrscheinlicher, daß er nur angeschossen und nicht getödtet wird. Alsdann steigert sich seine Wuth bis zur Raserei, so daß er Alles niederwirft was sich ihm entgegenstellt; er läuft nahezu so schnell als ein Pferd. Wenn er einen Menschen angreift, so stellt er sich auf die Hinterfüße, versetzt dem Unglücklichen mit der Vordertatze einen Schlag

und fängt dann an, ihn zu zerreißen. Wenn der Mensch sich still mit dem Gesicht auf den Boden legt, so begnügt er sich gewöhnlich, ihn ein wenig in die Arme und Beine zu beißen; er geht alsdann einige Schritte zur Seite und bewacht ihn; wenn der Mann jetzt still liegen bleibt, so hält ihn die Bestie für todt und geht bald ihres Weges, merkt sie aber die leiseste Bewegung ihres Opfers, so wird der Angriff erneuert und der Mensch ist dann jedenfalls verloren.

Man kann im Durchschnitt jährlich wohl zwölf solcher Unglücksfälle rechnen, wo entweder der Tod oder schreckliche Verstümmelungen stattfinden.

Glücklicherweise ist der graue Bär eben nicht geneigt, Menschen anzugreifen und macht auch niemals den Angreifer, er sei denn durch Hunger oder Besorgniß für die Jungen dazu getrieben. Das Weibchen stürzt sich auf Jeden, der seinen Jungen nahe kommt, und deshalb ist es nicht rathsam, im Vorsommer durch das Unterholz zu gehen, wo sich Bären befinden könnten. Gewöhnlich geht der graue Bär aus dem Wege, wenn er einen Menschen hört oder sieht, manchmal soll es vorkommen, daß er fortläuft, wenn er verwundet ist, und wenn das Futter rar ist, sagt man, daß er in die Hütten der Indianer einbreche und sie auffresse; jedoch verdient weder das Eine noch das Andere Glauben.

Den größten Theil seiner Nahrung bezieht er aus dem Pflanzenreiche, er frißt Gras, Klee, Beeren, Eicheln und viele Arten von Wurzeln, und ihm verdanken wir in Californien die Entdeckung einer Trüffel, die der europäischen sehr ähnlich ist. Der graue Bär liebt außerdem das Schweinefleisch, wenigstens sobald er den Geschmack davon gehabt hat.

Das Junge ist eins der gutmüthigsten und possirlichsten Thiere, es schlägt Purzelbäume, setzt sich und zeigt einen Humor und eine Klugheit, die nicht von derartigen Actionen kleiner Kinder übertroffen werden. In diesem Alter ist die Zähmung sehr leicht und das Thier zeigt große Anhänglichkeit an seinen Herrn.

Der schwarze Bär lebt gleichfalls meistens von Vegetabilien, er ist nicht so häufig als der Grizzly.

Der Panther, derselbe, wie er auf der atlantischen Seite der großen Wasserscheide vorkommt, ist nicht größer als ein gewöhnliches Schaaf, mit einem Schwanze, der mehr als die Hälfte der Körperlänge mißt, seine Farbe ist am Bauche schmutzig-weiß, außerdem braungelb, die Spitzen der Haare sind schwarz. Er ist feig und greift nie den Menschen an, wenn nicht durch einen außergewöhnlichen Grund dazu getrieben.

Als eines Tages ein Freund des Verfassers auf der Jagd durch ein Gebüsch kroch, um sich einem Stück Wild zu nähern, sprang plötzlich ein schweres Thier ihm auf den Rücken. Sofort vom Boden aufspringend, erblickte er einen Panther ihm zur Seite, von welchem er höchst wahrscheinlich wegen seines Büffelwamses für ein Kalb oder ein Stück Wild angesehen worden war. Das Thier war eben so erstaunt als erschreckt und floh beim Anblick des Mannes in voller Eile.

Die Panther ziehen die Nacht jeder andern Zeit vor, um auf Raub auszugehen, und stellen dann besonders gern Fohlen nach.

Die wilde Katze findet sich sehr häufig namentlich in der Nähe der Bucht von St. Francisco, wo sie Fischen, Wasservögeln und anderen Thieren nachstellt. Das Fell ist hellbraun, mit dunkeln Flecken auf beiden Seiten und Längsstreifen auf dem Rücken.

Der Coyote, der sehr häufig vorkommt, vertritt gewissermaßen den Prairiewolf des Mississippi-Thales. Er ist von röthlicher Farbe, heult mehr, bellt nicht so viel und ist außerordentlich verschlagen; Geflügel, Ferkel und Lämmer bilden sein Lieblingsfutter, und er würgt fast eben so viel als der Fuchs, doch verschmäht er auch nicht Kaninchen, kleinere Vögel und selbst Mäuse und Eidechsen.

Wenn er eine Sau mit ihren Jungen sieht, versteckt er sich und wartet geduldig in der Hoffnung, daß ein Ferkel in sein Bereich komme, bietet sich aber kein Versteck dar, so geht er kühn auf die Sau los, die sich ihm entgegenstürzt. Er läßt sie auf wenige Schritte herankommen, dann zieht er sich zurück; das dumme Schwein

jagt ihn. Auf seiner Scheinflucht blickt er seitwärts zurück, um die Verfolgerin sowohl wie ihre Jungen im Auge zu behalten; endlich fällt er über ein Ferkel her und läuft damit fort, das wüthende und erschreckte Thier weit hinter sich zurücklassend. Wenn ihm das Manöver mißlingt, wiederholt er dasselbe, und zwar wegen der Dummheit des Schweines immer mit Erfolg. Oft sieht man die Cojoten in Trupps bei einander, um gemeinschaftlich eine Kuh anzufallen. Dabei verfahren sie wie nach einem überlegten Plane; sie umgeben ihr Opfer, und während die einen von vorn einen Scheinangriff machen, versuchen die übrigen dem armen Thiere die Flechsen der Hinterbeine durchzubeißen. Vermöge ihres scharfen Gebisses gelingt ihnen dies oft. Die Kuh stürzt zu Boden und die Räuber gehen daran, sie bis auf das Gebein abzunagen.

Der Coyote ist ein Erzdieb, er stiehlt einem Schlafenden den Pfühl unter dem Kopfe weg; es kommt nämlich in Californien vor, daß man Beutel mit Lebensmitteln oft als Kopfkissen gebraucht. Ist das Thier hungrig, so nagt es an Allem, was fettig ist, daher findet man oft die Hanfseile und auch die Riemen von Rohhäuten, mit denen man die Pferde über Nacht festbindet, abgefressen, nicht so die Haarseile, welche deshalb früher ausschließlich zu solchem Zwecke benutzt wurden.

Der Coyote kläfft und heult viel; er beginnt mit einem gellenden kurzen Gebell, dann schlägt er einzeln und in rascher Aufeinanderfolge an und geht zu einem vibrirenden lang gezogenen und melancholischen Geheul über. Hat einer angefangen, so fallen alle, die sich in der Hörweite befinden, mit ein. Noch vor zehn Jahren konnte der Reisende im Sacramento-Thale keine Nacht zubringen, ohne von dieser erbaulichen Musik aufgeweckt zu werden. Sie sind bei weitem nicht mehr so zahlreich, werden aber nicht selten noch in den bevölkertsten Theilen des Staates gesehen.

Der graue Fuchs findet sich überall wo Hochwald ist. Der Küstenfuchs, auf der Insel San Miguel, der Küste von Santa Barbara gegenüber, ist minder listig und nicht so gewandt, als der rothe Fuchs im Norden des Staates. Die beobachteten Exemplare

waren dreist und dumm und ließen sich leicht und auf ein und dieselbe Art und Weise immer wieder fangen.

Der Wüstenfuchs kommt oft über die Sierra-Nevada herüber und wird dann und wann im Calaveras- und im Tuolumne-County geschossen.

Der Dachs ist ziemlich häufig auf dem Plateau der Sierra. Er ist aber sehr scheu und man sieht ihn selten.

Der schwarzfüßige Waschbär wird auf der westlichen Abdachung des amerikanischen Festlandes zwischen Santa-Barbara und British-Columbien angetroffen. Er ist länger, als der in den östlichen Staaten, gleicht letzterem aber sonst in allen seinen Eigenthümlichkeiten. Weintrauben sind sein Lieblingsfutter, und geräth er in einen Weinberg, so versteht er vortrefflich, die besten Trauben zu wählen.

Das Beutelthier kommt vereinzelt in den bewaldeten Gegenden des Staates vor.

Das gelbhaarige Stachelschwein ist einheimisch, und die größte Species seines Genus. Die einige Zoll langen gelben Stacheln haben braune Spitzen und sind auf beiden Seiten nach unten hin durch steife lange Borsten ersetzt.

Die Bergkatze kommt massenhaft am westlichen Abhange der Sierra-Nevada vor.

Sie ist ein wenig größer, als die Hauskatze.

Die Goldgräber zähmen sie sehr häufig. Sie ist so zu sagen ihr Liebling, spielt sehr gern, ist äußerst zutraulich und viel anhänglicher, als die gewöhnliche Hauskatze, die sie als guter Mäusefänger vollkommen ersetzt.

Das gestreifte oder kleine Stinkthier lebt südlich von 39° n. Br.; das andere in der Mitte und im Norden des Staates. Sie sind nichts Seltenes und ihre Farbe ist schwarz und weiß.

Ueber die Eichhörnchen-Familie mag hier Folgendes Platz finden: Das californische graue Eichhörnchen (Scuirus fossor), das schönste und eines der größten, bewohnt alle Nadelholz-Waldungen. Auf dem Rücken ist es schön blaugrau und am Bauche

weiß. Am untern Theile des Ohres hat es kastanienbraune Wollbüschel. Die Füße sind im Winter auf beiden Seiten mit Haaren bedeckt, im Sommer aber kahl. Es wird manchmal 12 Zoll lang, außer einer 15 Zoll langen Ruthe. Es lebt von Tannensaamen und Eicheln und ist außerordentlich flink.

Das Tannen-Eichhörnchen (Scuirus douglasii) bewohnt die Tannen- und Sandelholzwälder; es ist auf dem Rücken grau, am Bauche röthlich; ein schwarzer Streif trennt beide Farben von einander. Seine Nahrung besteht aus Tannensaamen und Eicheln, welche es zu Boden wirft und dort nach Muße verspeist. Das Thierchen sammelt Wintervorrath in seine Höhle, ist äußerst flink, anmuthig in Bewegungen und überaus scheu.

Das Erd-Eichhorn trägt fünf dunkelbraune Streifen auf dem Rücken, die sich von vier grauen Zwischenstreifen abzeichnen; auf den Seiten ist es röthlich-braun, am Bauche grau-weiß, die Ruthe obenauf schwarz und unterhalb rostbraun.

Das Spermophile, auch ein Eichhörnchen, in zwei einander sehr ähnlichen Species, ist der Aussaat auf dem Felde sehr verderblich. Es mißt 10 bis 12, mit der buschigen Ruthe etwa 20 Zoll, die Ohren sind groß und der Hauptunterschied zwischen ihm und dem Baum-Eichhörnchen besteht darin, daß es Backentaschen hat und nicht, wie letzteres, in Nestern, sondern in Höhlen oder Löchern wohnt; es lebt gewöhnlich in Gesellschaft und oft auf freiem Felde, zieht jedoch den Schatten eines Eichbaumes vor. Bei jedem Geräusch springt es auf und eilt nach der Höhle, am Eingange bleibt es aufgerichtet stehen und späht umher, und wenn Flucht nöthig ist, so taucht es in die Höhle hinab und kommt nicht eher wieder zum Vorschein, als bis alle Gefahr vorüber. Hat sich kein Feind genahet, so producirt es dann furchtlos all die so possirlichen Sprünge wieder, die seiner Art eigen sind.

Es bietet einen höchst ergötzlichen Anblick, wie ihn der Verfasser selbst mehrere Male, ruhig unter den alten Eichen sitzend, gehabt hat, um die niedlichen Geschöpfe zu beobachten, wenn sie sich turnend und spielend auf dem Grase umher bewegten.

Der Wolf, der Geier, der Habicht und der Mensch selbst stellen ihnen nach, und sie gelten mit Recht für die größten Feinde des Landwirths.

Letzteres gilt ganz besonders auch von den Landschildkröten, welche die Wurzeln der Obstbäume und Gartengewächse abfressen.

Was Californiens Ratten und Mäuse, Springratten und Springmäuse betrifft, deren es von den verschiedensten Arten giebt, so begnügen wir uns, da sie im Allgemeinen wenig Interessantes bieten, nur der Springmaus zu erwähnen. Der Uebersetzer selbst hatte einst Gelegenheit, in seinem Zelte eine solche zu beobachten, in der That ein allerliebstes niedliches Thierchen, von der Größe der gemeinen Maus in Deutschland, jedoch blaugrau von Farbe, mit sehr glattem Fellchen, Köpfchen und Rücken und an einigen Stellen mit blendend weißen und schwarzen Streifen geschmückt. Man kann sich kaum einen Begriff von der Schnelligkeit und Gewandtheit dieses netten Thierchens machen. Es war durchaus nicht scheu, und lief so zutraulich zu unsern Füßen umher, daß es sogar die Schuhe berührte, an ein Erhaschen war jedoch nicht zu denken, denn seine Wendungen waren so äußerst flink, daß das Auge denselben nicht zu folgen vermochte, dabei sprang es ein bis zwei Fuß und höher vom Boden in die Höhe, abwechselnd saß es dann wieder einige Secunden lang still.

Das amerikanische Elenthier (Cervus canadensis) ist in Californien sowohl, als in anderen Theilen der westlichen Halbkugel vorhanden, es hat beinahe die Größe eines Pferdes, dem es im Allgemeinen etwas ähnlich sieht, aber schmächtiger an Kopf, Hals und Beinen, es wurde auf diese Thiere früher stark Jagd gemacht und einige hundert erlegte Thiere werden noch jetzt alljährlich auf den Markt von St. Francisco gebracht.

Das Mendocino- und allenfalls auch das San Joaquin-Thal ausgenommen, ist das Elenthier jetzt selten, und es ist anzunehmen, daß in weniger als einem Jahrzehnt diese Gattung Thiere in Californien vertilgt und ausgestorben sein wird.

Der schwarz geschwänzte Hirsch (Cervus columbianus) ist häufig und wird bis zu 200 Pfund schwer.

Noch immer ist die Antilope häufig; nicht ganz so groß wie der californische Hirsch, unterscheidet sie sich von demselben durch die Gangart; während ersterer läuft, hat die Antilope mehr einen kurzen Galop.

Das Bergschaaf (Ovis montana) kommt auf der Sierra Nevada vor, ein seltenes und sehr scheues Thier; die Hörner des Bockes sind sehr groß, manchmal 3 Fuß lang, und an der Wurzel 5 Zoll im Durchmesser. Gebirgsjäger versichern, daß das Thier diese großen Hörner ähnlich wie die Gemse benutzt, um von 50—100 Fuß hohen Klippen herunter zu gelangen.

Die Hörner sind elastisch genug, um den Bock über 10 Fuß wieder in die Höhe zu schnellen.

Der californische Hase (Lepus californicus) auch Jackess-rabbit (Eselskaninchen) genannt, ist eine der größten Species; mitunter 2 Fuß von der Nase bis an die Ruthenspitze messend.

Der Prärie-Hase, fast eben so groß, ist gelb-grau, mit einer leichten Färbung von braun auf dem Rücken und weiß am Bauche, im Winter wird er ganz weiß.

Das Kaninchen ist durch den ganzen Staat verbreitet und 11 bis 16 Zoll lang.

Der Bieber zog einst viele Jäger hierher, ist aber jetzt beinahe gänzlich verschwunden.

Die californische Otter mißt von der Nasenspitze bis zum Ende des Schwanzes circa 5 Fuß.

Die Seeotter (Enhydra marina) ist größer als die vorige und gleichfalls fleischfressend.

Die Otter, sagt Herr W. A. Wallace, ist ein sehr harmloses Thier und sucht sich immer den Menschen zu entziehen. Angegriffen, leisten diese Thiere keinen Widerstand, sondern versuchen nur zu entwischen, indem sie sich in die See versenken, werden sie jedoch noch ferner verfolgt, so schmollen und spucken sie wie eine gereizte Katze. Wenn sie dem Feinde entwischt sind, so wenden sie sich um und

spotten gleichsam des Verfolgers durch verschiedene komische Bewegungen; so stellen sie sich z. B. aufrecht auf dem Wasser auf und springen über die Wellen hinweg; halten die Pfoten über die Augen, als wollten sie sich vor der Sonne schützen, indem sie den Feind anblicken, dann legen sie sich flach auf den Rücken und klopfen sich mit den Vorderpfoten den Bauch. Bei der Flucht tragen sie die kleinsten ihrer Jungen im Maule fort, die größeren vor sich hertreibend.

Man sieht die Otter niemals auf dem Lande, beim Schwimmen liegt sie auf dem Rücken, die Hinterfüße sind breit und flach, wie Schlagruder, die sie sehr geschickt zu gebrauchen versteht. Sie schläft mit dem Rücken auf dem Wasser liegend, und schießt man sie dort, so sinkt sie augenblicklich unter und kommt nie wieder zum Vorschein.

Der Seelöwe bewohnt die Küste vom Mai bis November, sein Winteraufenthalt ist jedoch unbekannt.

Der californische Geier, der größte Vogel des Landes, und nach dem Condor der größte fliegende Vogel, den es giebt, zeigt sich in allen Theilen des Landes, obwohl nirgends häufig; im Fluge mißt er von einer Flügelspitze bis zur andern zehn Fuß und darüber.

Die Adlerfamilie. Der Goldadler (Aquila canadensis) ist, wie in allen Theilen Nordamerika's, so auch in Californien heimisch. Er ist 30 bis 40 Zoll lang. Kopf und Hals sind gelbbraun, der untere Theil des Schwanzes weiß, im Uebrigen ist die Farbe braun, rothbraun und schwarz.

Der kahlköpfige Adler war noch vor 10 Jahren sehr häufig und ist von gleicher Farbe wie der vorige.

Auch der Fisch-Habicht findet sich an allen Flüssen. Ebenso ist das Eulengeschlecht zahlreich und mannigfach in Californien vertreten.

Der Straßenläufer lebt nur auf dem Boden, fliegt selten und hält sich zumeist an den Landstraßen auf; derselbe wird auch der californische Kuckuck genannt. Seine Schnelligkeit im Laufen kommt fast der eines Pferdes gleich.

Es gibt elf Arten Baumhacker in Californien; zwei Arten

derselben verdienen besonderer Erwähnung. Der californische Baumhacker wird von den Spaniern der Carpintero oder Zimmermann genannt, weil er mit dem Schnabel Löcher in die Rinde der Nußtanne, des Sandelholzes, der weißen Eiche, der gelben Tanne haut und Eicheln zur Nahrung für den Winter hinein steckt. Die Löcher sind gerade groß und tief genug, um eine Eichel aufzunehmen, und er steckt diese Eicheln so fest da hinein, daß sie nicht herausfallen können und selbst sehr schwierig herauszunehmen sind. Auf der nördlichen Seite der Bäume, wo sie vor dem Regen geschützt sind, halten sie sich oft mehrere Jahre lang; die Borke der Nußtanne wird jedoch von dem Vogel vorgezogen, wahrscheinlich weil dieselbe weicher und regelmäßiger gefasert ist als andere Rinden. Er macht die Löcher zwei oder drei Fuß vom Boden bis zu einer Höhe von 50 Fuß, jedoch meist nur in den Stamm. Auf einen Quadratfuß kommen oft 20 bis 30 Löcher. Wenn Eicheln selten sind, macht er es ebenso mit Haselnüssen.

Die Eichhörnchen plündern oft seine Vorräthe und dann greift der Vogel die Räuber an, indem er auf sie herniederschießt und mit dem Schnabel sie verarbeitet. Sobald das Eichhörnchen den rechtmäßigen Eigenthümer erblickt, eilt es nach seinem Loche oder kriecht unter einen Zweig, wo derselbe nicht gut treffen kann. Zuweilen sind Indianer, ja selbst Weiße, froh gewesen, sich mit solchen Vorräthen gegen den Hunger schützen zu können.

Dr. Newberry sagt: Dieser schöne, neun Zoll große Vogel, ist im Sacramentothale der Rival und Stellvertreter des rothköpfigen Baumhackers auf der atlantischen Seite.

Als wir unter den schattigen Eichen jener Gegend campirten, hatte ich Gelegenheit, das Thierchen zu beobachten; es fanden sich Exemplare dieser Gattung unter dem Schatten der Bäume ein, wo ich mich gelagert. Sie waren nicht scheu und kamen oft in ziemlicher Anzahl herbei; ihre Gewohnheiten sind eigenthümlicher Art; ich sah einige, die sich durch Verstecken und Suchen amüsirten und um einen Baumstamm-Ast herum spielten.

Mit Uebergehung der sogenannten summenden Vögel und der

Fliegenfänger, welche den Uebergang von den uneigentlichen zu den richtigen Singvögeln bilden, wenden wir uns gleich zu den letzteren, deren es dort auch eine große Anzahl gibt.

Die californische Wachtel oder Quail erinnert in ihrer äußeren Erscheinung und Bewegung an das Rebhuhn; sie ist 10 Zoll lang, zwar unförmlich, aber schön von Farbe.

Von den Sumpfvögeln gibt es 41 verschiedene Species in Californien. Der Schwimmvögel zählt man 66 Arten.

Wilde Gänse sind im Frühjahr und im Herbste, ihrer Wanderzeit, sehr häufig.

Viele Gänse und Enten bleiben den Winter über in Californien, wo sie reichliche Nahrung auf den Waizenfeldern finden.

Fische. — Der bedeutendste Fisch in Californien ist wohl der Lachs. Der größte, der jemals gefangen wurde, wog 62 Pfund, bei gewöhnlicher Größe wiegt er 10 bis 30 Pfund. Der Lachs laicht in den Flüssen, doch bringt diese Fischgattung einen Theil des Jahres in der See zu; sie gehen im November dorthin, wo sie ungefähr drei oder vier Monate bleiben; sie sind nur im Spätwinter und im Frühjahre fett. Nachdem das Weibchen in einem kleinen Bache oder Flusse einen passenden Platz gefunden hat, macht es mit der Schnauze eine Vertiefung in den Sand, ungefähr sechs Fuß lang, einen Fuß breit und drei Zoll tief, legt seine Eier hinein und bedeckt dieselben mit Sand, wozu es den Schwanz gebraucht, verläßt alsdann den Ort und überläßt die Brut ihrem Schicksal. Im Monat Mai befindet sich der junge, drei bis sechs Zoll lange Lachs auf dem Wege zur See. Man vermuthet, daß der Lachs immer wieder zu demselben Flusse zurückkehrt, worin er zur Welt kam. Obwohl der Lachs eigentlich nur vom November bis Juni in den Flüssen in Menge vorhanden ist, so wird er doch zu jeder Jahreszeit gefangen und alle Tage frisch auf dem Markte von San Francisco verkauft, wo er sich fast immer vorfindet.

Der Rockfisch wird mehr als jede andere Art auf den Markt in San Francisco gebracht. Der Anchovis, Sardellen und Häringe erfreut sich Californien ebenfalls als Landesproducte. Die Ent-

deckung von Fischen, welche lebendige Junge gebären, erregte wie billig eine große Sensation unter den Naturforschern.

Andere Vivipare waren allerdings schon früher bekannt, deren Junge befanden sich aber in einem noch unvollkommenen Zustande, währenddem die Brut dieser in einem vollkommenen Zustande zur Welt kommt, wie Thiere mit warmen Blute, und augenblicklich, nachdem sie die Mutter verlassen, sieht man sie schon umherschwimmen und für sich selbst sorgen. Es gibt ihrer 17 oder 18 Arten, die zu verschiedenen Geschlechtern gehören, worunter der Embiotoca und Holconotis die bedeutendsten sind; alle sind Seefische, bis auf einen, der im Süßwasser vorkommt. Sie wiegen $1/2$ bis 3 Pfund und werden zu allen Jahreszeiten auf dem Markte unter dem Namen Pertsch (perch) verkauft. Ihr Fleisch ist nicht besonders gut.

Unter den Süßwasser-Fischen ist die Bachforelle (Salar iridea), welche in allen Bergströmen gefangen wird, der wichtigste; sie wird bis zu zwei Pfund schwer und ähnelt den Forellen anderer Länder.

Die Lachsforelle (Ptychocheilus grandis) findet sich in allen größeren Flüssen und Seen Californiens und erreicht ein Gewicht von 30 Pfund. Ihre Zähne sitzen nicht im Maule, sondern im Halse, mit welchen das Thier Austern und andere Nahrung beißt. Das Fleisch ist schlecht und knochig.

Die Austern sind klein und häufig von keinem besonders guten Geschmack.

Die Schlangen von Californien sind ebenfalls klein, nicht zahlreich noch bemerkenswerth. Die Klapperschlange ist die einzige giftige unter ihnen.

Der Uebersetzer sah auch eines Tages während seines dortigen Aufenthaltes einen Ochsenfrosch.

Den Scorpion findet man nur einzeln in den wärmeren Theilen des Landes.

Die Tarantel ist im Calaveras-, Mariposa-, Fresno- und Tulare-County häufig. Diese Spinne wird drei Zoll lang und ein Zoll breit. Mit ausgestreckten Füßen mißt sie fünf Zoll; die Beine sind mit seidenartigen braunen Haaren bedeckt. Die Tarantel frißt

kleine Insekten verschiedener Art, spinnt aber kein Netz wie andere Spinnen. Sie lebt in einem Loche in der Erde, das nicht viel größer ist als der Bauch; die Oeffnung desselben ist mit einem Thürchen versehen, welches in einer Angel hängt und sich durch das eigene Gewicht schließt. Der Biß der Tarantel ist zwar giftig, aber nicht tödtlich, wenigstens ist unseres Wissens dort nie ein solcher Fall vorgekommen. Sie beißt selten Personen und flieht gewöhnlich, wenn sich Jemand nähert. Die Tarantel hat gefährliche Feinde unter den Wespenarten, von denen die Weibchen ihr die Eier in den Körper practiciren und sie dadurch tödten. Die Larve, welche aus dem Ei entsteht, frißt am Körper dieser Spinne; sobald die Tarantel stirbt, zieht die Wespe sie nach ihrem erwählten Nest, und man kann oft während eines Sommers 30 todte Taranteln darin finden.

Es giebt drei verschiedene Arten dieser Wespen; die einen sind blau, andere sind gelb. Die Wespe stürzt sich immer wieder von Neuem auf die Tarantel, indem sie ihr jedesmal ein Ei vermittelst ihres Organs, des Eierpflanzers, mit einem Stich beibringt.

Heuschrecken und Grashüpfer giebt es in Masse in den Thälern, Musquitos am Ufer der Flüsse, und auch die dem Menschen so lästigen springenden Schmarotzer sind überall vertreten.

Der größte Theil dieser Mittheilungen über die Vierfüßler und Vögel in Californien ist den Schriften des Dr. J. S. Newberry und den Pacific Railroad Sürvey Reports des Prof. S. F. Baird entnommen.

Ackerbau.

Californien eignet sich seiner Natur nach nicht besonders zum Ackerbau, denn von seinen 160,000 Quadratmeilen sind etwa nur 60,000 bestellbar, von letzteren liegen 16,000 in den Küstenthälern, 30,000 im Sacramento-Thale, 12,000 in der Sierra-Nevada und 2000 in dem Klamath-Thal. Von den 60,000 Quadratmeilen culturfähigen Landes, welche also fast 40 Millionen Acker darstellen, mögen aber nur etwa eine Million bestellt sein, während die übrigen 39 Millionen entweder eine sehr dünne Schicht Ackerkrume haben, oder es sind alkalische Substanzen darin vorhanden, welche die Fruchtbarkeit beeinträchtigen. Dazu kommt noch, daß ein großer Theil des Areals zu entfernt von lohnenden Märkten liegt, um einen vortheilhaften Absatz der Früchte zu ermöglichen; endlich ist von einem nicht unbeträchtlichen Theil der Besitz noch gar nicht einmal festgestellt und die augenblicklichen Eigenthümer scheuen jegliches Opfer, aus Furcht, ihre Rechte doch noch einzubüßen.

Der segensreiche Pflug wird also deshalb wohl voraussichtlich während dieses Jahrhunderts schwerlich über mehr als den vierten Theil des Landes hinweg seine Furchen ziehen können. Verglichen it der vortrefflichen Cultur des Mississippi-Thales steht Californien offenbar im Nachtheil und wird auch schwerlich gegen irgend einen amerikanischen Staat an der Küste des atlantischen Oceans aufkommen können. Zudem sind von jenen 40 Millionen Acker bestellbaren Landes wenigstens drei Viertheile so trocken, daß sie wegen der Unmöglichkeit, sie zu bewässern, nichts hervorbringen. Von den übrigen 10 Millionen Acker aber trägt nur der vierte Theil ohne jene künstliche Bewässerung Früchte, Mais, Kartoffeln, Kürbisse und Gemüse.

Diesen für den Ackerbau so ernstlichen Hindernissen stehen aber andere große Vortheile gegenüber. Das Klima in den Thälern ist so warm, der Himmel während des Winters so klar, daß das Leben der Pflanzen, die einen feuchten Boden erfordern, beinahe eben so thätig im Januar als im Juni ist; die Bäume und Sträucher erfreuen sich beinahe der doppelten Zeitdauer zum Wachsen und zur Entwickelung, als die der östlichen Staaten der Union, wo vom October bis Mai die Kälte herrscht. Bekanntlich bringt Californien größere Sorten von Gemüse hervor; die Obstbäume zeichnen sich durch schnelleren und kräftigeren Wuchs aus; der durchschnittliche Ertrag eines Getraidefeldes ist ebenfalls höher als sonst wo in den Vereinigten Staaten, und Viele glauben sogar, daß Californiens Boden im Allgemeinen besser wäre. Diese Vermuthung theilen wir jedoch nicht, glauben vielmehr, daß eben nur der Einfluß des Klima's maßgebend für die angeführten Verhältnisse wirkt.

Landwirthschaftliche Erzeugnisse.

Von den erwähnten Millionen Acker stellbaren Landes liefern circa sechs Zehntheile Korn, Früchte und Wurzeln für Menschen und Vieh. Nach den amtlichen Berichten eines der letzteren Jahre stellte sich das Verhältniß des Ertrags folgendermaßen heraus:

5,700,000	Bushel	Gerste,
5,000,000	"	Waizen,
1,500,000	"	Hafer,
1,500,000	"	Kartoffeln,
500,000	"	Mais,
65,000	"	Bohnen,
55,000	"	Erbsen,
55,000	"	süße Kartoffeln,
50,000	"	Buchwaizen.

Im Durchschnitt kommen sonach 24 Bushel auf den Acker. Nimmt man die Bevölkerung zu 400,000 Seelen, so kommen im Duchschnitt 38 Bushel auf den Kopf. Daß die Gerste vorherrscht,

kommt daher, weil dieselbe sicher gut geräth und auf jeder Bodenart des Staates gleichmäßig gut fortkommt.

Das Pflügen beginnt mit dem ersten starken Regen; die Hitze des Sommers und auch noch des Herbstes macht den Boden so trocken, daß der Pflug nicht eindringt, weshalb der Farmer den Regen abwartet.

Je früher die Regenzeit eintritt (nach dem 1. October), desto lieber ist es ihm und desto mehr kann er schaffen. Er hat den großen Vortheil vor den Farmern anderer Theile des Continents voraus, daß es hier kein Schnee und kein Eis giebt und keine Zeit der Kälte wegen verloren geht.

Scheunen baut man nicht in Californien; das Getreide, nachdem es geschnitten, wird in großen Haufen zusammengestellt, bis eine Dreschmaschine acquirirt und die ausgedroschene Frucht gleich in die Magazine gefördert werden kann. Zwischen der Ernte- und Dreschzeit hat man wenig vom Regen zu fürchten. Während in andern Ländern Scheunen unbedingt nothwendig sind, könnten sie hier gar nicht einmal benutzt werden. Es ist nichts Seltenes, daß die Frucht schon zwei Wochen nach dem Schnitt in die Waarenhäuser von San Francisco gelangt, ja sie bleibt oft länger als vier Wochen auf dem Felde ausgestellt, ehe sie verkauft wird.

Im August und September sind jene viereckigen Haufen weißer Säcke auf dem Stoppelfelde eine gewöhnliche Erscheinung.

Das Stroh, anderswo noch gut verwerthet, wird hier verbrannt; es ist dies freilich eine Thorheit. Einige Farmer bewahren jedoch ihr Stroh auf.

Was die Umzäunung betrifft, so steht der californische Farmer im Vergleich mit seinen Brüdern im Osten sehr im Nachtheil.

In den Vereinigten Staaten besteht bekanntlich das Recht, Pferde, Rindvieh, Schaafe und Schweine frei herumlaufen zu lassen und Niemand kann eine Entschädigung für Feldschaden beanspruchen, wenn sein Land nicht mit einer gesetzmäßigen Umzäunung umgeben ist. Hier jedoch, wo an manchen Orten die Umzäunung sehr kost-

spielig herzustellen sein würde, ist diese Bestimmung nicht recht am Platze.

Die Gesetzgebung hat eine Umzäunungsart vorgeschrieben; bricht nun ein Hausthier in eine solche vorschriftsmäßige Umzäunung hindurch, so ist dessen Eigenthümer verpflichtet, den ganzen angerichteten Schaden zu ersetzen; wiederholt es sich durch die Nachlässigkeit des Eigenthümers des Viehes, so hat er den Schaden doppelt zu tragen.

Doch sieht man hier und da Hecken von Weiden und Cacteen, Bretterwände und dergleichen.

Boden und Klima scheinen namentlich dem Gedeihen der Gerste außerordentlich günstig zu sein, die hier besser fortkommt, als sonst wo in der Welt. Man zählt verschiedene Arten: die gewöhnliche, die Nepaul und die Rittergerste (chevalier); erstere wird jedoch am häufigsten gezogen.

Die Aussaat beginnt mit dem ersten schweren Regen, der in manchen Jahren schon um den 1. November herum eintritt und dann bis April anhält; der Boden wird durch die Hitze des Sommers und Herbstes so hart, daß das Pflügen deswegen unmöglich wird, ehe der Regen die Erde 6 Zoll tief und mehr erweicht hat.

Auch baut man verschiedene Arten Waizen.

Die Trockenheit und Sprödigkeit dieses Waizens hat, außer in Chili, nicht seines Gleichen. Schon zwei Wochen nach der Ernte kann diese Frucht aufgespeichert werden, und wäre es an Bord eines Schiffes, und wenn sie dann zweimal die Sonnenlinie passirt, so ist keine Gefahr mehr vorhanden, daß sie heiß wird oder schwitzt; dasselbe ist von dem Mehl zu sagen. Kein Waizen oder Mehl an dem atlantischen Meere kommt dem gleich.

Das letztere eignet sich besonders zur Verschiffung nach tropischen Klimaten, wo weniger trockenes Mehl sehr bald gährt und säuert.

Dieser Waizen ist zwar meistens weiß, doch nicht ganz so wie in dem Genesee-Thale, Oregon oder Washington und anderen Gegenden der Vereinigten Staaten, übertrifft jedoch den der meisten europäischen Länder, er giebt nur wenig Kleie. Das Gewicht des-

selben ist gewöhnlich 60 Pfund per Bushel, manchmal sogar 62 bis 65 Pfund, und nimmt sonach für diese Getreideart den ersten Rang ein. Am besten kommt der früh gesäete fort. Die Ernte fällt in die Zeit von Mitte Juni bis Mitte Juli.

Auch Hafer gedeiht sehr gut, der Mais jedoch nicht, Kartoffeln hingegen vortrefflich. Wenn auch nicht in Hinsicht auf Ausdehnung des Kartoffelbaues, so doch, was die Größe der Knollen betrifft, steht Californien obenan. Kartoffeln von 6 Zoll Länge und 3 Zoll im Durchmesser sind nicht selten, aber man hat schon einzelne von 4 Pfund und sogar eine von 7 Pfund gesehen. Dabei sind sie mehlig und schmackhaft. Die Kartoffelkrankheit ist niemals hier aufgetreten.

Tabak wächst hier an geeigneten Stellen sehr schön.

Obgleich eine gute Qualität Baumwolle hier fortkommt, wird doch die Cultur dieser so unendlich wichtigen Pflanze wohl nie von praktischer Bedeutung werden.

Der Hopfen ist außerordentlich üppig, und man darf annehmen, daß kein Land der Welt einen für diese Pflanze günstigeren Boden hat.

Das Zuckerrohr kommt ebenfalls sehr gut fort.

Küchengewächse, wie Weißkohl, Blumenkohl, Erbsen, grüne Bohnen, rothe Rüben, Möhren, Radieschen, Gurken, Lattich, Zwiebeln, Melonen gedeihen vortrefflich. Weißkohlköpfe von fünfzehn Pfund sind ein Wunder auf dem Newyorker Markte, in San Francisco sind sie nichts Ungewöhnliches. Ganze Felder von 20 Pfund-Köpfen kann man hier sehen, ja man weiß von einzelnen festen Köpfen zu 45 und selbst 53 Pfund.

Der größte Kürbis, den Californien bisher aufgewiesen, wog 260 Pfund, und seine Seitenranken hatten Früchte von je über 100 Pfund. In Europa hat es wohl noch keinen Kürbis über 100 Pfund gegeben.

Die größte californische Zwiebel wog 47 Unzen (avoirdupois) und maß 22 Zoll im Umfange, die größte Runkelrübe, 118 Pfund schwer, war 5 Fuß lang und 1 Fuß dick, es war eine dreijährige.

Ein großer Vortheil ist es gewiß, daß die Gartengemüse den

ganzen Winter über in der Erde stecken bleiben können, ohne zu erfrieren.

Auch betreffs seines Obstes nimmt Californien eine hervorragende Stellung ein, die es hauptsächlich seinem Klima verdankt. Nirgends wächst der Obstbaum so schnell, trägt so früh und so regelmäßig, so reichliche und so große Früchte. Der Geschmack derselben ist jedoch bei manchen Species ein minder feiner, als in andern Ländern. Stämme werden in der Zucht niedrig gehalten; 1 Fuß, höchstens 2 Fuß von der Erde fangen die Aeste an. Man kann deshalb nicht unter diesen Bäumen umhergehen.

Unter Aepfelbäumen zu wandeln oder dieselben zu ersteigen, ist dort gerade so, als wenn man bei uns von der Ersteigung eines Stachelbeerstrauches reden wollte. Der Vortheil dieser niedrigen Bäume ist die frühere Tragfähigkeit derselben, eine Sache von um so größerer Wichtigkeit, als der Geldcours so hoch steht, während die Preise des Obstes von Jahr zu Jahr sinken.

Außerdem sind durch den niedrigen Wuchs die Wurzeln beschattet und so vor dem Sonnenbrand, die Bäume selbst aber gegen den Wind geschützt. Zweijährige Stämmchen sind gewöhnlich so groß, wie in den östlichen Staaten drei- oder vierjährige. Kirschbäume sind hier zuweilen in einem Jahre 14 Fuß hoch geworden, Birnbäume 10 Fuß, Pfirsichstämmchen von 2 bis 3 Zoll Stärke. Diese Beispiele von schnellem Wachsthum bemerkte man namentlich auf einer Insel unweit des Zusammenflusses des Sacramento und des San-Joaquin-Flusses. In Petalumna hatten ein zweijähriges, aus einem Reis gezogenes Kirschbaumstämmchen und drei aus Saamen gezogene Stämme $7^3/_4$ Zoll im Umfange. Ein dreijähriger Pflaumenbaum, aus Saamen gezogen, maß 11 Fuß in der Höhe und hatte einen Stamm von 7 Zoll im Umfange. Als Regel kann man annehmen, daß die Bäume Californiens zweimal so viel Holz des Jahres ansetzen, als in den anderen Staaten der Union. Die Bäume fangen an, Früchte in ungefähr der Hälfte des Alters wie die Bäume in den übrigen Theilen der Union zu tragen; Aepfelbäume in Newyork fangen im fünften oder sechsten Jahre ihrer

Auspflanzung an zu tragen, in Californien bereits im zweiten oder dritten. Ohne strenges Frostwetter, ohne wüthende Stürme, ist man dort gegen Mißernten des Obstes geschützt.

Die Aepfel, Birnen und Aprikosen sind größer als die entsprechenden Sorten anderswo, während die übrigen Früchte wenigstens dieselbe Größe haben. Die ersten guten Aepfel wurden im Jahre 1849 vom Oregon-Gebiete importirt, es waren Sämlinge geringerer Qualität, und sie gediehen nicht gut, vielleicht übte der Klimawechsel einen bösen Einfluß auf dieselben.

Im Jahre 1852 wurden einige Stämmchen aus Panama eingeführt; andere Sendungen folgten rasch, und jetzt besitzt Californien Millionen von Bäumen in Zucht und wohl 800,000, die Früchte tragen und an 200 verschiedene Arten der besten europäischen Sorten umfassen.

Aepfelbäume pflanzt man in Zwischenräumen von 12—30 Fuß, gewöhnlich von 14—16 Fuß. Der Grund, warum man so nahe pflanzt, ist der, um sie besser vor heftigen Winden zu schützen und durch ihren Schatten die Erde feucht zu erhalten.

Die sogenannten Winter-Aepfel halten sich jedoch nicht so lange wie in Deutschland.

Die Pfirsiche und namentlich die Birne, kommen sehr gut fort. Dir Birnen sind fein von Geschmack und groß von Form. Es giebt Bäume dieser Obstart in San José, die 2500 Pfund = 40 Bushel jährlich wachsen lassen.

Die Birne wurde von den Spaniern in Californien mehr cultivirt, wie jedes andere Obst, aber jene Arten waren nicht gut, und die meisten alten Stämme sind in den letzten acht Jahren mit anderen Arten aus den atlantischen Staaten gepfropft worden.

Aprikosen, Pflaumen, Mandeln, Feigen, Kirschen, Wallnüsse u. a. wachsen reichlich.

Oliven und Apfelsinen kommen namentlich südlich von Santa Barbara gut fort.

Erdbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren werden gleichfalls in

Masse gezogen. Es giebt dort Erdbeeren=Felder, welche 80 Acker umfassen; auch wird viel Stachelbeer=Wein gekeltert.

Gelernte Gärtner sagen, daß Californien für Zierpflanzen wohl das geeignetste Land sei. Solche Sträucher sind zahlreicher, größer und blühen länger als sonst wo.

Die Mayos und die Malven, die Rosen und das Gänseblümchen, das Stiefmütterchen, das Oelyssum, das Clyanthus punceus, das blühende Eisenkraut, die Rosenappel oder Herbstrose, und die Calla oder Mohrenlilie blühen das ganze Jahr hindurch im Freien; das Geißblatt und die Myrthe blühen vom März bis December; das Geranium und der Schneeball vom April bis October; das Veilchen vom October bis Mai; das Pittos porum vom November bis März; die Spireen und die blühende Mandel vom März bis Juni, und die japanische Camelie vom Januar bis Mai, alle natürlich im Freien.

Newyorker Leute, die mit der Zucht dieser Blumen bekannt sind, können sie in Californien doppelt so lang blühen sehen, als zu Hause. Nicht nur, daß sie im Freien blühen, nein, sie behalten auch die Blätter während des Winters, so daß die Gärten niemals das traurige winterliche Ansehen haben, wie in den atlantischen Staaten.

Im Goldlande kann man im Januar Stöcke sehen, die zwanzig Rosen ohne künstliche Hülfe treiben. Diese Blüthen sind größer und zahlreicher, aber der Geruch ist minder stark.

Ein charakteristischer Zug der californischen Gartenflora bildet die Möglichkeit, im Freien viele solcher Pflanzen zu ziehen, welche unter demselben Breitengrad jenseits der Rocky=Mountains nur unter Glas und künstlicher Hitze zu erzeugen sind. Dazu gehören außer den oben genannten: Orange, Laurestinus, Erica, Casuarina, Lorbeer, Eucalyptus und dreißig Arten von Acazien.

Es giebt fast gar keine Treibhäuser dort, welche, selbst für die zartesten tropischen Gewächse, geheizt werden müßten.

Das Klima ist für das Wachsthum von immergrünen, namentlich für die von den Südsee=Inseln stammenden Pflanzen, mit ihrem

anmuthigen Wuchs und den so schön gefiederten Blättern, sehr günstig.

So wird z. B. die hier einheimische Malve oft 15 Fuß hoch, bleibt das ganze Jahr hindurch grün, und ist mit einem reichlichen Blätterschmuck und einem Kranze röthlicher Blüthen geziert. Der Mavosbusch, in Chili heimisch, hat eine Fülle gelber Blumen. Alle diese Pflanzen setzen eine viel größere Zahl Zweige an, als in anderen Erdgegenden. Die Geranien wachsen zu wahren Bäumen empor.

Rosensprößlinge gewinnen oft in einem Jahre eine Höhe von 20 Fuß. Vielleicht ist es die Trauerweide allein, die in Californien minder gut gedeiht.

Zur Kunstgärtnerei hatten die Colonisten bisher nicht die erforderliche Muße, aber wahrscheinlich liegt die Zeit nicht fern, wo kein Land der Erde sich so vieler schöner Gärten erfreuen wird, als die Thäler in der Nachbarschaft der Bucht von San Francisco.

Der Schaden, den die Spermophilen anrichten, ist außerordentlich groß. Die wirksamsten Mittel, sie zu vertreiben, sind Gifte und zwar Strychnin und Phosphor. Waizenkörner werden damit angemacht. Einige dieser Körner reichen hin, ein Eichhörnchen sofort zu tödten, und wenn eine Katze ein so vergiftetes Eichhörnchen anfrißt, muß sie gleichfalls sterben, ja, sollte ein Rabe die Augen jener Katze aushacken, so kostet es ihm das Leben. Eine solche fortschreitende Vernichtung konnte man öfter in Californien wahrnehmen.

Die Heuschrecken sind übrigens die größte Plage für den dortigen Ackerbau.

Sie kommen bekanntlich in so ungeheuern Schwärmen, daß sie die Luft verdunkeln. Sie rücken zwei Meilen per Tag vor und lassen nicht einen Grashalm verschont. Es giebt nur ein Mittel, sie zurückzuhalten, und dies besteht darin, daß man einen Graben zieht, angefeuchtetes Stroh hinein wirft und dieses anzündet.

Das Unkraut hat bis jetzt noch nicht allzu viel Unannehmlichkeiten verursacht.

Die Hausthiere werden im Freien gehalten. Auch sie wachsen viel schneller, als östlich von der Sierra Nevada. Die meisten Arten von Hornvieh wurden im Jahre 1770 von spanischen Missionären eingeführt; sie liefen früher frei umher und gleichen an Farbe den europäischen Arten. Die spanischen Kühe haben lange und dünne Beine, der Kopf läuft nach dem Maule zu spitzer aus, die ganze Form ist schlanker, sie tragen den Kopf hoch; auch die Hörner sind länger, dünner und weiter auseinander gehend. Die spanische Kuh macht überhaupt den Eindruck eines wilden Thieres, sie ist schnell in ihren Bewegungen, ist immer auf dem Lug aus, schnaubt in elastischem Trab einher, und ist scheu beim Anblick eines Menschen, den sie, namentlich wenn derselbe nicht beritten ist, oft angreift. Die californischen Eingebornen sind nämlich fast immer zu Pferde, und so ist das Vieh mehr an diese Erscheinung gewöhnt. Die spanische Kuh ist klein, wird nicht leicht fett, giebt wenig Milch und ihr Fleisch ist zäh und fast trocken.

Die Viehzucht war vor der Eroberung des Landes durch die Amerikaner beinahe die ausschließliche Beschäftigung der Eingebornen. Sie wurde fast nur der Häute und des Fettes halber getrieben, welche beide die vornehmsten Ausfuhr-Artikel bildeten; das Fleisch warf man fort, da man es nicht alle verzehren konnte. Die Lebensweise und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Landesbewohner färbten sich natürlich nach dieser Beschäftigung. Niemand wollte Eigenthümer von weniger als einer Quadrat-League (4438 Acker) Land sein.

Die Regierung bewilligte Rancho's gratis, in der Größe von 1 bis 11 Leagues, einem Jeden, der es unternahm, ein Haus darauf zu bauen und 100 Stück Hornvieh zu halten. Besitzer von 5000 Stück Vieh waren nicht selten; die Kühe wurden behufs der Zucht gehalten und die Stiere drei bis vier Jahre alt geschlachtet.

Es war gestattet, sich nach Gefallen ein Stück Land zu wählen, doch alljährlich sammelte jeder Eigenthümer mehrere Male sein Vieh in dem Rancho. Man rechnete einen Bullen auf fünfzig Kühe.

Das Kalben fand meistens im Anfange des Jahres statt, und im März wurde der erste Rodeo abgehalten.

Das Wort Rodeo bezeichnet hier das Sammeln der Heerden eines Rancho und die Ausscheidung solcher Stücke, die zu anderen Rancho's gehören. Jeder größere Ranchero (Eigenthümer eines Rancho) hält seinen eigenen Rodeo ab, und zwar einmal im Frühjahr und einmal im Herbst. Jeder Eigenthümer eines Rancho ist gesetzlich verpflichtet, einen Rodeo im Frühjahr abzuhalten.

Sobald ein allgemeiner Rodeo stattfinden soll, benachrichtigt der Ranchero einige Tage oder Wochen vorher die Vieheigenthümer der Nachbarschaft, die sich, beiläufig gesagt, auf 40 bis 50 Meilen erstreckt, denn das Vieh verläuft sich bis zu solcher Entfernung. Der Ranchero wählt nun einen Platz, wo das Vieh gesammelt werden kann, und bei Tagesanbruch schickt er seine berittenen Hirten, vaqueros, aus, um das Vieh herbeizutreiben.

Zur bestimmten Zeit finden sich die Betheiligten mit ihren Vaqueros ein, um die Tagesarbeit zu beginnen, natürlich sind sämmtliche Personen dabei beritten.

Der Ranchero, der den Rodeo hält, ist gegenwärtig, um die Besucher zu unterhalten und um seine Leute zu instruiren, das Vieh zusammen zu halten; die Heerde ist oft sehr groß, manchmal in einem einzigen Rodeo 8000 Stück, die eine gedrängte Masse von 1¼ Meile in's Gevierte bilden. Einigen der eingeladenen Rancheros, welche am fernsten wohnen, wird erlaubt, zuerst in die Heerde einzudringen, ihr Vieh aufzusuchen und auf die Seite zu treiben, wo es von ihren Vaqueros bewacht wird.

Der Eigenthümer des Rodeo aber besichtigt diese ausgeschiedenen Thiere nicht, indem er sich auf die Ehrlichkeit des Nachbars verläßt. Manchmal erfordert ein solcher Rodeo mehrere Tage. Sobald eine Kuh fortgetrieben wird, so folgt ihr das Kalb. Jeder Ranchero kennt sein Vieh durch das Zeichen, welches Gewohnheit und Gesetz heischen, den Thieren einzubrennen. Natürlich könnte man sonst bei 4- bis 5000 Kühen nicht jedes Stück wieder erkennen.

Die Rodeos im Frühjahr sind die lebhaftesten und für die

Rancheros ein wahres Fest. Da giebt es Besuch, Schmauserei, Unterhaltung, aufregende Abenteuer u. s. w. Häufig kommen 3- bis 400 dieser vortrefflichen Reiter auf ihren besten Pferden zusammen; das ganze Geschäft überhaupt ist aufregend und die lebhaftesten Scenen fallen jeden Augenblick vor. Da sind z. B. Kälber, die von der Heerde sich zu entfernen versuchen, um in die Berge zu entweichen; ausgetriebene Kühe wollen sich wieder unter die fremde Heerde mischen, werden aber von den Reitern zurückgejagt, wozu oft der Lasso nöthig ist. Viele Vaqueros zeigen gern ihre Gewandtheit vor so vielen Zuschauern und wahrhaft Erstaunen erregende Reiterstückchen, in Verbindung mit geschickter Handhabung des Lasso, werden dabei ausgeführt.

Sobald ein Ranchero mit seinem Vieh von dem Rodeo zurückkommt, so treibt er es in seine Hörden (corral) und brennt seine Kälber, so daß, falls sie wieder weglaufen sollten, sie das nächste Jahr auch wieder zu erkennen sind. Wie schon erwähnt, das Gesetz verlangt, daß Pferde und Hornvieh, ehe sie 18 Monate alt sind, gebrannt werden; geht das Thier durch Kauf in andere Hände über, so wird das Zeichen auf das Schulterblatt gebrannt, indem der Verkäufer sein Zeichen bereits auf den Hinterschenkel gedrückt hatte; so kann man am Fell eines solchen Thieres seine Eigenthümer nachweisen.

Die Kuhkälber werden reif, ehe sie zwei Jahre alt sind, bisweilen sogar vor dem achtzehnten Monate, ja manche sogar vor dem vierzehnten. Sie gelangen zur Trächtigkeit ein Jahr früher als anderswo.

Die spanischen Kühe haben ein kleines Euter, und trotz ihrer großen Zahl waren Buttermilch und Käse selten auf der Tafel, ehe die Amerikaner in das Land kamen, denn nur die Kühe der letzteren liefern diese Artikel. Der Corral ist eine Umzäunung von 90 bis 150 Fuß im Durchmesser, von starkem Riegelwerk und wird benutzt, wenn Pferde oder Hornvieh gebrannt werden sollen.

Die Reata, häufiger Lariat genannt, der Lasso der Californier, ist ein Seil von Rohhaut, circa 3/8 Zoll im Durchmesser und viel-

leicht 90 Fuß lang; es wird aus vier Streifen Haut, von der nur die Haare abgeschabt werden, gefertigt. Die Rohhaut ist besser als jedes andere Material, weil sie gerade das richtige Gewicht und die nöthige Steifheit hat; eine auf- und ablaufende Schlinge ist an dem einen Ende angebracht. Sobald das Lariat geworfen werden soll, wird die Schlinge vier bis sechs Fuß lang gemacht. Die eine Seite der Schlinge, sammt einem Theil des übrigen Seiles, wird in die rechte Hand genommen, alles Uebrige aufgewunden in die linke. Der Vaquero schwingt dann die Schlinge über den Kopf, jedoch so, daß sie offen bleibt, und sobald sie in gutem Schwung ist, läßt er los — fort fliegt die ganze Länge, die Schlinge umfängt den erzielten Gegenstand beinahe unfehlbar und zieht sich fest. Es ist nichts Ungewöhnliches für einen Vaquero, ein Thier in einer Entfernung von 30 Fuß zu treffen, während dasselbe, gleichwie sein Pferd, sich im wildesten Laufe befinden; gewöhnlich kommt er jedoch 15 bis 20 Fuß heran, ehe er den Lasso fliegen läßt.

Der Uebersetzer dieser Blätter war selbst Augenzeuge von diesem, jede Vorstellung übersteigendem Manöver.

Vom März bis zum Juli, wo es ausgezeichnetes Gras in Menge giebt, wird das Vieh fett; vom Juli bis October sind Gras und Klee zwar trocken und braun, aber noch sehr nahrhaft und das Vieh bleibt noch in gutem Stande; vom October jedoch bis zum Januar magert es schnell ab und fast alljährlich verhungert eine große Zahl desselben.

Californien hat einen großen Pferdebestand, vielleicht einige Hunderttausende, von denen etwa $^1/_3$ amerikanischer Abkunft sind und $^2/_3$ wilde oder zahme spanischen Geblüts. Letztere wurden im 16. Jahrhundert von Spanien nach Mexico importirt und von dort vor ungefähr 80 Jahren nach Californien. Sie sind schnell, zähe, gesund und unübertrefflich zum Reiten und für den Beruf der Vaqueros; übrigens sind sie klein, leicht, nicht so stark und keineswegs schön, auch unfähig, schwerere Arbeit zu verrichten, wie z. B. vor dem Pfluge oder dem Lastwagen. Sie haben nicht das Gelehrige und die anderen Eigenschaften, die an unseren Pferden so

sehr gefallen. Ihre Ausdauer für einen langen Ritt ist unerhört. Man kennt Fälle, daß diese Thiere ihren Reiter in einem Tage 100 Meilen weit trugen, ohne anderes Futter als Gras.

Der bekannnte Fremont ritt bei einer Gelegenheit 400 Meilen in vier Tagen ab, zwar auf verschiedenen Pferden, die er aber vom Anfang bis zum Ende der Reise vor sich hertrieb.

Die mexicanische Pferde-Dressur ist eine eigenthümliche. Man dressirt nur zum Reiten, denn von spanischen Californiern sind Pferde niemals vor Wagen benutzt worden. Der Gaul, der sein Lebelang frei herumgelaufen, ist auch zu wild, um ohne Lasso gefangen werden zu können, selbst nicht einmal eine Annäherung wäre rathsam, so lange er auf freien Füßen ist. Er wird deswegen mit einem Lariat am Halse, mit einem zweiten am Hinterbeine gefangen und dann niedergeworfen, indem man die Lariats anzieht. Hierauf legt ein Vaquero eine Halfter um den Kopf des gefangenen Thieres, welche mit einem Stück Leder als Blende versehen ist, um über die Augen gezogen werden zu können. Dann werden Hals und Beine befreit, ein langes Seil an der Halfter befestigt und man läßt das Thier sich erheben. Diese erste Einzwängung gefällt ihm natürlich nicht. Nachdem es aber durch viele nutzlose Versuche, sich zu befreien, müde geworden, nimmt ihm der Vaquero die Blende von den Augen. Der Gaul, erschreckt, einem Menschen so nahe zu sein, zittert vor Aufregung. Wenn er zurückschreckt, ist wenig Gefahr vorhanden, und der Vaquero zieht ihm langsam die Blende über die Augen. Wenn das Pferd aufsteht, bäumt es sich gewöhnlich, sowie der Vaquero ihm nahe kommt oder schlägt mit dem Vorderfuße nach dem Manne. Um Unglücksfälle zu vermeiden, läßt man es sich austoben und ohne Futter stehen oder man zieht es auch zu einem Gitter hin, hinter welchem der Vaquero geschützt ist. Sobald die Blende herunter, ist der Gaul vollkommen ruhig, ja man kann ihn reiben, satteln und ohne Schwierigkeit besteigen. Gleich nach der Blendung legt man ihm den Sattel auf, befestigt denselben gut, zieht dann das Blendleder in die Höhe und giebt ihm die ganze Länge des Seiles. Das des Sattels ungewohnte Thier glaubt sich

von einem Raubthiere gepackt. Vor Schrecken macht es Luftsprünge, schnauft, scharrt, stampft, schlägt aus, ja wirft sich wie vor Verzweiflung auf die Erde. Nachdem dieses etwa eine Stunde lang gedauert hat, geht der Vaquero wieder zu ihm hin, legt die Blende wieder vor und der Gaul steht da zitternd vor Furcht und Erschlaffung.

Jetzt wird er geritten. Das Seil wird zuvor unter dem Kinne befestigt, so daß es wie ein Zaum benutzt werden kann; die Ohren werden unter den Halfter-Riemen eingesteckt, so daß er nicht nur geblendet, sondern auch taub ist. Nachdem der Sattelgurt festgezogen, sitzt der Reiter auf. Ueber den Sattel her liegt ein zweites Gurt, lose genug, um die zu einem rechten Winkel gebogenen Knie darunter zu stecken.

So sitzt der Mann wie festgebunden. Je mehr er die Knie vorschiebt, desto fester wird ihn die Gurte halten, während er durch Zurückziehen derselben und Strecken der Beine jeden Augenblick frei sein kann.

Die Knie im Gurte steckend (Steigbügel sind dabei nicht zu gebrauchen), zieht er die Ohren unter der Halfter hervor und hebt die Blende. Das Pferd, den Reiter auf sich wahrnehmend, wird jetzt von einem neuen fürchterlichen Schrecken befallen, springt hoch empor und fällt steif auf die Vorderfüße. Durch dieses Manöver suchen nämlich Pferde den Panther u. dgl. wilde Thiere abzuschütteln. Der Stoß würde fürchterlich sein, wenn sich der Mann nicht auf dem Sattel befestigt hätte, aber so folgt er den Bewegungen des Pferdes, ohne Schaden zu nehmen.

Manche Pferde wiederholen dieses Experiment Stunde um Stunde, aber der Reiter ist dabei ganz sorglos, denn er selbst ist außer Gefahr und das Springen müdet den Gaul sehr ab.

Einige Pferde fangen, nachdem sie einige Minuten in die Höhe gesprungen sind, zu laufen an. Dies kümmert den Reiter wenig, er versucht den Gaul dabei an Leitung zu gewöhnen. Die gefährlichsten Pferde sind die, welche beim Bäumen rückwärts überschlagen. In einem solchen Falle muß der Vaquero bereit sein, seine Knie

unter der Gurte hervorzuziehen, damit er beim Sturze auf die Füße zu stehen kommt. Nach einem Ritte von einigen Stunden blendet der Vaquero das Pferd von Neuem und sitzt ab. Ohne die Blende herunter zu lassen würde dies gefährlich sein, da das Pferd ihn wahrscheinlich treten würde. Er sattelt ab, bindet den Gaul kurz an, so daß der Kopf hoch steht und läßt ihn ohne Futter und Tränke.

Am folgenden Morgen ist das Thier steif und hungrig, doch der Vaquero füttert noch nicht, zieht vielmehr die Blende wieder vor, sattelt und sitzt von Neuem auf, und die Manöver des vorigen Tages wiederholen sich; das Springen ist nun schon weniger heftig. Nach einigen Stunden wird das Pferd an einer Stelle angebunden, wo es Wasser und Gras findet. Jeden Tag reitet man es; in fünf oder sechs Tagen hört es auf zu springen, in drei Monaten wird die Blende ganz beseitigt.

Im vierten Monat wird das Gebiß angelegt. Das Thier springt von Neuem steifbeinig in die Höhe. In den ersten beiden Monaten ist die Nase da, wo der Halfter darüber hinausgeht, stets wund. Noch einige Monate und der Gaul lernt dem Zügel folgen, und zwar fast so gut wie später mit dem Gebiß. Nach sechs Monaten täglichen Rittes wird er ruhig und zahm und zugleich fetter.

Wenn einmal zugeritten, ist das californische Pferd gutmüthig, beißt und schlägt selten aus, und wenn auch noch so grob behandelt. Nachdem der Gaul an den Sattel gewöhnt ist, muß er noch lernen, beim Werfen des Lariats a tempo mit dem Reiter zu handeln. Zu diesem Behufe wird dasselbe erst nach kleinen, dann nach größeren Kälbern ausgeworfen; das Pferd wird bald inne, daß das durch den Lariat gefangene Thier am besten aufgehalten werden kann, wenn es den Kopf ausstreckt und die Vorderbeine zurückstemmt. Genanntes Instrument, das stark genug ist, einen Ochsen aufzuhalten, ist am Sattelknopf befestigt; hat es gefangen, so läuft der Gaul erst langsamer und hält dann plötzlich an; fängt es nicht, so setzt er seinen vollen Lauf fort, während der Vaquero die Schleife aufzieht, um sich zum neuen Wurfe anzuschicken. Sattel und Zügel

sind von eigenthümlicher und höchst zweckdienlicher Construction. Der Sattel besteht aus vier Stücken Holz, zwei Längstheilen, einem hohen Rücktheil, und sich zu einem langen, starken Horn erhebenden Vordertheile. Diese Stücke werden fest zusammengefügt und das Ganze, mit frischer Rohhaut bedeckt, welche beim Trocknen sich zusammenzieht und viel zur Festigkeit beiträgt. Eine gute Fuste (Gurte) ist stark genug, um den mächtigsten Bullen aufzuhalten. Eine solche vier Zoll breite Gurte ist von einer Anzahl kleiner Pferdehaar-Seile gemacht, die durch 2—4 Zoll im Durchmesser haltende Ringe mit einander verbunden sind.

Wenn der Vaquero auszieht, sattelt er auf's Sorgfältigste. Die Gurte hat keine Schnalle und ist weit genug, um dem Pferde nicht wehe zu thun. Sie liegt weiter nach hinten, als beim amerikanischen Sattel, um nicht die Haut gleich hinter den Vorderbeinen wund zu machen. Der Sattel muß sehr festsitzen, da manchmal, wenn ein Thier gefangen ist, dem Vaquero das Lariat aus der Hand gleitet und er im vollen Galop es wieder aufnehmen muß, dies geschieht, indem er sich mit der einen Hand an dem Sattelknopf festhält, sich hinunterbeugt, und mit der andern Hand das Instrument aufhebt. Für solche Reiterstückchen darf die Gurte nicht lose sein.

Die Steigbügel sind nur von Holz, circa 4 Zoll breit und vorn mit dicken Stücken Leder bedeckt, welche verhindern, daß der Fuß hindurch schlüpfen kann. Das Sattelgestell ist mit großen Stücken Leder bedeckt, und an dem Steigbügel hinauf schützen breite Lederstreifen die Beine des Reiters vor dem Schweiße des Pferdes.

Die gewöhnliche Gangart dieser Thiere ist der Paßgang, niemals ein scharfer Trab; das Thier erholt sich bei einem langsamen Trab. Jene Gangart ist so leicht, daß der Reiter auf einer Strecke von fünfzig Meilen sich kaum ermüdet fühlt. Eine Viertelmeile lang läuft der Gaul mit ausgezeichneter Schnelligkeit, aber auf 2 Meilen dürfte er es kaum mit einem Vollblutpferde aufnehmen; wohingegen bei einer Strecke von 100 Meilen er Sieger bleiben würde. Viele

californische Pferde sind neuerdings für Wagen und Pflug dressirt, thun auch ganz gut dabei, stehen jedoch immer unseren Pferden nach.

Die seit 12 Jahren nach Californien importirten und die von denselben abstammenden Pferde sind schöne Exemplare, zwar nicht so gesund und fest, wie die californischen, aber größer, thätiger, stärker und schöner an Gestalt und Farbe.

Beinahe die ganze Feldarbeit, zu welcher Zugthiere erforderlich sind, wird mit Pferden verrichtet, da Maulesel zu theuer und Ochsen zu langsam sind. In jenen Districten jedoch, wo die Wege zu schlecht sind, benutzt man Maulthiere zum Waarentransport.

Für gewöhnlich zieht man auf den Farmen den Maulesel dem Pferde vor, weil er länger lebt und nicht so leicht durch schlechte Behandlung verdorben wird, auch mit einfacherem Futter fürlieb nimmt.

Jetzt werden nur noch wenige Maulesel auf den Farmen benutzt; vielleicht daß sie später einmal wieder Gnade vor den Augen des Farmers finden.

Das Klima Californiens scheint in jeder Beziehung die Schaafzucht sehr zu begünstigen. Die milden Winter gestatten ihren Aufenthalt im Freien das ganze Jahr hindurch, und wer die Sache einigermaßen kennt, weiß, daß ein Schaaf, das in Californien geboren wurde, in zwei Jahren gewöhnlich so groß und schwer ist, als ein dreijähriges in den atlantischen Staaten. Daß die Mutterschaafe zwei auch drei Lämmer werfen, ist in diesem Lande viel häufiger, als jenseits des Felsengebirges.

Die Schaafe werden in Californien nie unter Obdach gehalten und mit Ausnahme einiger von sehr guter Abkunft, bekommen sie selten anderes Futter, als solches, welches sie nicht selbst auf den Bergen und in den Thälern aufsuchen. Nachts wird die Heerde in einen Pferch (Corral) getrieben, um sie vor den Cojoten zu schützen und um zu verhüten, daß sie sich verlieren.

Auf großen Schaafranchos kommt ein Hirte auf 1000 Schaafe. Es giebt nur wenige Schäferhunde; sie sind von Australien oder Schottland eingeführt und verstehen das Wort „Corral“, nach dessen

Aussprechung sie sofort die Heerde in den Pferch treiben. Sobald ein Wolf sich sehen läßt, sammeln sie die Heerde schnell zu einem dichten Haufen, mit den Köpfen nach innen. Sowie ein Schaaf den Kopf umwendet, beißt es der Hund in das Knie, damit es sich wieder umkehrt. Der Hund scheint zu wissen, daß der Wolf den Schaafen kein Leid zufügen kann, wenn er sie nur in die Hinterschenkel beißt, sie aber durch einen Biß in die Kehle tödten würde. Der erste Versuch zur Schaafzucht in größerem Maaßstabe in Californien wurde im Jahre 1853 gemacht, und zwar von einem Manne, der nur 900 Mutterschaafe besaß. Dieselben vermehrten sich so rasch, und das Geschäft zeigte sich so einträglich, daß jener Schaafzüchter, wenn man Berichten darüber glauben darf, jetzt 10,000 Schaafe und 16,000 Acker Land nebst anderm Eigenthum im Werthe von 200,000 Dollars besitzt.

Der Preis der Schaafe richtet sich natürlich nach deren Abstammung. Eine Heerde besteht gewöhnlich aus 1000 Stück.

Die Schweinezucht ist nicht sehr bedeutend, dagegen sind in neuerer Zeit Versuche gemacht, um Federvieh zu ziehen.

Die Hühner werden aber dort leicht von einer unangenehmen Krankheit heimgesucht, namentlich, wenn mehr als 500 Stück zusammen sind, wo sie dann von einer Art Seuche schnell aufgerieben werden.

Kaninchen, Tauben, Ziegen und Fasanen zieht man nur in geringer Zahl.

Es gab früher keine Bienenzucht in Californien, da man die halbjährige Trockenheit fürchtete, aber für sie ist das Klima besonders günstig, und sie gedeihen dort besser, als anders wo.

Herr H. Hamilton, ein Bienenzüchter in Stockton, berichtet, daß er am 1. Februar 1860 35 Schwärme besaß, welche sich bis zum 1. October auf 500 vermehrt hatten, und die 20,570 Pfund Honig lieferten. Solch ein Ertrag findet wohl seines Gleichen nicht.

Die Bienen sind, ähnlich wie in Newyork, dort 5 bis 6 Monate lang nicht ganz müßig, eigentlich thätig fast 10 Monate lang. Sie haben sich so schnell hier vermehrt, daß ihr Werth bereits ge-

sunken ist, wenn auch der Honig noch immer zum Preise von einem Dollar pro Pfund zu Markte kommt.

Viele Bienenstöcke wurden im Sacramento-Thale 1862 durch Ueberschwemmungen vernichtet.

Die Seidenraupe kommt gut fort, doch verhindert der hohe Preis der Arbeitslöhne, ausgedehntere Operationen damit zu unternehmen.

Die Raupen bedürfen einer Temperatur, die der mittleren Luftbeschaffenheit Californiens gleichkommt.

Große Hitze und große Kälte, sowie Gewitter sind ihnen gleicherweise nachtheilig.

Weinbau.

Californien ist ein ausgezeichnetes Land für den Weinbau, und viele Winzer halten es für das der Traube günstigste Land der Welt.

Der Weindistrikt erstreckt sich von 32° 30' bis zum 41° n. Br., eine Ausdehnung von fast 600 Meilen bei einer durchschnittlichen Breite von 100. Der Boden in Los-Angeles und Anaheim ist ein tiefer leichter warmer Sand, der dem unerfahrenen Auge zu dürftig erscheint, als daß eine edle Frucht darauf reifen könnte.

An Plätzen, durch welche Wasser einige Tage lang hindurch fließt, wird aller Schlamm weggeführt und bleibt beinahe nur der bloße Sand zurück; der Boden ist so trocken, daß eine Bebauung nur mit Hülfe von Bewässerung möglich ist.

Die Rebe wurde durch spanische Missionare um's Jahr 1770 nach Californien gebracht; diese Art ist unter dem Namen Los-Angeles-Traube bekannt und füllt ¾ aller Weingärten des Landes. Die Beeren sind rund, röthlich braun und bei vollständiger Reife beinahe schwarz; sie haben bis zu ⅝ Zoll Durchmesser und eine

starke Haut, die eine große Masse dicken, sehr süßen Saft einschließt.

Die Sonoma-Traube liefert einen leichten, dem gewöhnlichen Rothwein ähnlichen Wein, die Los-Angeles-Traube hingegen ein starkes, dem Portwein gleichendes Getränk. Beide Arten wurden ausschließlich bis zum Jahre 1853 dort cultivirt, von welcher Zeit an dann die Einführung fremder Trauben begann. Letztere übertreffen die einheimischen in jeder Beziehung, so daß Der, welcher mit dem Weinbau bekannt ist, nicht daran zweifeln kann, daß die einheimischen Trauben mit der Zeit ganz vom dortigen Markte schwinden werden. Jetzt schon kann man sie für 6 bis 8 Cent das Pfund auf dem Markte von San Francisco kaufen, während auswärtige Arten wegen ihres feinen Geschmacks und ihrer Saftfülle mit 25 bis 36 Cents bezahlt werden.

Dabei widerstehen die ausländischen Trauben dem Froste weit besser als die einheimischen.

Die Vortheile, welche Californien der Traube bietet, sind wesentlich folgende:

1) Doppelter Ertrag; zufolge amtlicher Berichte sind dort 12,000 Pfund Trauben per Acker so gewöhnlich, wie 6000 Pfund in Frankreich, Deutschland oder anderswo für dasselbe Bodenmaß; dieses ist eine constatirte Thatsache, und wenn man anders Augenzeugen glauben darf, so hat Californien schon Ernten von 20,000 Pfund per Acker gesehen.

2) Keine Mißernte, weil kein strenger Frost noch Hagel, noch stürmisches Regenwetter, wie dann und wann in Europa, hier eintritt. Dort hat man Zeit genug, um die Weinlese ruhig vorzunehmen, während in anderen Ländern Regen und Frost oft die schon gereifte Frucht vernichten. Auch die Traubenkrankheit ist hier bis jetzt nur sehr gering und nur in einzelnen Provinzen aufgetreten.

3) Viel weniger Arbeit; in Europa wird die Rebe an Stöcken gezogen, hier steht sie frei.

4) Die gleichmäßig warme Temperatur läßt den Wein sehr

leicht gähren, ohne künstliche Hitze im Winter dabei anwenden zu müssen.

5) Kommen hier fast alle Arten Trauben sehr gut fort.

Die Nachtheile hingegen bestehen in den hohen Arbeitslöhnen, die hier viermal so hoch als in Europa sind, ferner in der Unkunde, die Rebe ordentlich zu pflegen, den Wein zu keltern und in den hohen Preisen der Fässer, die circa 25 Cent per Gallone kosten, wie endlich in der Nothwendigkeit der Bewässerung.

Das Land, welches sich zum Weinbau eignet, kostet 20 bis 100 Dollar der Acker, während er in Frankreich mehrere hundert Dollar kostet, jedoch gleicht sich dies aus, da man in Europa Geld zu 5 bis 6 Procent borgt, wohingegen der Zinsfuß dort vielleicht 27 Procent beträgt.

Der Wein kommt am besten auf sandigem, nicht feuchtem Boden fort, niemals aber in nassem Lehm oder Thon. In Californien sind beinahe alle Weingärten auf flachem Lande; in Europa werden bekanntlich hügellige Gegenden vorgezogen, woher das Wort „Weinberg“ kommt.

Die neuen Reben-Triebe eines Sommers tragen schon in demselben Jahre Trauben. Alljährlich werden alle Zweige abgeschnitten, so daß nur der einfache Stock stehen bleibt. In den älteren Weingärten sind diese Stöcke drei bis fünf Fuß hoch. Neuerdings jedoch zieht man sie nur bis zu 15 Zoll Höhe, denn man hat wahrgenommen, je näher die Traube der Erde, desto früher reift sie, und je weniger ist eine Gefahr von Frost oder Wind zu befürchten.

Der stärkste Schößling wird als neuer Stämmling gewählt, indem man ihn an eine kleine dabei gesteckte Stange bindet, während die anderen Schößlinge abgeschnitten werden. Die hinsichtlich des Weinbaues wichtigsten Städte sind Los-Angeles, Anaheim und Sonoma.

Im Jahre 1862 besaß Los-Angeles ungefähr 900,000 Weinstöcke, Anaheim 400,000 und Sonoma 500,000. Die Hack-Farm, im Sutter-County, hat einen großen Weingarten, der dem Sohne

des Capitains J. A. Sutter gehört; das dortige Produkt wird als von ausgezeichneter Qualität bezeichnet.

Zu den bedeutendsten Weinbergen des Staates rechnete man 1862 die folgenden:

A. Haraszthy, Sonoma	290,000	Stöcke.
John Rains, Cocomongo . . .	165,000	"
B. D. Wilson, San Gabriel . .	100,000	"
William Wolfskill, Los-Angeles .	85,000	"
C. H. S. Williams, Sonoma . .	68,000	"
Matthew Keller, Los-Angeles . .	61,000	"
Corbett- und Dibblee-Santa-Anita	60,000	"
T. J. White, Los-Angeles . . .	50,000	"
J. R. Scott, Los-Angeles . . .	50,000	"

Hauptsächlich ist es rother und weißer, leichter und schwerer, ruhiger und schäumender Wein, der in Californien erzielt wird. Es ist anzunehmen, daß in einigen Jahren dort so viel und so guter Wein producirt wird, als in irgend einem anderen Weinlande.

Die vorigjährige Ernte (1866) ergab wenigstens 2,500,000 Gallonen sehr guten Weines. Da man während der Sommermonate sehr warmes Wetter hatte, so hatten die Trauben sich ganz besonders gut entwickelt und konnte in den südlichen Theilen des Staates schon Mitte September die Weinernte beginnen. Die meisten Winzer zogen aber vor, ihre Trauben voll reif werden zu lassen, und ist deshalb die Qualität des jungen Mostes sehr vielversprechend. Im Los-Angeles-County, wozu Anaheim gehört, sind allein mehr als 1 Million Gallonen Wein gemacht. In Sonoma dagegen hat ein starker Nachtfrost im Frühjahr fast die Hälfte der Blüthen zerstört, ohne den Weinstöcken selbst viel Schaden zu thun. In Napa und den anderen mittleren Countys hingegen ist der diesjährige Wein ganz besonders gut gerathen und wird in Zeit von 10 bis 12 Monaten eine große Quantität Wein nach San Francisco gesandt werden, um entweder hier oder in den atlantischen Staaten einen Markt zu suchen. Für den Export des guten Weines ist bis jetzt noch nicht genügend gesorgt,

da nur ein einziges Haus regelmäßig bedeutende Sendungen nach Newyork und Boston macht.

Von einem dortigen Publicisten wird deshalb die kaufmännische Welt und Kapitalisten darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Branche noch eine ausgezeichnete Gelegenheit ist, ohne viel Risico Geld und Ehre zu erwerben; es ist jetzt sicher festgestellt, daß diese Weine sich nicht allein gut halten auf einer langen Seereise, sondern sich noch um 100 pCt. verbessern, und je länger die Reise dauert, desto besser wird der Wein in den Fässern. Man hat früher angenommen, daß Californien circa 40 Millionen Acker gutes Weinland hätte, aber in den letzten Jahren ist durch mehrfache Versuche festgestellt, daß die Hügel, Berge und Abhänge eigentlich das beste Weinland geben, daß die Rebe selbst in den trockensten Jahren nicht allein gut fortkommt, sondern auch ein besseres Produkt liefert, wie die Weingärten in den Thälern und auf dem flachen Lande.

Dieses günstige Resultat ergiebt wenigstens 50 bis 60 Millionen Acker mehr, wie früher angenommen wurde, so daß es ohne Zweifel mindestens 100 Millionen Acker Land sind, die nur auf fleißige Hände warten, um den Unternehmer in wenigen Jahren reichlich zu entschädigen für 3 bis 4 Jahre Ausdauer in der ersten Anpflanzung. Ein Acker eines 8 bis 10 Jahre alten Weinberges giebt hier schon 800 bis 1000 Gallonen Wein.

Der Preis dieses Landes ist noch sehr billig von 1 bis zu 5 Dollar per Acker, die Unkosten der ersten Anpflanzung sind unbedeutend, da das herrliche Klima und der fruchtbare Boden jedes Unternehmen dieser Art kräftig unterstützt. Wir können deshalb unsern Landsleuten keinen bessern Dienst erweisen, als sie auf diesen Culturzweig aufmerksam zu machen, der in wenig Jahren eine große, sichere Zukunft haben muß, und nach unserer Meinung in keinem Lande der Welt mit so soliden Erfolgen gekrönt wird, wie gerade in dem schönen Californien.

Bergbau.

Der Bergbau Californiens bildet unbestritten den vornehmsten Industriezweig dieses Goldlandes. Kein Land der Erde beschäftigt wohl im Bergbau verhältnißmäßig so viele Hände und zahlt so beträchtliche Summen an Arbeitslöhnen für Bergleute aus, als Californien. Und wenn auch gegenwärtig die Production, wie die Einkünfte der einzelnen Unternehmer im Allgemeinen etwas abgenommen haben, so wird doch der Minenbau fortdauernd die Grundlage und der Schwerpunkt des ganzen gewerblichen Lebens in Californien bleiben.

Gebaut wird bekanntlich auf Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber und Kohlen, Zinn, Blei und Antimon-Erze, Schwefel-Alaun- und Asphalt-Geschiebe. Außerdem kommen noch ganze Seen von Borax, sowie reichliche Schwefel- und Magnesia-Quellen vor, und wenn die drei letzteren bis jetzt auch noch nicht Gegenstand der Speculation und des Gewerbfleißes geworden sind, so werden sie doch zweifelsohne in wenigen Jahren als unschätzbare Segnungen des Landes sich geltend machen.

Auch Platina, Iridium und Osmium findet man stets bei dem Gold, doch nicht als Erz mit demselben verbunden, ohne von den Goldgräbern besonders beachtet zu werden.

Der Ertrag der Goldminen beläuft sich jährlich auf 40- bis 50,000,000 Dollar, der des Quecksilbers auf 2,000,000 Dollar. Wieviel der seit 1861 eröffnete Bau auf Silber, Kupfer und Kohlen abwirft, ist noch nicht festgestellt, gewiß ist aber, daß das Gesammtresultat des Baues auf alle anderen Bergproducte, dem des Goldes gegenüber, unerheblich bleibt.

In den s. g. Placer-Minen findet man das Gold in Schichten von Thonerde und Kiesgerölle; in den Quarz-Minen ist es in Quarz eingeschlossen und sitzt darin fest. Die Ausscheidung des Goldes ist der verschiedenen Art und Weise angepaßt, wie es eben in der Erde vorkommt. So wird z. B. die goldhaltige Erde in den Placer-Minen (»paydirt« d. h. sich bezahlt machender Schmutz) ausgewaschen, und damit die erdigen Theile entfernt. Das strömende Wasser führt dabei selbst größere Steine mit sich fort, während die kleinen, aber specifisch schwereren Goldkörnchen an den Leisten des Waschbrettes sich festsetzen, oder auch durch Quecksilber aufgefangen werden, wovon das Nähere weiter unten.

In den Quarz-Minen wird der goldhaltige Stein zu feinem Staub gemahlen und das Gold alsdann durch Quecksilber oder auf der rauhen Oberfläche einer wollenen Decke aufgefangen, über welche Wasser hingegossen wird. Ungefähr $^2/_3$ des Goldes wird von den Placer- und $^1/_3$ von den Quarz-Minen gewonnen.

Unter einer Mine versteht man im Allgemeinen eine unterirdische Höhle, die gegraben wurde, um Metalle oder metallhaltiges Gestein zu Tage zu fördern. Diese Erklärung kann jedoch nicht auf die Placer-Minen bezogen werden, welche Orte sind, wo das Gold aus der Dammerdschicht gewonnen wird. Die meisten Verrichtungen finden bei vollem Tageslicht, d. h. über der Erde statt. In einigen Claims (Antheile) liegt der Paydirt bis 2 Fuß tief unter der Oberfläche; in anderen wieder viel tiefer; aber die ganze, das Gold umgebende Masse wird fortgeschwemmt.

Das Wasser ist der große Vermittler für den Placer-Goldgräber; dieses Element ist seine Macht, der Maßstab seines Gewinns; mit einer reichlichen Wassermenge kann er Alles auswaschen; ohne Wasser kann er wenig oder nichts leisten. In den Placer-Minen ist die Arbeit fast nur mechanisch, und keine Accuratesse oder wissenschaftliche Bildung nöthig, um darin vollkommen zu sein. Die Amalgamation, obgleich ein chemischer Proceß, ist doch so einfach, daß nach wenigen Tagen der gewöhnlichste Arbeiter denselben so gut handhaben kann, als ein Chemiker von Fach.

Es ist unmöglich, den Betrag des in Californien gewonnenen Goldes zu bestimmen. Es sind Aufstellungen über diejenigen Werth-Summen gemacht worden, die, behufs Ausfuhr nach dem Zollamte zu St. Francisco, declarirt wurden und die in den Münz-Anstalten der Vereinigten Staaten geprägt werden sollten; auch weiß man ziemlich Annäherndes über den in Goldstaub und in Barren nach England geschickten Betrag, aber über die durch zahlreiche Passagiere nach dem Auslande beförderten Summen, die außer in London noch an vielen anderen Orten geprägt oder zum Theil als Geschmeide getragen werden, fehlt jeder Anhaltspunkt; ebenso von dem gerade jetzt in Californien circulirenden Golde. Nach den Büchern des Zollhauses in St. Francisco sind folgende Summen zur Ausfuhr gekommen:

In 1849:	4,921,250	Doll.;	in 1850:	27,676,346	Doll.
„ 1851:	42,582,695	„	„ 1852:	46,586,134	„
„ 1853:	57,331,034	„	„ 1854:	51,328,653	„
„ 1855:	45,182,631	„	„ 1856:	48,887,543	„
„ 1857:	48,976,697	„	„ 1858:	47,548,025	„
„ 1859:	47,640,462	„	„ 1860:	42,303,345	„
„ 1861:	40,639,089	„	„ 1862:	42,285,640	„
„ 1863:	44,542,420	„	„ 1864:	48,106,795	„
„ 1865:	49,286,211	„			

Die Ausfuhr des Goldes begann 1848, doch weiß man nichts über die Summe, die in besagtem Jahre exportirt wurde. Vor

1854 wurden sehr große Summen von Passagieren fortgeführt, wobei das Zollamt ohne Bericht blieb; seit jenem Jahre ist die Ausfuhr ziemlich genau bis auf einige Millionen aufgezeichnet. Man kann sicher annehmen, daß Californien nicht viel weniger als 1000 Mill. geliefert hat, der Raum dieser Blätter würde jedoch nicht gestatten, die Gründe für diese Meinung näher zu erörtern. Diese Schätzung bleibt bedeutend hinter der der dortigen Geschäftsleute und derjenigen zurück, welche in Hunt's-Merchants-Magazin behauptet wird. Unzweifelhaft fand vom Jahre 1848 bis Ende 1853 eine regelmäßige Steigerung der Gold-Ausbeute statt. Seit 1854 stellte sich eine allmälige, wenn auch nicht regelmäßige, doch aber beständige Abnahme heraus. Seit 1854 wurden außerordentliche Summen von St. Francisco exportirt (siehe unsere Tabelle), doch kamen dieselben mehr aus den Minen außerhalb der Grenzen Californiens, wie z. B. aus Süd-Oregon, den östlichen Theilen von Washington-Territorium, von Brittisch-Columbia, aus dem Nevada-Territorium, und während das Erträgniß in Californien abnahm, hatte die Einfuhr aus den genannten Gegenden zugenommen. Einige Millionen muß man übrigens von den jährlichen Ausschiffungen an Gold abrechnen, welche die Goldgräber in Händen behalten. Die Ausbeute wird wohl noch ferner abnehmen, aber bis zu welchem Grade und bis zu welchem Zeitpunkte kann Niemand sagen. Man kann überhaupt kein Urtheil fällen, in wie weit in den nächsten Jahren die Goldausfuhr sich vermehren oder vermindern wird. Vorläufig hat sie sich in letzterer Zeit nach der Entdeckung der Cementlager wieder wesentlich gesteigert.

Placer-Minen. — Die Placer-Minen werden in verschiedene Klassen getheilt, deren erste und wesentlichste Unterscheidung nach ihrer größeren oder geringeren Tiefe gemacht wird. In den tieferen findet man den Paydirt 20 oder mehr Fuß unter der Oberfläche, in den flachen nahe der Oberfläche. Die nicht tiefen Gruben werden meistens in Schluchten in und um das Bett eines Flusses herum, wie auch auf Ebenen angelegt; die tiefen Gruben befinden sich in Hügeln und tiefen Ebenen. Der Paydirt ist gewöhnlich mit einer

ziemlich gehaltlosen Erdschicht bedeckt, die häufig unberührt liegen gelassen wird, während man den Paydirt darunter vermittelst Tunnel oder Schachte gewinnt.

Die Annahme, in keinem anderen Goldlande als Californien liege der Paydirt so nahe der Erdoberfläche, ist irrig; in Australien*), z. B. am Bendigo auf verschiedenen Stellen (Eaglehawk Gulley) wurde Paydirt unseres Wissens ganz nahe der Oberfläche in einer Tiefe bis zu drei Zoll gefunden; allerdings ist wegen Wassermangels der Gewinn kein so leichter als in Californien, dagegen ist das Gold in Australien viel grober und schwerer, und nur selten findet man jene kleinen Blättchen wie im amerikanischen Goldlande. Die Tiefe der Gruben ist dort sehr verschieden (von 2 bis 60 Fuß). Der Paydirt kommt in Californien nicht nur in voluminösen Schichten vor, sondern die Gewinnung wird noch beträchtlich durch die Flüsse begünstigt, die in so großer Anzahl dieses gesegnete Land durchschneiden und befruchten.

Außer ihrer Eintheilung nach Höhe und Tiefe werden die Minen noch in Hügel-Minen, ebene Minen, Bank-, Bars-, Flußbett- und Schluchten-Minen classificirt. Bei den Hügel-Minen liegt der Paydirt in oder unter dem Hügel; bei der zweiten Art ist, wie der Name es sagt, die Schichtung eine ebene. Die Bank-Minen sind nicht ungewöhnlich und deuten den früheren Lauf von nicht mehr existirenden Flüssen an; die Bars sind die Ablagerungen von Sand und Steinen in der Nähe von Flüssen, die von deren zeitweisem Austreten und Ueberschwemmen herrühren. Unter den Flußbett-Minen versteht man solche Claims**), die selbst beim niedrigsten Stande des Wassers noch immer von demselben bedeckt bleiben und nur durch Abdämmung und Abzugsgräben zugänglich werden, eine Arbeit, die durch das starke Gefälle der Flüsse sehr begünstigt wird. Die Schluchten-Minen entbehren durchschnittlich der Bewässerung.

---

*) Der Uebersetzer dieses Werkchens war auch mehrere Jahre in den australischen Goldminen.

**) Claim bedeutet hier der von einer oder mehreren Personen beanspruchte und in Besitz genommene Boden.

Noch unterscheiden sich die Placer-Minen nach der Art der Apparate und Werkzeuge, mit denen in ihnen gearbeitet wird; so giebt es Sluice-Claims, hydraulische, Tunnel-, trockene und Wasser-Claims.

In den Jahren 1849 und 1850 unterschied man zwischen trockenen und nassen Claims. Dieser Unterschied wurde jedoch erst gemacht, nachdem man wiederholt das Gold ganz nahe an der Oberfläche des Erdreichs gefunden; die unter dem Namen dry digging's (trockene Gruben) bekannten Minen, welche noch vor mehreren Jahren die Hälfte des gesammten Gold-Ertrages lieferten, sind jetzt mit wenigen Ausnahmen ausgebeutet und den Chinesen überlassen.

Das Ziel der Goldgräber in den Placer-Minen ist keineswegs, das ganze Gold, welches man wäscht, aus der Erde aufzufangen, sondern die größtmöglichste Quantität in kürzester Zeit. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß durch irgend eine der mannigfaltigen Verfahrungsweisen im Goldgraben das edle Metall gänzlich ausgebeutet würde; ein Theil davon geht immer verloren, meistens ein nicht unbedeutender. Man rechnet gewöhnlich, daß der zwanzigste Theil des Goldes beim Waschen verloren gehe. Viele der Goldtheilchen sind so klein, daß sie dem bloßen Auge nicht sichtbar sind, und so leicht, daß ihr specifisches Gewicht nicht verhindert, daß das Wasser sie wie Sand wegwäscht. Die größeren Stücke sinken zu Boden und widerstehen der Macht des Wassers. Es sind verschiedene Versuche gemacht worden, um alles Gold aufzufangen, aber noch keiner ist vollkommen gelungen, und es hat sich herausgestellt, daß selbst die erfolgreichsten mehr kosteten, als das Ergebniß betrug. Der Goldgräber kümmert sich nicht um das, was er einmal nicht erhalten kann, ist auch nicht sorgfältig genug, um Alles aufzufangen, was er könnte. Sein Zweck ist, Tag für Tag den größtmöglichsten Gewinn aus seiner Claim zu ziehen; er beabsichtigt durchaus nicht, viele Jahre in den Goldminen zu bleiben, und wenn er es sollte, so ändert er häufig den Ort. In jedem Fall hat er den Wunsch, einen augenblicklichen und reichlichen Nutzen aus seiner Mine zu

ziehen. Wenn z. B. seine Claim einen Dollar per Tonne Erde abwirft, und er bei langsamem Waschen fünf Dollar von fünf Tonnen gewinnen kann, währenddem er beim schnellen Waschen 10 Dollar verdienen könnte von 15 Tonnen täglich, so würde er das letztere vorziehen, obgleich hierdurch zweimal so viel des edlen Metalles verlustig geht, als bei dem langsameren Betrieb. Der Zweck des Goldgräbers ist die größtmöglichste praktische Schnelle im Arbeiten, und sein Erfolg wird von der größtmöglichsten Quantität Erde, welche er innerhalb einer gewissen Zeit waschen wird, abhängen. Er bedauert wohl diesen Verlust, jedoch mehr seiner Sluice und seiner Tasche wegen, als daß jenes unausgebeutete Gold der Industrie und dem Handel entzogen wird.

Die Sluice. — Die Brettersluice ist ein langer hölzerner Trog, durch welchen beständig Wasser hindurchfließt, das die in denselben eingeschaufelte, goldhaltige Erde wäscht. Das Wasser führt, wie schon erwähnt, den Lehm, das Gerölle und die Steine hinweg, und läßt das Gold wegen seiner Schwere auf dem Boden der Sluice zurück, wo es durch Qecksilber aufgefangen wird. Die Bretter-Sluice ist die große Waschmaschiene und der wichtigste Apparat, der jetzt in den Californischen Placer-Minen, fast ausschließlich, angewendet wird. Obwohl vorher vielleicht schon anderswo bekannt, wurde dieselbe hier wieder von Neuem erfunden. Nirgends wird die Bretter-Sluice häufiger angewandt und mit mehr Nutzen gebraucht, als eben in Californien. Sie ist nicht unter 50 Fuß lang, und wenigstens 1 Fuß, gewöhnlich 16 bis 18 Zoll, nie mehr als 5 Fuß breit. Ihre Länge beträgt in der Regel einige hundert, zuweilen selbst mehrere tausend Fuß, die Bretter sind 12 bis 14 Fuß lang, und $1^1/_2$ Zoll dick. Die Sluice besteht aus Rinnenstücken von der Bohlenlänge (12 bis 14 Fuß lang), $1^1/_2$ Zoll dick. Die Bodenbretter sind an einem Ende 4 Zoll breiter als am andern, das schmale Ende des einen paßt in das obere Ende der folgenden Rinne und auf diese Weise ist die Sluice aus einer langen Reihe solcher Rinnen zusammengesetzt, welche auf Untergestellen oder Böcken stehen. Man gibt ihnen ein Gefälle von 8 bis 18 Zoll auf je 12 Fuß.

Es ist deswegen sehr leicht, dieselben aufzustellen und eine Rinne nach der andern herunterzunehmen; es kommt nämlich nicht selten vor, daß man einen solchen Apparat von einer Claim auf die andere transportirt; das Gefälle einer Sluice bestimmt sich gewöhnlich nach deren Längen-Ausdehnung und wird sein »grade« genannt, 8 Zoll Gefälle bei 12 Fuß heißt ein 8 Zoll-grade, und wenn der Fall doppelt so groß, so ist es natürlich ein 16 Zoll-grade. Der grade hängt von der Beschaffenheit des Paydirt und der ganzen Situation der Sluice überhaupt ab; je steiler das Gefälle, je schneller löst sich die Erde auf, desto leichter aber auch werden die kleinen Goldtheilchen fortgeschwemmt. Je fester hingegen der Boden, je größer ist sein Widerstand gegen die Macht des Wassers und je steiler sollte die Sluice stehen. Ein langsamer Wasserstrom löst die zähe Thonerde, (und aus solcher besteht zum großen Theil der Paydirt) nicht auf. Je kürzer die Sluice ist, je größer wird auch die Gefahr bei einer starken Strömung sein, daß die Goldkörnchen verloren gehen. In vielen Claims ist der Paydirt voll großer dicker Steine, die 100 bis 500 Pfund wiegen. Die nicht durchzutreibenden Steine werden beseitigt. Es gewährt selbstverständlich eine bequemere Arbeit, wenn die Sluice auf möglichst niedrigem Untergestelle ruht und muß der Fall der Sluice mit den Verhältnissen des Terrains übereinstimmen. Es gibt hierbei gar Mancherlei in Betracht zu ziehen, aber gewiß ist, daß ein Gefälle von weniger als 8 und mehr als 20 Zoll bei einer Rinne von 12 Fuß sich als unpraktisch herausgestellt hat. Manchmal wird der obere Theil einer Sluice viel steiler gemacht, um die Erde besser aufzulösen, und der untere Theil hat ein geringeres Gefälle, um das Gold aufzufangen. Die Thonklöße der gewöhnlichen Waschererde werden in einer Sluice von geringem Gefälle auf 200 Fuß Länge aufgelöst und der weiter unten liegende Theil der Sluice fängt das Gold auf. Es gibt jedoch Claims, worin die Lehm- oder Thonerde so außerordentlich fest ist, daß sie mehr als 7 Minuten Strecke durch eine steile Sluice mit starkem Wasserstrom hindurchlaufen muß.

Die Rinnen werden von rauhen Brettern angefertigt, so, wie

sie von der Säge kommen, ihre Fugen sind keineswegs wasserdicht, werden es aber sehr bald durch das Quellen des Holzes und durch den Lehm. Wenigstens 2 Zoll tief strömt das Wasser durch die Sluice hindurch, und der goldhaltige Boden wird in die Rinne geschaufelt. In einer Claim sind bei dieser Verrichtung unterschiedlich 4 bis 20 Arbeiter beständig in Thätigkeit, das Wasser löst den Lehm bald auf und treibt dann den Sand, die Steine und das Geröle hinunter. Nach einigen Stunden Arbeit wird etwas Quecksilber am obern Ende der Sluice eingegossen, welches jedoch nur zum kleinern Theil seinen Weg langsam hinunter findet, denn das Meiste bleibt nicht weit von der Stelle, wo es hineingegossen, zurück.

Amalgamation. — Wenige Metalle gibt es (und zu disen gehören Gold, Silber, Kupfer und Zinn), welche die eigenthümliche Verbindung mit dem Quecksilber eingehen, die man Amalgamaion nennt und höchst wichtig für die Goldgräber ist. Wenn ein Sück Gold oder Silber in Quecksilber gethan wird, so durchdringt Letztres allmälich das Metall, zersetzt es und bildet dann mit demseben eine teigige Masse. Ein Stückchen Gold von der Größe einer Bohne wird von Quecksilber innerhalb 3 oder 4 Tagen ganz durchdrungen; mit Silber oder Kupfer dauert es etwas länger. Während eine Unze Salz in einem Schoppen Wasser sich vollständig auflöst und auf das Gleichmäßigste mit allen Wassertheilchen vermengt, würde eine Unze Goldes in einer gleichen Quecksilbermenge keineswegs ebenso vollstindig aufgelöst werden, vielmehr ein selbstständiger Körper darin bleiben und sich zu Boden schlagen. Es gibt keine Textur fein genug, welche bei einer Durchsiebung das Wasser durchlassen und das Salz zurückhalten würde; die Goldtheilchen sind jedoch im Amalgam grob genug vorhanden, um mit Leichtigkeit durch Buxkin oder entsprechende Gewebe beim Durchsieben und nachhaltendem Drücken am Filter in demselben zurückzubleiben. Freilich bleibt immer ein wenig Gold am Quecksilber haften und es mag den 50sten Theil einer Unze Gold pro Pfund Quecksilber betragen. Diese Goldreste können nur vermittelst der Retorte gewonnen werden.

Quecksilber wird in den Goldminen benutzt, um das feine Gold

aufzufangen; die groben Stückchen fangen sich durch ihr eigenes Gewicht. Aber einzelne der Goldtheilchen sind so fein, daß sie für das bloße Auge nicht sichtbar sind und in bewegtem Wasser schwimmen. Die Goldgräber zeigen häufig Besuchern die Feinheit ihres Goldes, indem sie jenen Staub in ein Gläschen mit Wasser werfen; wenn man dasselbe alsdann schüttelt, so kann man die Goldstäubchen darin schwimmen sehen. Riffles (Querbrettchen) und alle die mechanischen Vorrichtungen zum vollen Gewinn sind bei diesem schwimmenden Golde von wenig Nutzen, weshalb die Amalgamation angewandt wird. Wenn ein wenig Quecksilber dem feinen Golde in den Weg gelegt wird, so vereinigen sich alsbald beide Metalle, indem sie eine größere Masse bilden, die dann leichter aufgefangen werden kann. Freilich ist die Anziehungskraft zwischen dem Gold und Quecksilber nicht so, wie die zwischen dem Magnet und dem Eisen; aber wenn die beiden ersteren sich berühren, so bildet sich augenblicklich ein Amalgam und wenn dieselben ziemlich zu gleichen Theilen sind, so bilden sie alsbald eine consistente Masse.

Manches Gold amalgamirt sich nicht so leicht, wie z. B. in verschiedenen Gruben der Siskiyou-Gegend; dort hat das Gold einen röthlichen Ueberzug, welcher das Amalgamiren verhindert. Fett oder Harz in dem Wasser angewandt, ist von keinem Nutzen, ebenso ist Kälte nicht günstig, hingegen ist es die Hitze; deßwegen geht im Sommer weniger Gold verloren als im Winter. Quecksilber, das schon einmal gebraucht war, ist bei Weitem besser als das, welches frisch aus der Flasche kommt. Verzinnte eiserne und kupferne Geschirre sollten niemals bei der Procedur verwendet werden, da das Amalgam, seiner Beschaffenheit nach, sich an der Verzinnung festhängt. In den meisten Sluicen wird das Quecksilber über die an verschiedenen Stellen angebrachten Riffle-Brettchen hinweggegossen, wobei man überzeugt ist, daß die specifische Schwere des Quecksilbers vor dem Verlust desselben schützt. Je größer die Feinheit des Goldes, desto größer ist die Wichtigkeit des Quecksilbers.

Die beste Methode, um feines Gold aufzufangen, ist wohl die, eine Kupferplatte mit Quecksilber zu bedecken und die goldhaltige

Erde in einer nicht über $1/4$ Zoll dicken Schicht langsam darüber hinausgehen zu lassen. Das Gold setzt sich alsdann auf der Platte fest und wird später, nachdem es abgeschabt, über dem Feuer abgedampft. Das Gold kommt alsdann in seiner Naturfarbe, jedoch minder brillant, wieder zum Vorschein.

Eine gut amalgamirte Kupferplatte gilt für viel zweckdienlicher, als eine Lage Quecksilber von derselben Größe, ist billiger zu beschaffen und besser zu handhaben. Sehr bald, nachdem die Erde durch das Wasser in der Sluice angefangen hat, hinuntergespült zu werden, sammeln sich Steinchen, Sand und Erde zwischen den Rifflebrettchen, welche, von unebener Oberfläche, alle Goldtheilchen, die größer als ein Stecknadelknopf sind, vollständig auffangen.

Da, wo der Paydirt viel grobes Gold enthält, wird das Quecksilber erst 40—80 Ellen unter dem oberen Ende der Sluice in dieselbe gethan, um dort nur die feineren Theilchen zu gewinnen.

Die Reinigung des Goldes. — Die Scheidung des Goldes von dem Quecksilber nennt man cleaning up, der Zeitraum von einem cleaning up zum andern, in welchem alle übrige gröbere Arbeit, das Einschaufeln der Erde in die Rinne u. s. w., geschieht, heißt ein run. Ein run in einer gewöhnlichen Brettersluice umfaßt in der Regel 6 bis 10 Tage. Es wird fast immer nur bei Tage, selten bei Nacht gearbeitet.

Die Reinigung und Scheidung nehmen einen halben bis einen ganzen Tag in Anspruch. Diese darf, weil es zu viel Zeit wegnehmen würde, nicht zu oft wiederholt werden; in einigen Sluicen geschieht das Reinigen nur, wenn die Rifflebrettchen überhaupt abgenutzt sind. Das Reinigen wird, im Vergleich zu den anderen Arbeiten, als eine leichte und angenehme Beschäftigung betrachtet, und deshalb sehr oft bis zum Sonntag aufgeschoben. Soll dasselbe vorgenommen werden, so hört das Einschaufeln von Erde auf und läßt man das Wasser nun so lange darüber hinweg laufen, bis es hell und klar abläuft. Fünf oder sechs Rifflebrettchen, auf einer Strecke von 35 Fuß vertheilt, werden jetzt am oberen Ende der Sluice abgenommen, und die Erde zwischen den Brettchen spült

sich hinunter, während das Gold nebst dem Amalgam vor dem nächsten Rifflebrettchen sitzen bleibt, wo es dann mit einem Stück Blech oder einem großen Löffel herausgenommen und in eine Pfanne gethan wird. Es werden alsdann die 5 oder 6 folgenden Brettchen abgenommen und so das frühere Experiment wiederholt, bis zum Ende hinunter. Manchmal werden die Rifflebrettchen alle aufgenommen bis auf je eins alle 36 Fuß, wodurch man das Reinigen viel schneller bewerkstelligt. Das Quecksilber und Amalgam werden hierauf aus der Sluice genommen und in ein Stück Buckskin oder anderes Tuch gethan und gepreßt, damit das flüssige Metall hindurchfließt und das Amalgam zurückbleibt. Das Amalgam wird dann erhitzt, um das Quecksilber heraus zu treiben; dies kann entweder in einer offenen Pfanne oder in einer geschlossenen Retorte geschehen. In ersterer geht das Quecksilber verloren, in der letzteren nicht; die Pfanne wird jedoch, der einfachen Procedur wegen, vorgezogen. Manchmal dient auch eine bloße Schaufel oder eine einfache Platte von Eisen dazu. Drei Pfund Amalgam, aus welchem das Quecksilber sorgfältig ausgedrückt ist, pflegen ein Pfund Gold zu enthalten. Nachdem das Quecksilber abgedampft ist, bildet das zurückbleibende Gold eine Masse, wie schon erwähnt, von der gewöhnlichen Farbe des Goldes, aber minder glänzend.

Rifflebrettchen. — Die Rifflebrettchen werden gewöhnlich nach dem Riß, d. h. nach der Holzfaser gesägt, doch zieht man die nach Querschnitt angefertigten vor, deren Fasern aufrecht stehen und die dreimal so dauerhaft sind als die ersteren. Da die mit Längsschnitt sich oft in einer Woche abnutzen, so ist es eine wesentliche Ersparniß, die anderen zu benutzen; sie sind nicht über zwei oder drei Fuß lang.

In einigen kleineren Sluices werden die Brettchen weder der Länge nach, noch quer aufgestellt, sondern vielmehr das erste Brettchen am oberen Ende in einem Winkel von 45 Grad an die Seitenwand der Sluice, jedoch mit einem zollbreiten Zwischenraum. Unmittelbar unter dieser Oeffnung fängt die nächste Riffle an und läuft von dort mit dieser in einem rechten Winkel abwärts, bis sie eben so

nahe an die nächste kommt, wie die vorige an die zweite, und so geht es hinunter bis zu Ende, wo dann wieder eine wie die oben beschriebene Riffle steht. Diese Rifflebrettchen veranlassen, daß das Wasser und ein großer Theil der leichteren Erde grad hinunter über die Brettchen hinweglaufen, während die schwereren Theile einen Zickzacklauf beschreiben müssen. Am Kopfende der Sluice ist noch ein Gefäß angebracht, aus welchem Quecksilber in die Sluice tropft; es nimmt denselben Lauf und überholt dabei die einzelnen Goldkörnchen. Diese Zickzackriffle werden festgenagelt, und es muß immer genau darauf geachtet werden, daß sich die Oeffnungen dieser Brettchen nicht verstopfen, damit das Wasser nicht überlaufe und so das Gold vielleicht verloren gehe.

Es gibt kleine Sluicen, wo selbst Steine, die nur zwei Fäuste dick sind, bei Seite geworfen werden. Hierzu bedient man sich einer s. g. Sluicengabel; dieselbe ist stumpf, damit sie das Holz nicht fassen kann.

Anwendung der Wasserkraft. — Nachdem wir die Sluicen beschrieben haben, verdient wohl zunächst die hydraulische Hose Erwähnung. Man wendet sie an, um den durch eine bedeutende Höhe des Wassers geschaffenen Druck als Spritzstrahl auf den Paydirt spielen zu lassen, damit derselbe sich vom festen Erdreich löse und besser in die Sluice zu verschaufeln ist.

Der Wasserdruck wird nur da angewendet, wo sich der Paydirt sehr tief und das Wasser im Ueberfluß vorfindet, ist er aber zu flach gelagert, so findet der Wasserdruck keine Anwendung. Gewöhnlich befinden sich solche Claims in den Bergen selbst, das Wasser wird dann über den Hügel 50 bis 200 Fuß hoch über dem Urboden hingeleitet und wenn es gegen die Hügelwand zu spielen beginnt, so wühlt dasselbe alsbald ein großes Loch mit, wenn nicht senkrechten, doch steilen Abfällen. Ein kleiner Wasserbehälter am oberen Ende des Hügels, der vielleicht nicht mehr als 100 Gallonen hält, gibt das Wasser durch die Hose an seinen Bestimmungsort ab. Ersterer hat einen beständigen Zufluß, um das verlaufene Wasser zu ersetzen. Die Hose ist von der dicksten Segelleinwand

und 4 bis 10 Zoll im Durchmesser, oft doppelt auf der Maschine genäht und kann eine senkrechte Wassersäule von 50 Fuß aushalten, eine bedeutendere Höhe würde sie jedoch zersprengen. Es ist von größter Wichtigkeit, die Hose möglichst stark zu haben und ist dieselbe zu diesem Zwecke in manchen Gruben von Eisenbändern umgeben, welche ungefähr 2 Zoll breit und durch 4 Seile verbunden sind; diese Bänder oder Ringe sind ungefähr 3 Zoll von einander; eine solche Crinolinhose kann eine Wassersäule von 150 bis 200 Fuß ertragen. Das Rohr am unteren Ende der Hose ist wie die Mündung eines Spritzenschlauchs, wenn auch gewöhnlich viel größer. Zuweilen hat es 8 Zoll im Durchmesser, da, wo dasselbe an die Hose gefügt ist, am unteren Ende jedoch nur 2 Zoll; sein Spritzenstrahl ist so stark, daß er einen Menschen auf der Stelle tödten kann und einen Hügel schneller abnimmt, als es 100 Mann mit Schaufeln zu thun vermöchten.

Es sind oft zwei Mann nöthig, um das Rohr zu regieren, welches sie gern auf den Fuß einer steilen Abdachung richten, um dieselbe zu unterwühlen und so mit einem Male die überhangenden Massen Erde von selbst herunter stürzen zu lassen. Wo es thunlich ist, jagt man die Erdhaufen gleich mittelst des Strahles in die Sluice, wo nicht, schaufelt man sie hinein; dann fängt das Unterwühlen von Neuem an. Bei einer steilen Abdachung von 150 Fuß sind die zusammenbrechenden Erdklumpen wahrhaft colossal und die Leute, die das Rohr lenken, müssen sich in gehöriger Entfernung halten, um nicht durch den Einsturz beschädigt oder gleich zerschmettert zu werden. Unglücksfälle kommen leider täglich vor und es sind wohl nicht weniger als einige hundert Menschen, die jährlich auf diese Weise zu Grunde gehen; daß Einem beide Beine zerschlagen werden, kommt besonders oft vor. Wenn Leute hierbei verschüttet werden, so benutzt man das Wasser, um die Leichen an's Licht zu fördern. In manchen Gruben wird durch das Spritzrohr mehr Erde gelöst, als die Sluice verwaschen kann, in anderen dagegen nicht genügend. In Letzteren wendet man das Sprengen an, oder die betreffende Stelle wird unterminirt, derart, daß nur einige Erdstollen wie

Strebepfeiler stehen bleiben, die dann auf obige Weise und mit ihnen das Ganze durch den Spritzstrahl zertrümmert werden. Wo der Wasserdruck zur Anwendung kommt, wird alle Erde gewaschen, in den anderen Claims aber die, welche kein Gold enthält, auf die Seite geworfen oder abgedeckt. — Die Claims mit hydraulischen Vorrichtungen bilden den höchsten Rang der Placerminen; man wäscht dort mehr Erde und hat eine größere Sluice, als irgend sonst wo; die Arbeiterzahl ist klein (gewöhnlich 3 bis 6), denn das Wasser verrichtet fast die ganze Arbeit; in einigen dieser Minen ist ein Mann beschäftigt, mit einem großen Hammer die Steine zu zerschlagen, damit die Stücke die Sluice passiren können. Ein Anderer achtet darauf, damit die Erde in der Sluice sich nicht anhäufe.

Die zu waschende Quantität Erde hängt unter andern von der Wassermasse, von deren Gefälle, von der Festigkeit oder auch Trockenheit des Bodens und dergl. ab. Man kann im Winter stets mehr waschen, als im Sommer, da die Erde dann feuchter ist und folglich weniger Wasser nöthig hat, um aufgelöst zu werden. Wenn nur ein Cent Werth in jedem Kubikfuß Erde sich befände, so würden die 30 Kubikyards, die man täglich mit Leichtigkeit auf diese Weise waschen kann, einen Tages-Gewinn von 8 Dollar abwerfen, oder 2 Dollar und 70 Cent für jeden dabei beschäftigten Arbeiter, ausschließlich der Kosten, die das hydraulische Werk verursacht. Aber es ist Thatsache, daß alle derartigen Gruben mehr abwerfen, und zwar im Durchschnitt 3 bis 5 Cent per Kubikfuß, wenn man die Wasserkosten normal veranschlagt. Eine Grube, in der 30 Yard täglich gewaschen werden, mit 5 Cent per Kubikfuß und normalem Kostenbetrag für die Wasserkraft, gewährt einen Netto-Ertrag von 6 Dollar und 66 Cent täglich per Kopf.

Wir kannten eine solche Grubengesellschaft, die so arbeitete; 10 Mann wuschen in 6 Tagen 224,000 Kubikfuß Erde. Man rechnete (4 Dollar täglich pro Mann) 240 Dollar Taglohn, für das Wasser 300 Dollar, für Verlust an Quecksilber und Abnutzung der Sluice 100 Dollar, zusammen 640 Dollar. Das gewonnene Gold belief sich auf 3000 Dollar, das sonach einen Reinertrag von

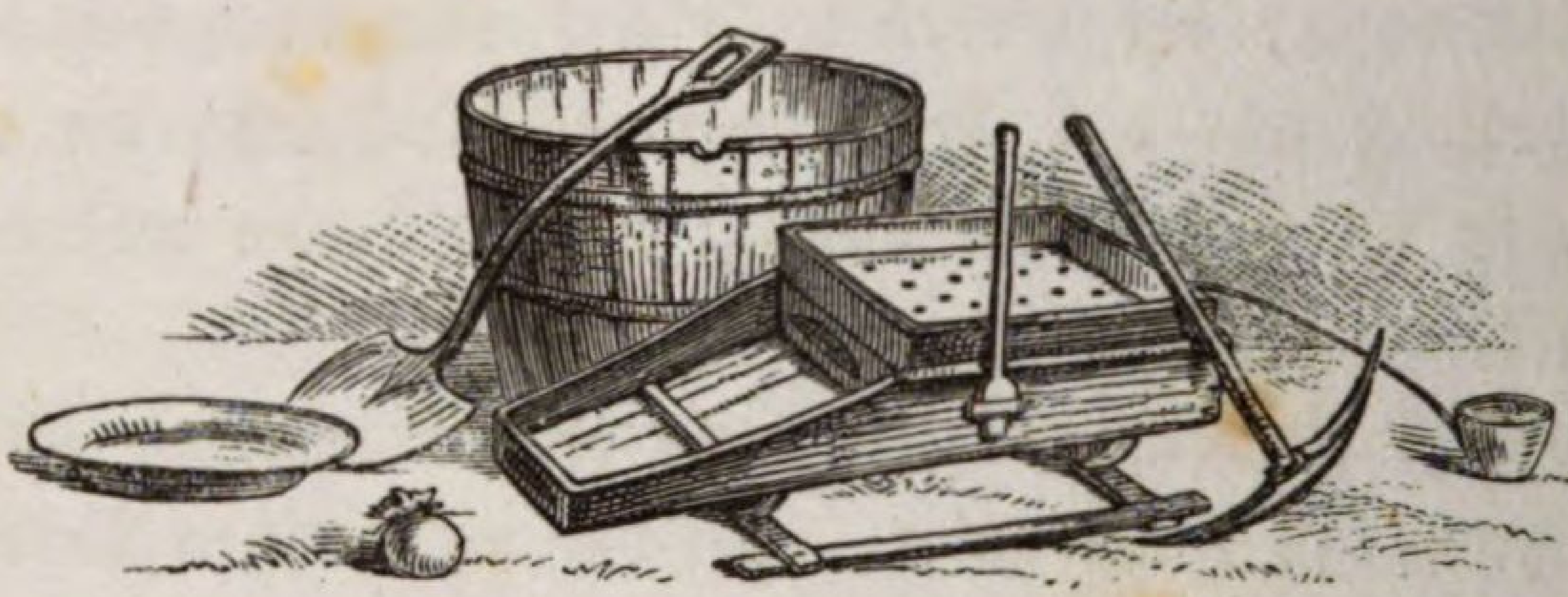
2350 Dollar abwarf, und doch enthielt der Kubikfuß nicht mehr, als 1 Cent Gold. Gewöhnlich wird die Erde bis zum Urboden verwaschen. Bei einem Terrain, was nicht gleichmäßig abschüssig ist, hält man aber sehr oft auch schon vorher inne, damit das Wasser einen Abfluß finde.

In einigen der letztbeschriebenen Minen greift man während der trockenen Jahreszeit, wo das Wasser spärlicher wird oder ganz aufhört, zum Sprengen. Ein drift (Ort) wird am Fuße eines Hügels in denselben gegraben und, je nach Erforderniß, eine Anzahl Pulverfäßchen (20 bis 200) hineingeschafft und dann abgebrannt. Die Explosion verursacht in der Umgegend eine einem Erdbeben ähnliche Erschütterung, der Boden wird auf eine ausgedehnte Strecke gelockert, dadurch sehr viel Arbeit erspart. Daß man die Erde aufbricht und sie der freien Luft aussetzt, gilt als eine wesentliche Erleichterung beim Waschen.

Manchmal ist mehr Wasser vonnöthen, um einen Abhang mit dem Spritzrohr zu unterspülen, als zur nachherigen Verwaschung, und es ist nicht selten, daß die Sluice beinahe ganz unthätig ist, da sie keine Erde hat, während das verspritzte Wasser, ohne beim Waschen zu nützen, sich verlauft. Deswegen ist dem Goldgräber das Sprengen so wichtig. Es setzt ihn in den Stand, immer eine große Masse Erde in der Sluice zum Waschen zu haben und zwar mit geringeren Kosten als Hände-Arbeit verursacht. Der Tom oder der Long Tom ist ein Werkzeug, das vielfältig früher (1851 und 1852) in den Minen benutzt wurde und was man jetzt nur noch selten sieht. Es ist ein hölzerner Trog, ungefähr 12 Fuß lang, am oberen Ende 18 Zoll breit, der sich unten bis zu 30 Zoll ausbreitet und 8 Zoll hohe Seitenwände hat. Das Verfahren mit demselben ist gerade so, wie mit der Brettersluice, nur daß er keine Rifflebrettchen am unteren Ende hat, wo sich statt dessen ein Sieb von Eisenblech befindet mit Löchern von $1/2$ Zoll Durchmesser und 1 bis 2 Zoll Abstand.

Dieses Blech ist am Ende etwas nach oben umgebogen, so daß das Wasser nicht darüber hinauslaufen kann, sondern durch die

Sieblöcher hindurch und in ein Rifflekästchen hineinlaufen muß, welches mit querstehenden Riffles versehen ist; die am oberen Ende hineingeworfene Erde wird fortwährend hin- und herbewegt und die nicht zu zerwaschenden Theile werden herausgeworfen. 4 bis 10 Mann können an einem Tom arbeiten, doch ist die Erdmasse nicht halb so viel, als in einer Sluice gewaschen werden kann. Der Tom kann mit Vortheil in solchen Gruben benutzt werden, wo der Paydirt wenig und das Gold grob ist; da das herunterfallende Wasser die Erde immer sehr locker hält, so wird viel Gold aufgefangen, wo aber das Gold sehr fein ist, muß viel verloren gehen.



Die Cradle*) (Wiege, auch Rocker genannt) ist ein noch bei weitem untergeordneteres Instrument, das nach Form und Größe einige Aehnlichkeit mit einer Wiege hat, und sich auf einem ähnlichen Untergestelle befindet. Die Cradle ist etwa 40 Zoll lang, 20 Zoll breit und 4 Zoll hoch, ihr oberes Ende steht höher und ist offen, so daß das Ausgewaschene herausfließen kann. Am oberen Ende der Cradle steht ein s. g. Hopper, ein Sieb von ungefähr 20 Zoll im Quadrat und 4 Zoll hohen Seiten. Der Boden desselben ist von Eisenblech mit Löchern von ½ Zoll Durchmesser. Dieses Sieb kann mit Leichtigkeit aus dem Apparat herausgenommen und wieder eingesetzt werden. Unter diesem befindet sich eine dünne hölzerne Tafel, manchmal auch nur ein mit Tuch bespanntes Rähmchen, an den Seiten der Wiege befestigt, und schräg in einem Winkel aufgestellt; quer über dem Boden der Cradle liegen zwei Riffle-

*) Siehe Abbildung.

brettchen, eins in der Mitte, das andere am unteren Ende. Ein Arbeiter sitzt oder steht neben der Maschine, die er mit der einen Hand bewegt, mit der andern schöpft er vermittelst eines 2—3 Schoppen haltenden Löffels Wasser auf die Erde. Die hierdurch zertheilte Masse wird durch das Sieb hindurch gebracht, fällt auf die gedachte hölzerne Tafel, welche dieselbe bis zum Kopfende der Cradle weiter bringt, von der er hinunterläuft, das Gold und die schwereren Theile hinter den Riffles zurücklassend. Wer an einer Cradle arbeitet, weiß es am besten, daß der s. g. goldene Sand in Californien keineswegs reiner Sand, sondern oft sehr zäher Thon ist, denn nicht selten muß er ein solches Sieb voll Erde 10 Minuten lang in der Maschine hin und her werfen, ehe dieselbe zergeht. Die in diesem Paydirt nicht selten vorkommenden großen Steine geben allemal einen unangenehmen Stoß, wenn sie von einer Seite zur andern rollen; sobald man sich vergewissert hat, daß kein Gold an deren Seiten festsitzt, wirft man sie heraus, die kleineren bleiben jedoch darin, und werden so lange gewaschen, bis sie ganz rein sind; dann erhebt sich der Goldgräber von seinem Sitze, hebt das Sieb heraus und wirft die Steine sammt und sonders fort; das Wasser und das Hin- und Herbewegen waren beide nöthig: ohne ersteres konnte die Erde überhaupt nicht gewaschen werden, und ohne das letztere würde sie nur sehr langsam zergangen und das meiste Gold verloren gegangen sein. Die Bewegung erhält die Erde auf dem Boden der Cradle immer locker, so daß die einzelnen Goldtheilchen sich zu Boden schlagen können, wenn aber die Cradle still stände, so würde der Sand sehr bald fest werden, und das Gold darüber hinweglaufen.

Das Waschverfahren in der Cradle ist ganz wie das bereits beschriebene, das Siebkästchen wird ungefähr zum dritten oder vierten Theil mit Erde gefüllt, die eine Hand rüttelt die Cradle, die andere gießt Wasser auf. Die Cradle wird 2 bis 4 mal täglich gereinigt; das Reinigen geschieht, indem das obere Theil mit dem Siebe abgenommen und die dünne hölzerne Tafel herausgenommen wird, der ganze Sand am Boden wird alsdann mit einem kleinen

Blech zusammengekratzt, in eine Pfanne gethan und ausgewaschen, wo dann das Gold zurückbleibt. Dieses letzte Verfahren nennt man panning out (das Auspfannen). Im nächsten Kapitel werden wir darauf zurückkommen. Das meiste Gold, einschließlich der groberen Stückchen, fängt sich am oberen Theile des Rifflebrettchens. Wenn die erwähnte Tafel im Rahmen von rauhem Wollentuch ist, so wird auch schon feineres Gold damit aufgefangen. Die Quantität Erdreich, die in einem Tage zu verwaschen ist, beträgt von 3 bis 9 Kubikyards; man schaufelt die Erde gewöhnlich erst in eine Pfanne, oder in einen Eimer, und sie wird dann vermittelst dieses Gefäßes in das Siebkästchen geworfen, die verwaschene Quantität berechnet man gewöhnlich nach diesen Eimern oder Pfannen. Ein Mann soll allein mit einer Cradle 75 bis 100 Eimer in einem Tag waschen können, also zwei Mann etwas mehr als das Doppelte. Ein Eimer enthält etwa einen Kubikfuß Erde. Zwei Männer beschäftigen sich viel zweckmäßiger dabei, als einer; Arbeit ist genug vorhanden, so daß sie alle beide vollauf zu thun haben. Der eine hat gewöhnlich zwei Eimer, die er nacheinander füllt und dem Kameraden hinstellt, der sie in das Sieb ausleert, ohne sich von der Stelle bewegen zu müssen. Ist nur ein Arbeiter da, so muß derselbe bei jedem gewaschenen Eimer voll aufhören und einen neuen herbeischaffen. Diese Unterbrechung ist der Arbeit nachtheilig, weil unterdessen die Erde und der Sand sich leicht festsetzen und hart werden, wobei doch immer Gold verloren geht. Wenn Erde und Wasser beide nahe sind, so können nicht mehr als zwei Mann vortheilhaft am Rocker arbeiten. Doch manchmal kann das Wasser nicht bis dicht an die Claim gebracht werden; dann muß die Erde bis an das Wasser getragen werden. Wenigstens dreimal so viel Wasser als Erde ist zum Waschen nöthig. Beträgt die Entfernung vom Wasser nicht über 10 bis 20 Fuß, so pflegt man die Erde Eimerweise dorthin zu bringen; ist sie aber größer, so kommen Schiebekarren, und für wirklich große Entfernungen Maulesel und Wagen in Anwendung. Je größer die Entfernung, desto mehr Leute sind natürlich zum Erdtransport erforderlich; manchmal kommt es

auch vor, daß sich innerhalb der Mine viel Wasser vorfindet, und dann hat oft ein Mann vollauf zu thun, um es zu entfernen.

Es ist beim Arbeiten mit der Cradle von großer Wichtigkeit, dieselbe vier oder fünf Fuß von dem Fundort des Paydirts und einen tüchtigen Wasser-Vorrath dicht an der Cradle zu haben, außerdem wünscht man sich noch ein gutes Gefälle, so daß die tailings (abgewaschene Steine, Sand u. dgl.) durch das Wasser weggeschafft werden können, damit sie sich nicht anhäufen. Der Rocker wäscht ungefähr den hundertsten Theil von dem, was bei gleicher Arbeiter-Anzahl mittelst Wasserdruck geleistet wird. Dennoch paßt für einige Minen die Cradle allein. In vielen kleinen Schluchten, die grobes Gold und, außer in der Regenzeit, kein Wasser zum Auswaschen, und auch dann nur für einige Tage haben, verwendet man die Cradle mit Vortheil. Sie ist leicht transportabel und außerdem sehr geeignet, um grobes Gold aufzufangen. So lange noch Paydirt von 20 bis 25 Cent Gehalt per Eimer an der Oberfläche des Bodens vorkam, wurde die Cradle häufig angewendet; jetzt benutzen sie die Weißen weniger; sie haben sie den Chinesen überlassen, die sich glücklich schätzen, von 75 Cent bis zu einem Dollar täglich zu verdienen.

Der große Uebelstand bei der Cradle ist nur, daß der Sand sich darin festsetzt und eine feste Masse bildet, und zwar mit dem Rifflebrettchen in einer Linie, so daß das Gold verloren geht. So lange die Cradle in Bewegung ist, geschieht dies nicht, aber beim Stillstande wird die Masse in wenigen Minuten hart. Hat letzterer 15 Minuten gedauert, so wendet man die Erde erst mit einem Stück Eisenblech um, ehe mit dem Waschen wieder angefangen wird. Quecksilber kommt selten in der Cradle zur Anwendung.

Die Pfanne, ein viel kleinerer Apparat als die Cradle, wird mehr dazu benutzt, eine geringe Quantität Paydirt zu waschen, um sich über den Grad des Goldgehalts desselben zu unterrichten, auch um das in der Cradle oder in anderen Apparaten Zurückgebliebene vollständig zu reinigen. Die Pfanne ist gewöhnlich von starkem Eisenblech und hat ungefähr einen Fuß im Durchmesser. Die sechs

Zoll hohen Seitenwände erheben sich in einem Winkel von 45 Grad. Eisenblech zieht man dem Weißblech vor, da es viel stärker ist und mit dem Quecksilber nicht amalgamirt. Die Pfanne ist wirklich das einfachste Instrument zum Waschen. Nachdem das Gefäß knapp gefüllt, wird es unter Wasser gestellt, das nicht über ein Fuß tief sein darf, so daß es auf dem Grunde feststeht, während der Goldgräber die Erde darin mit den Händen ein wenig umwühlt, um sie besser durchnässen zu lassen. Wenn das Wasser tiefer ist, so muß die Pfanne in einer Hand gehalten werden, während mit der andern die Erde herumgekehrt wird; daher ist es viel zweckmäßiger, beide Hände benutzen zu können. Nachdem die Erde vom Wasser ganz durchdrungen ist, hebt der Goldgräber die Pfanne an der ihm zugewandten Seite etwas in die Höhe, doch so, daß die Erde an der tieferen Seite noch ganz unter Wasser bleibt und schüttelt den Inhalt hinüber und herüber. Die leichteren Theile, sehr bald durch das Wasser und durch das Schütteln aufgelöst, fließen so als schmutzige Flüssigkeit ab, während Klumpen Lehms oder Thonerde und Steine zurückbleiben; letztere sammeln sich auf der Thonerde und werden leicht abgerafft und herausgeworfen, und so wiederholt sich das Experiment. Dieses „Auspfannen“ ist nicht schwierig, doch verlangt es einige Uebung, um zu wissen, wie stark man die Pfanne zu schütteln hat, damit nicht sammt der Erde und den Steinen auch das Gold entfernt wird. Wenn das Schwenken gar zu langsam geht, so nimmt es zu viel Zeit in Anspruch; geschieht es zu schnell und heftig, so schwemmt man das feine Gold mit hinweg.

Manchmal geräth der Paydirt in der Pfanne in eine kreisende Bewegung; dies ist die schnellste, aber auch zugleich die gefährlichste Art und Weise. Die Pfanne ist immer bei der Cradle nothwendig. Gleicherweise wie das Gold kann das Amalgam durch das Waschen von der Erde getrennt werden. Beim Auspfannen kommt es häufig vor, daß sich ein großer Theil schwarzen Sandes mit den Goldtheilchen zusammenfindet, eine den Goldminen Californiens eigenthümliche Erscheinung. Dieser Sand ist Eisen und fast so schwer

als das Gold; durch das Waschen kann derselbe nicht leicht von dem Gold geschieden werden, sehr leicht jedoch von den Steinen und der Erde. Dieser schwarze Sand wird getrocknet und eine kleine Quantität davon in einen s. g. blower (Ausblaser) gethan, ein kleines viereckiges Blech mit an beiden Längsseiten aufgekrampten Rändern und nach der einen Seite hin etwas schmäler zulaufend. Auf dieses Blech thut man eine Portion jenes schwarzen Sandes und bläst dann, wie die Spreu von dem Waizen, die immer etwas leichteren Eisentheilchen aus den Goldkörnern hinweg, da das Gold noch immer etwas schwerer ist, so bleibt es zurück. Es muß sehr vorsichtig geblasen werden, um das Gold nicht mit fortzutreiben. Von Zeit zu Zeit muß man den blower umdrehen, um den Sand gerade an der Stelle zu haben, von wo er hinausgeblasen werden soll. Das Gold wird auf diese Weise vollständig gereinigt; aber dieser schwarze, eisenhaltige Sand ist auch leicht durch einen Magnet fortzuschaffen. Der blower muß vollkommen eben und glatt sein.

Das trockene Waschen ist ein höchst eigenthümliches Verfahren. An vielen Stellen kann man im Sommer nicht immer Wasser haben. Der Goldgräber nimmt alsdann nur gehaltreichen Paydirt, legt denselben auf ein Thierfell, zerstößt die Klumpen und wirft die Steine heraus. Hierauf wirft er mit einem größeren Gefäße die Erde in die Höhe und fängt sie beim Herunterkommen wieder auf, und diese Operation wiederholt er so lange, bis nichts wie das Gold zurückbleibt; natürlich muß ein tüchtiger Luftzug, der den Staub mit fortführt, wesentlich dabei mitwirken. Manchmal sind es zwei Männer, die eine solche Thierhaut oder eine wollene Decke halten, womit sie die Erde in die Höhe werfen. Das Verfahren ist sehr einfach und der alten Methode, die Spreu vom Korn zu trennen, ähnlich. Bei diesem „Trockenwaschen“ muß der Paydirt reichhaltig sein. Der Goldgräber kratzt deshalb den dicht auf Urboden lagernden ganz besonders sorgfältig zusammen. Er gräbt niemals tiefer als 20 Fuß, und wenn er tiefer als sieben Fuß geht, so unterminirt (coyotet) er, um so an den Paydirt zu

gelangen; dies geschieht entweder von der Seite an einem Hügel oder durch Eintreibung eines Schachtes, dessen Bodenfläche man dann nach allen Seiten unterminirt. Diese Art und Weise zu graben hat man coyoting genannt wegen der Aehnlichkeit der Löcher mit denen des californischen Wolfes (spanisch coyote). Das Coyoten wird nicht allein beim „trockenen Waschen", sondern auch bei der Pfanne und der Cradle angewendet. Ein Goldgräber, der vor einigen Jahren für Californien in den Congreß gewählt wurde, liebte das Coyoten so sehr, daß er sich den Beinamen Coyote Joe zugezogen hatte.

Das trockene Graben bezeichnet folgende Methode: Nachdem der Goldgräber die obere, minder gehaltreiche Erde ganz fortgeschafft, kratzt er mit einem Messer die reichste, dicht auf dem Urboden liegende Schicht für die Pfanne zusammen, wobei schon einzelne Stückchen Gold herausgenommen werden; allerdings ein sehr langsames Verfahren, aber an reichen Plätzen ist es so kärglich doch nicht. Die Ritze im Urboden untersucht man besonders aufmerksam, und wenn derselbe aus Schiefer besteht, so wird ein Theil aufgegraben, um zu sehen, ob vielleicht Gold hineingedrungen ist. Das trockene Graben darf nicht mit den trockenen Gruben verwechselt werden, deren schon früher Erwähnung gethan ist.

Der Puddelkasten, — ein roher Holzkasten, ungefähr 1 Fuß tief und 6 Fuß im Quadrat, wird benutzt, um zähen Thon und Lehm aufzulösen. Der Thon und Lehm werden in den Kasten geworfen und Wasser darüber hin ausgegossen oder umgekehrt: die Masse wird gleich in's Wasser hineingeschüttet und mit einer Schaufel oder ähnlichem Gegenstand so lange umgerührt, bis sie sich aufgelöst hat; dann nimmt man den Pfropfen, der ungefähr 4 Zoll über dem Boden ein Loch verschließt, heraus und läßt das Aufgelöste abfließen, währenddem die schweren Theile mit dem Golde zurückbleiben; hierauf wird dasselbe zugepfropft, wieder Wasser aufgefüllt, noch mehr Erde hineingeworfen und so lange fortgefahren, bis das Zurückbleibende sich anhäuft, das Verfahren wiederholt, wo als dann Cradle und Pfanne zur Anwendung kommen. Der Puddelkasten

wird nur bei geringeren Operationen benutzt, nie aber in der Sluice, noch beim Wasserdruck. Statt des Puddelkastens nehmen jedoch die Goldgräber gewöhnlich ein großes Faß, sägen es in der Mitte durch und erhalten dadurch zwei s. g. Puddle Tubs (Zuber), die transportabler und besser zu handhaben sind. In Australien sind dieselben bei dem Mangel an Wasser das ausschließliche Mittel zum Waschen, entbehren jedoch der beschriebenen Zapfloch-Vorrichtung. Die in dem Tub gewaschene Erde, Lehm, Steine 2c. nimmt man mit der Schaufel heraus und thut sie in die daneben stehende Cradle, um sie vollständig zu reinigen und das Gold zu scheiden; dieses abweichende Verfahren ist durch den Umstand bedingt, daß das dortige Gold niemals so fein und leicht ist, als in Californien.

Der Quecksilber-Rocker oder die Quecksilber-Cradle wird wohl nirgends mehr angewandt und ist von gar keiner Bedeutung.

Unter tunnel-digging versteht man die Eintreibung eines Stollens an der Seite eines Hügels, oder von dem Grunde eines Schachtes aus. Solche Stollen sind gewöhnlich horizontal; diejenigen jedoch, die an der Hügelwand anfangen, steigen gewöhnlich etwas aufwärts und zwar zu dem doppelten Zwecke, das vielleicht vorkommende Wasser ablaufen zu lassen und die Erde leichter herausfördern zu können. In manchen Hügeln laufen diese „Tunnels“ sogar in einem Winkel von 20 Grad niederwärts, um Felsen oder anderes Gestein zu umgehen, wo außerdem hätte gesprengt werden müssen, aber dieses kann nur mit Sicherheit da geschehen, wo durch ältere Stollen das Wasser schon einen Abfluß erhalten hatte.

Die Länge dieser Stollen ist sehr verschieden; die längsten sind wohl eine englische Meile lang. Ihre gewöhnliche Höhe ist 7 Fuß bei einer Breite von 5 Fuß. Gewöhnlich muß die Decke mit Holz unterfangen werden, um ihr Einstürzen zu verhindern und nicht selten bedürfen auch die Seitenwände einer Befestigung mit Brettern. Die Kosten eines Stollens betragen bis 40 Dollar per laufenden Fuß, je nach der Natur des Bodens und der Zimmermanns-Arbeit.

Bei Anlegung eines Stollens sind gewöhnlich 8 bis 10 Mann betheiligt, deren eine Hälfte Kaufleute und dergl. sind, während nur

4 oder 5 wirklich daran arbeiten. Erstere liefern Lebensmittel, Werkzeuge und wöchentliche Geldvorschüsse, bis man an den Paydirt gelangt ist. Einer oder zwei hacken die Erde los und einer oder zwei Andere holen sie heraus. Die Erde der ersten 50 Ellen wird durch Schiebkarren gefördert, über diese Entfernung hinaus werden, wie sonst beim Stollenbau, hölzerne Schienen gelegt und die Erde mit dem „Hund" herausgeholt, nur in selteneren Fällen werden Pferde dabei zu Hülfe genommen. Gewöhnlich lösen sich zwei Parthien Arbeiter, von denen die einen von Mittag bis Mitternacht, die anderen von da an bis Mittag arbeiten, einander ab. Ist es eine sehr reiche Compagnie oder sind sehr viel Arbeiter dabei beschäftigt, so kann man 3 verschiedene Abtheilungen machen, deren jede 8 Stunden arbeitet.

Es kommt oft vor, daß zwei Compagnien, die ihre Claims nebeneinander haben, sich vereinigen und in der Mitte einen Stollen auf gemeinschaftliche Kosten eintreiben; auch der Paydirt wird dann von beiden Theilen auf gemeinschaftliche Kosten gewaschen. Nachdem eine Linie in der Claim für beide etablirt ist, hält sich jede von beiden auf ihrer Seite und jede hat ihre bestimmte Zeit, um den Schienenweg zu benutzen. Eine solche Gemeinschaftlichkeit erstreckt sich auch manchmal auf die Sluice, wo dann eine Gesellschaft die eine Woche und die andere die nächste wäscht. Eine Quantität Erde, die innerhalb einer Woche gefördert wird, kann sehr leicht in einem Tage gewaschen werden. Die Methode, um Paydirt vermittelst des beschriebenen Stollenbaues und der mit demselben zusammenhängenden Operation zu erlangen, wird drifting genannt. Die von einem Stollen abzweigenden Gänge, die drifte (in der deutschen Bergmannssprache „Oerter") sind nicht so hoch, wie der Stollen selbst, die großen Steine, die in den Drifts vorkommen, werden aufeinander gelegt, um die Decke zu stützen; wo sie nicht ausreichen, sind hölzerne Pfosten nöthig. Wo die Erde sehr tief ist und ebensowenig durch Wasserdruck, als durch Stollenbau erreicht werden kann, kommen die s. g. prospecting shafts (Probir- oder Versuchsschachte) zur Anwendung. Ein solcher Schacht wird manch-

mal in einen Hügel eingesenkt, von dem man vermuthet, daß er goldhaltig wäre. Der Schacht ist bei weitem weniger kostspielig, als ein Stollen. Ergiebt sich alsdann, daß die Erde reich ist, so wird in dieser Richtung sofort ein Stollen angelegt. Ist nun auch der Schacht billiger zum Probiren, so ist doch der Stollen in der Regel billiger zum ferneren Betrieb, wenn sich genügender und guter Paydirt ergibt. Zwei Mann sind gewöhnlich beim Einsenken des Schachtes; der eine gräbt, der andere holt an der Winde die Erde herauf. Die Schachte in den Placer=Minen sind selten über 100 Fuß tief, aber einst wurde im Trinity=County einer von 600 Fuß Tiefe gegraben und zwar ohne den Urboden noch Paydirt zu finden.

Das Graben des Goldes in Flußbetten geschieht beim niedrigsten Wasserstand. Die einzige praktische Methode hierbei ist, daß man den Strom abdämmt. Personen, die niemals die Goldminen sahen, haben wohl vorgeschlagen, Taucherglocken oder derartige Apparate in Anwendung zu bringen, aber der Goldgräber lächelt darüber. Die Flüsse, welche Gold mit sich führen, sind Bergwasser, worin ein Kanoe im Sommer kaum fahren kann. Eine Bachermaschine oder dergleichen Apparat würde aber gerade die vielen Ritze und Höhlungen des Urbodens, in denen doch gewöhnlich das Gold steckt, verfehlen. Das selten mehr als einige Fuß tiefe Wasser läßt noch weniger an eine Taucherglocke denken. Die Anlegung des s. g. Flume (eine Bretterrinne), der Abzugsgraben und die Flügeldämme bilden die Hauptarbeit für den Miner bei der Flußgold=Wäsche. Der Graben wird jetzt noch selten benutzt, weil die Flußufer oft sehr steil und hoch sind, so daß der Flume billiger zu stehen kommt. Derselbe wird jetzt fast allgemein angewandt. Die Flußgold=Wäsche kann nur im Sommer und im Herbste geschehen, so lange das Wasser noch niedrig ist und man darauf rechnen darf, daß es nicht steigt; aber der Winter ist die Regenzeit und wenn die Fluth kommt, so nimmt sie Dämme, Flumes und alles Andere mit fort. Legt man den Damm und den Flume aber zu früh an, so können sie vor ihrer Vollendung ebenfalls hinweggerissen werden. Sehr häufig

kommt es vor, daß der Herbst sie zerstört, gerade, wenn der Goldgräber anfangen will, von seiner Sommersarbeit Nutzen zu ziehen.

Die Flußgold-Wäsche hat, mit anderen Zweigen der Goldgräberei verglichen, noch manche Nachtheile. Es kann daran nicht länger, als ein halbes Jahr gearbeitet, auch die Erde, vom Wasser bedeckt, keiner Voruntersuchung unterworfen werden. Außerdem können die sehr kostspieligen Dämme und Flumes nur wenige Monate lang benutzt werden und endlich riskirt man stets die möglicherweise schon vor dem Anfange des Waschens eintretenden und Alles zerstörenden Fluthen. Diese Nachtheile sammt dem Umstande, daß die meisten Flüsse im Staate schon ausgebeutet sind, haben der Flußgold-Wäsche in Californien so ziemlich ein Ende gemacht. In nur wenigen Fällen haben sich ausgebreitetere Flumes-Unternehmungen als nutzbringend erwiesen; doch ist die Behauptung unrichtig, daß durch die Flußgold-Wäsche stets mehr Kosten, als Gewinn entstanden sei. Es mag wahr sein, daß ein Flume selten weniger als 1000 Fuß und oft eine englische Meile lang angelegt wird; das Holz und die Arbeit aber, die an einen Flume gewandt werden, welcher breit genug ist, um das ganze Wasser des Flusses aufzunehmen, sind allerdings sehr kostspielig. Der Damm läßt das Wasser immer durchsickern und anderes Wasser dringt stets von den benachbarten Hügeln und Bergen in das Flußbett ein, Letzteres muß dann mittelst durch Räder getriebene Pumpen in den Flume geleitet werden. Solcher Pumpen gibt es in der Construction sehr verschiedene und eine große Zahl.

Die Flußbette sind voll großer Felsblöcke, von ein bis zehn Tonnen Gewicht; wo es lohnend zu sein scheint, werden dieselben durch Hebel und dergleichen Werkzeuge von der Stelle gerückt, um zu der darunter liegenden Erde zu gelangen.

Wir waren selbst in einer solchen Claim, an der Southfork des American-River, etwa zwei Meilen oberhalb Uniontown im Eldorado-County, thätig. Die Gesellschaft bestand aus 25 Theilnehmern, deren Tagesgewinn selten weniger als 800, häufig aber bis zu 2500 Dollar betrug. (D. Ueb.)

Die Flußgold-Wäsche kann nie von einer einzelnen Person, sondern nur von größeren Gesellschaften unternommen werden, die manchmal ausschließlich aus Goldgräbern, manchmal aus solchen nebst anderen Geschäftsleuten bestehen. Advokaten, Doctoren und Beamte sind unter ihrer Zahl, die für ihren Antheil Baarbeträge leisten, auch Kaufleute, welche Lieferungen von Lebensmitteln besorgen. Ein Holzhändler liefert vielleicht das Holz, der Goldgräber selbst führt die Dämme auf und hilft dem Zimmermann den Flume bauen.

Das Goldwaschen an der Seeküste findet zwischen Point-Mendocino in Californien und der Mündung des Umpqua-Flusses in Oregon statt. Der dortige Küstensand ist an einigen Stellen sehr ergiebig. Die Placer-Minen würden sehr wenig Gold abwerfen, hätten nicht die fleißigen Goldgräber so viele Gräben angelegt, welche die Minen mit Wasser versorgen, da die Golddistrikte im Sommer sehr wasserarm sind; oft giebt es auf viele Meilen weit weder Quelle noch Bach. Jene Gräben werden wiederum von großen speculirenden Gesellschaften angelegt, die das Wasser nach dem Kubikzoll verkaufen. Weniger als zehn bis zwölf Zoll wird selten zum Arbeiten verlangt. Eine Sluice verlangt mindestens 18 Zoll, bei der Wasserdruck-Methode sind von 40 bis zu 200 Kubikzoll vonnöthen. Doch nimmt man es nicht allzu genau mit der Abmessung des Wassers, welches keineswegs so regelmäßig den ganzen Tag hindurch verfließt, was gewöhnlich des Morgens reichlicher als am Abend der Fall ist. Beim Sonnenaufgang mögen es z. B. 15 Zoll Wasser sein, die am Abend nur zu drei Zoll hergeben; das Wasser sammelt sich nämlich während der Nacht und wird des Tags über verbraucht. Nirgends ist der Preis des Wassers unter 10 Cents per Tag, hier und da kostet es sogar 40, durchschnittlich aber wohl ungefähr 20 Cents.

Viele dieser Gräben sind wahrhaft große Unternehmungen zu nennen und haben Hunderttausende von Dollar gekostet. Die über Schluchten und Thäler führenden Flumes sind oft Meisterstücke von Zimmermannsarbeit. Einige derselben sind 200 Fuß hoch angelegt,

eine Meile lang und so breit, daß ein einspänniges Fuhrwerk wie eine Brücke sie passiren kann. Sie verdienen den großen römischen Aquaducten, deren colossale Ruinen in der Campagna und nahe der ewigen Roma, noch heute Bewunderung erregen, wenn man von der geringeren Dauer und Ausdehnung absieht, vollkommen an die Seite gestellt zu werden. In einzelnen Fällen sind eiserne Rohre benutzt worden. Obschon sehr kostspielig, mögen sie sich doch dadurch bezahlt machen, daß das Verdunsten und Auslaufen rc., welches einen gar nicht geringen Theil Wasser hinwegnimmt, dadurch vermieden wird.

Die Werkzeuge, die zur Untersuchung des Paydirt in den Placerminen verwendet werden, sind gewöhnlich die Pfanne, die Kreuzaxt und die Schaufel. Der Goldgräber sollte mit den gewöhnlichen Grundsätzen über die Vertheilung des Goldes vertraut sein und dann die Erde an den günstigsten Plätzen untersuchen. Wo sich nun Gold befindet, müssen nothwendigerweise auch kleine Theilchen davon in der vom Urboden, von Schluchten oder von sandigen Uferstrecken herausgenommenen Erde zu finden sein. Nachdem es constatirt, daß sich Gold in irgend einer Gegend vorfindet, muß er genau aufmerken, auf welcher Stelle er am wahrscheinlichsten die besten Gruben finden würde.

Die Arbeit, um das Quarzgold zu gewinnen, unterscheidet sich von den Placerminen wesentlich, denn erstere verlangt ein weit größeres Kapital, größere Erfahrung und außer einer complicirteren Maschinerie auch noch viel reichern Stoff, als die letzteren. Während in den Placerminen das Wasser die meiste Arbeit thut, erfordert das Pulverisiren des Quarzes, als eine complicirtere Operation, beständige Aufmerksamkeit. Hierzu ist eine Mühle und Wasserkraft nöthig. Wenn der Kubikfuß der Placererde 10 Cents abwirft, so ist der Goldgräber schon sehr zufrieden; das Quarzgold muß aber hundertmal so viel in dem angegebenen Maße haben, soll es sich der Mühe für die Bearbeitung lohnen. Nach geschehener Wäsche ergibt das Placergold viel gröbere Theilchen, die leichter aufzufangen

sind; das Quarzgold muß aber sammt seiner Umhüllung zu Staub verwandelt werden, um es von dieser zu scheiden.

Goldhaltige Quarzlager werden oft durch bloßen Zufall entdeckt. Nicht selten kommt es vor, daß ein goldreicher Strich in der Placermine bis zu der Quarzader verfolgt wird, von welcher derselbe herrührt. Oft trifft der Goldgräber auf der Jagd solche Quarzlager, wo man das Gold im Gestein funkeln sieht. Auch Leute, die beschäftigt waren, Wege oder Gräben anzulegen, haben schon solche Entdeckungen gemacht. Der Quarz war vielleicht mit Erde bedeckt; die Kreuzaxt und die Schaufel jedoch brachten dessen Werth an's Licht. Im Toulumne County schoß 1858 ein Jäger einen grauen Bär am oberen Rande einer steilen Schlucht. Das Thier fiel hinab, wurde aber von einem vorspringenden Felsen aufgehalten. Der Jäger folgte seiner Beute, und während er Herrn Petz den Rock auszog, fand er, daß der Felsen aus goldhaltigem Quarz bestand. Im Nevada-County feierten vor einigen Jahren zwei Goldgräber, denen das Glück nicht günstig gewesen und die deshalb Californien verlassen wollten, mit einer tüchtigen Kneiperei ihre Abreise, als einer derselben in trunkener Laune einen großen Stein einen steilen Hügel hinunterrollen ließ. Beim Hinabkollern traf der Stein auf einen braunen Fels und stieß ein Stück davon ab, welches einen weißen goldhaltigen Quarz bloßlegte. Dieses bestimmte die Leute, noch einige Monate zu bleiben, und ihr Aufenthalt machte sich späterhin noch gut bezahlt. Es scheint, als ob weder Wissenschaft, noch Erfahrung das Suchen nach Quarzlagern erklecklich zu unterstützen vermöchten. Chemiker, Geologen und Mineralogen sammt alten Goldgräbern waren nicht glücklicher dabei, als der unwissende und unerfahrene Ankömmling. Gerade die meisten der besten Quarzadern sind durch arme, unwissende Leute entdeckt worden. Weit entfernt, zu behaupten, daß geologische Kenntnisse für den Goldgräber gering zu achten seien, können wir uns doch keines speciellen Falles erinnern, daß Jemand durch dergleichen in den Stand gesetzt worden wäre, sich in Besitz einer werthvollen Claim zu setzen.

Die reicheren Goldadern erstrecken sich vom Kern-River bis zum Siskiyou, wo man sie auf Hügeln, in Schluchten und Thälern antrifft, stets aber wenigstens 2000 (jedoch nie mehr als 10,000) Fuß über der Meeresfläche, gemeiniglich in süd-südöstlicher Richtung, gewöhnlich steil, manchmal fast senkrecht nach Osten abfallend. Ihre Mächtigkeit (Stärke, Dicke) variirt zwischen einer Linie und 60 Fuß. In den meisten Gold-Districten sind sie zahlreich, weshalb es eigentlich nicht Aufgabe ist, überhaupt eine Goldader zu entdecken, sondern nur eine solche, deren Mächtigkeit und Reichhaltigkeit die Mühe der Bearbeitung lohnt.

Man vermuthet, daß fast alle mächtigen Adern bis an die Oberfläche des Urbodens reichen; viele derselben sind aber mit Erde bedeckt und dem Auge verborgen, weshalb man solche Adern blinde nennt. Die zu Tage liegenden heißen Croppings-Adern (ausgehende, Ausgang in der Bergmannssprache). Die Erfahrung hat bis jetzt noch nicht gelehrt, ob kleinere oder größere Adern mehr Goldgehalt hoffen lassen.

Der poröse Quarz ist in der Regel reichhaltiger, als der feste. Die ergiebigsten Adern sind gewöhnlich von gelblicher oder bräunlicher Farbe, wenigstens an der Oberfläche, besonders reichhaltiges Gestein aber ist weiß oder blauweiß. Die meisten Quarzgänge in Californien enthalten mindestens etwas Gold. Es scheint jedoch, als ob das dort im Allgemeinen so reichlich vertheilte Edelmetall betreffs der Quarzgänge unglücklicherweise nur in einem Zehntel derselben zu einem solchen Maße vorhanden sei, daß sich die Mühe der Bearbeitung bezahlt macht. Von den meisten derselben vermuthet man, daß sie sich Meilen weit erstrecken, ohne auf eine größere Strecke als 3 bis 4 Minuten an der Oberfläche verfolgt werden zu können. Die goldhaltigen Adern sind ihrem Gehalte nach äußerst verschieden. Keine Ader wird auf mehr, als einige hundert Fuß bearbeitet, darüber hinaus nimmt entweder die Ergiebigkeit zu sehr ab, oder die Ader verkriecht sich. Man hat vermuthet, daß ein mächtiger, goldhaltiger Quarzgang längs der Sierra-Nevada von Mariposa nach dem Plumas County hinläuft und daß einige der reichsten

Claims innerhalb dieser Adern liegen, aber dies ist eben noch eine Vermuthung. Manchmal scheint es, daß eine Ader sich erweitert und in eine Anzahl kleinerer sich vertheilt, die sich nachher wieder vereinigen. Die Punkte, wo sich diese Adern verbinden, sowie die engeren Stellen derselben sind gewöhnlich die gehaltreichsten. Wo sich zwei Adern kreuzen, mag die eine auf der einen Seite des Kreuzungspunktes goldhaltig sein und auf der andern nicht. In solchem Falle aber ist die andere gewiß auf beiden Seiten goldhaltig, zwei Strömungen vergleichbar, davon die eine reich, die andere arm, die, nachdem sie zusammengeflossen, den Reichthum unter sich getheilt haben. Als Regel gilt, daß goldhaltige, parallel mit der Schicht des Urbodens laufende Adern sich nicht weit erstrecken, sie sind vielmehr örtliche Anhäufungen und, obschon sehr reich, doch bald ausgebeutet, während die quer über die Schichtung des Urbodens laufenden Lager lang und tief sind und einen regelmäßigen graden Lauf und Fall haben. Lager zwischen zwei verschiedenen Fels-Arten sind gewöhnlich reicher, als die, welche auf beiden Seiten dasselbe Gestein haben und die goldreichsten Quarzadern in Californien sind bei den Kreuzungsstellen von Trap und Serpentin, oder zwischen sonstigen Arten des Urgesteins entdeckt worden. Der reichste Theil aber einer Lage an sich ist beinahe immer die untere Seite nach dem Urboden. Alles dieses sind Thatsachen, die von dem nach Gold Suchenden niemals außer Auge gelassen werden dürfen; sie dienen ihm zugleich als Führer beim Suchen. Wenn der Quarzgang mit erdigen Stoffen bedeckt ist, so kann man denselben oft verfolgen, wenn man die verschiedene Färbung des ihn deckenden Bodens mit dem weiter abliegenden vertheilt. Sobald der Goldgräber Schmutz und Steine findet, die augenscheinlich von der Ader abgelöste Theile sind, sollte er eine Pfanne voll davon waschen und wenn er kein Gold darin findet, so liegt es auf der Hand, daß die Ader nicht goldhaltig ist.

Nachdem eine goldhaltige Ader gefunden ist, entsteht die Frage, ob sie sich bezahlt machen wird. Große Summen sind schon durch unüberlegtes Anlegen von Mühlen und kostspieligen Maschinen ein=

gebüßt worden, und die größte Vorsicht sollte gebraucht werden, um diesen Fehler zu vermeiden. Mit dem Geschäft des Quarzgoldgrabens kann bedeutender Gewinn erzielt werden; es sind aber auch große pecuniäre Gefahren damit verbunden. Selten wohl dürfte das ganze Gestein einer Ader sich für die Ausbeute lohnen. Manche Lager werfen, auf einer gewissen Strecke, durchschnittlich 100 Doll. per Tonne ab, darüber hinaus aber kann das Gestein sehr arm oder ganz werthlos sein. Ja, es kommen, wenn auch selten, Stücke vor, die vielleicht einige tausend Dollar per Tonne liefern. Die vortheilhaftesten Lager sind diejenigen, von denen ein großer Vorrath an Gestein leicht zu erhalten ist, das, sammt und sonders gehaltreich, wenn auch nur wenig, mehr als die Arbeitskosten lohnt. Die gewöhnliche Art und Weise, um sich zu versichern, ob der Felsen zahlt, ist, daß man ein Stück davon pulverisirt und dann in einem Hornlöffel wäscht. Bei großen Lagern ist es wichtig, nur das herauszunehmen, was sich bezahlt macht, deshalb muß derjenige, der die Aufsicht führt, dann und wann diese Probe wiederholen. Findet sich in einem Pfunde des Gesteins keine „Farbe", d. h. kein Gold, so nimmt man an, daß der Felsen nicht die Kosten deckt. Die hauptsächlichsten Quarzminen im Staate sind Fremont, im Mariposa-County, die Allison-Company im Nevada-County, und die Sierra-Butte-Company, im Sierra-County. Die erstere hat in einem Monat 75,000 Doll. abgeworfen, die zweite 60,000, und die dritte 20,000; aber der Durchschnitt ist wahrscheinlich 30 Procent weniger, und die Ausgaben betragen ungefähr 30 Procent des ganzen Einkommens. Der durchschnittliche Gehalt des Fremont-Felsens ist 14 Doll. die Tonne, des Sierra-Butte-Felsens 18 Doll., und das Gestein der Allison-Company soll einmal ein ganzes Jahr lang 100 Doll. per Tonne abgeworfen haben. Die Kosten der Ausbeute, einschließlich des Brechens, berechnen sich in den besten Mühlen auf 5—10 Doll. per Tonne. Die Breite der Ader, die Consistenz des Felsens, die Masse der Arbeit, sowie die Einsicht und der Fleiß der Arbeiter sind alles Dinge von großer Wichtigkeit bei der Berechnung der Kosten. Es ist ein Geschäft, das der oder die Eigenthümer der

Mühle verstehen sollten. Die Kosten des Brechens sind ohngefähr 2 Doll. die Tonne, d. h. für Mühlenbesitzer, die ihre Arbeit verstehen und selbst überwachen. Wird die Arbeit in Accord gegeben, so belaufen sich die Kosten gewöhnlich höher. Wenn Quarz in einer „Custom-Mühle" gemahlen wird, d. h. in einer Mühle, worin ein Jeder sein Quarz mahlen kann, so sind die Kosten selten unter fünf Doll. die Tonne, und in Waschoe war der Preis sogar einmal 30 Doll. Aber in den großen Mühlen, wo täglich viele Tonnen zermalmt werden, kostet die Tonne gewöhnlich 2 Doll.

Beim Suchen nach Quarzadern wird oftmals auch die Wünschelruthe (divining rod) angewendet, an die noch manche Goldgräber steif und fest glauben. Sie besteht aus einer grünen Haselnußgerte mit zwei gabelförmig auslaufenden Zweigen, die ein V bilden. Der Suchende (prospector) hält die Enden der beiden Zinken, je eines in einer Hand, so daß die Spitze des V wagrecht nach vorn steht, und wie er einherschreitet, senkt sich die Spitze jedesmal, wenn er über einen metallenen Körper, über eine metallhaltige Ader, oder über Wasser hingeht. Man glaubt, daß nur sehr wenige Menschen die Wünschelruthe wirksam zu gebrauchen verstehen, denn bei den meisten senkt sie sich gar nicht. So ganz verschmäht wird der Gebrauch derselben fast in keinem civilisirten Lande, obgleich er wohl mit Recht als Aberglaube gilt. Nur ungebildete Leute geben sich damit ab, und die Wissenschaft hat keine, zu allgemeiner Gültigkeit gelangte Erklärung dafür, wie ein hölzerner Stecken von einem in der Erde steckenden Metalle beeinflußt werden könnte. Sollte sich einer unserer Leser nichtsdestoweniger für die Sache interessiren, so verweisen wir ihn auf das Werk des Baron Reichenbach „Odisch-magnetische Briefe."

Das Quarzbrechen unterscheidet sich wenig von dem Brechen anderer metallhaltiger Gesteine, die Lager fallen steil ab, und das Abbauen richtet sich darnach; theilweise ist der Quarz so weich, daß er ganz leicht mit einer Kreuzaxt abgelöst wird; härteren Fels sprengt man; der weiche Quarz ist voller Löcher und Höhlungen. Es giebt Quarz, der, wenn der Luft ausgesetzt, sich krümelt, obwohl er in

der Bettung ganz hart war. Bei engen Lagern nimmt man etwas von den Seitenwänden hinweg, um Platz für die Arbeiter zu gewinnen, in weiten Adern läßt man den gehaltlosen Theil des Gesteines ruhig liegen. Das gebrochene Quarz muß entweder senkrecht in einem Eimer heraufgewunden oder mittelst des Tunnels gefördert werden. Gewöhnlich kommt die Winde zur Anwendung. Die meisten Adern befinden sich nämlich da, wo ein Schacht leichter als ein Tunnel anzulegen ist. Nachdem 20 bis 30 Fuß unter der Oberfläche hergegraben worden, wird ein senkrechter Schacht eingetrieben, um 50 oder 60 Fuß unter der Oberfläche liegende Adern zu treffen, und von diesem Punkte aus arbeitet der Gräber aufwärts; der sich lösende Fels fällt nun auf den Boden des Schachtes, wo er in dem Kübel zur Oberfläche gewunden wird. Selten nur molestirt den Goldgräber in den Quarzminen das Wasser, jedoch giebt es deren, wo Dampfpumpen beständig in Bewegung sind, um das Wasser zu beseitigen.

Manchmal finden sich kleinere Quarzstücke, welche so leicht losbrechen und in denen die Goldtheile so grob sind, daß nach kurzem Stampfen im Mörser man letztere mit dem Finger herausnehmen kann.

Das Stampfen des Quarzes geschieht oft in der Arastra oder in der chilenischen Mühle, sowie auch durch die Stampfer.

Die Arastra, das einfachste Instrument zum Zermahlen des Quarzes, ist ein runder, mit flachen Steinen bedeckter Platz von 18 bis 20 Fuß, auch kleiner im Durchmesser, über welchen ein über die Peripherie des Kreises hinausragender, im Centrum befestigter Balken liegt, der einem schweren Mühlstein zur Axe dient, und von Pferden herumgedreht und so durch den Stein das untergebreitete Quarz zermalmt wird. Doch nur dann, wenn man nicht sicher ist, daß der Quarz die kostspieligen Ausgaben einer Mühle bezahlt macht, benutzt man die Arastra, welche verhältnißmäßig wenige Kosten verursacht.

Neunzehntel des Quarzes werden in Californien durch Stampfen zerquetscht. Es giebt der letzteren zwei Arten: die viereckigen und

die rottirenden, die eine ist von auf- und abgehender Bewegung, die andere, wie es der Name sagt, bewegt sich um ihre Axe. Der auf- und abgehende hölzerne Stampfer ist 6 bis 8 Fuß lang und 6 bis 8 Fuß stark, mit einem Stück Eisen am unteren Ende gewissermaßen vorgeschuht, das 100 bis 1000 Pfund wiegt. Der rottirende Stampfer hat einen Schaft von Schmiedeeisen, ungefähr 2 Zoll im Durchmesser, und vor dem Herunterstampfen bekommt derselbe eine drehende Bewegung; derselbe wird für weit besser gehalten, da er mit derselben Kraft und in demselben Raume mehr zermalmt und sich verhältnißmäßig weniger abnutzt. Der Quarz wird sowohl naß als auch trocken zermalmt. Bei der nassen Methode läuft etwas Wasser auf einer Seite in das Stampfewerk (battery), das auf der anderen Seite wieder abfließt und allen kleinen Quarz mit hinweg nimmt.

Nach der Pulverisirung kommt das Scheiden des Goldes von dem steinigten Theile des Pulvers. Dies geschieht entweder auf mechanische Weise oder auf dem Wege der Amalgamation. Bei den Quarzminen wendet man vorzugsweise letztere an. Im mechanischen Verfahren kommen hierbei vorzugsweise die wollene Decke, die Sluice und die Thierhaut zur Anwendung; ganz ähnlich wie in den Placer-Minen, nur daß die zu waschende Quantität Erde viel kleiner und weder Lehm noch Thon noch große Steine vorhanden sind, deßwegen ist auch die Sluice hier nicht so groß und stark, noch so steil als die Placersluice, die Rifflebrettchen nicht so hoch. Das Quecksilber kommt fast in allen Quarzmühlen-Sluices zur Anwendung. Wenn das Scheiden mittelst der Thierhaut geschieht, so wird dieselbe in einen Trog mit der behaarten Seite nach oben und zwar so gelegt, daß der Lauf des Wassers gegen den Strich der Haare geht, in denen sich alsdann das Gold fängt. Unter anderen wurden hierzu auch Schaaffelle benutzt, was unwillkürlich an das goldene Vließ erinnert; die Felle sind jedoch hierzu nicht so gut, als die wollene Decke.

Die Methoden des Amalgamirens sind sehr verschieden und man könnte ein ganzes Buch mit der Beschreibung derselben füllen.

In vielen goldhaltigen Quarzadern finden sich oft bedeutende Massen eisen-, kupfer- oder bleihaltigen Schwefelkieses, dessen Vorhandensein die Amalgamation wesentlich beeinträchtigt und große Verluste an Gold verursacht. Die beste Methode, um denselben zu entfernen, ist, wenn man das Quarz röstet, aber sie ist zu kostspielig und man zieht deshalb vor, die Abfälle aufzubewahren, bis man sie verkaufen oder auf eine billigere Weise scheiden kann. Die Zersetzung des pulverisirten Schwefelkieses wird sehr gefördert, wenn man ihn der Luft aussetzt. Eine Beimischung von Kochsalz begünstigt die Procedur.

Die bedeutendste Quarzmühle im Staate ist die Bentonmühle in Fremont's-Ranch im Mariposa-County; sie hat 48 Stampfen; mit noch drei Mühlen auf jener Besitzung zusammengerechnet, sind an hundert Stampfen fortwährend in Bewegung, die einen Durchschnittsertrag von 60,000 Dollar per Monat ergeben. Eine Eisenbahn führt das Quarz von der vier Meilen entfernten Ader der Mühle zu. Die Allison-Mine im Nevada-County und die Sierra-Butte-Mühle (12 Meilen von Downieville) arbeiten Tag und Nacht und zermalmen und amalgamiren circa 10,000 Tonnen Gestein im Jahre oder 28 Tonnen per Tag. 40 Leute sind dabei beschäftigt, wovon fünfundzwanzig beim Brechen, fünf in der Mühle, einer als Zimmermann und einer als Schmied, acht aber als Lastträger arbeiten.

Das Bauen auf Silber ist bis jetzt noch von keiner großen Bedeutung in Californien. Erst seit Kurzem ist Silbererz an verschiedenen Stellen entdeckt worden.

Der Betrieb der Silberbergwerke unterscheidet sich wesentlich von dem der Goldminen. Da das Gold nur gediegen vorkommt, und seine Trennung von dem dasselbe umgebenden Gestein viel leichter ist, als beim Silber, das oft mit anderen Substanzen chemisch verbunden im Gestein sich vorfindet, so sind hierbei Kenntnisse in der Chemie viel nothwendiger. Es giebt verschiedene Arten von Silbererz, wovon jede eine andere Verfahrungsweise erheischt. Die Behandlung des Silbererzes kostet durchschnittlich noch drei bis fünf

Mal so viel als die des goldhaltigen Quarzes. In einigen Silberadern ist viel freies Gold in kleinen Theilchen, welches ebenso von den betreffenden Stoffen getrennt werden kann, wie das Gold von dem Quarz.

Quecksilber-Minen. — Das Erz, welches das Quecksilber liefert, enthält ebenfalls Schwefel, der durch Abdampfung vertrieben wird. Mit demselben zugleich entbindet sich das Quecksilber als Dampf, den man nun zum Niederschlag bringt.

Die Unternehmer sind aus Cornwallis und Mexico. Das Erz lagert massig, nicht in zusammenhängenden Adern, von entsprechender Dicke. Nachdem eine solche Stelle ausgebeutet ist, kostet die Auffindung einer anderen oft sehr viel vergebliche Arbeit. Es laufen jedoch gewöhnlich kleine Streifchen Erze von einer großen Ablagerung nach der anderen. Das Geschäft des von den Mitgliedern einer Gesellschaft erwählten Obmannes (mining captain) ist, jenem Streifen, wo eine Unterbrechung desselben eintritt, genau nachzuspüren. Wie schon früher erwähnt, giebt es keine wissenschaftlichen Regeln, nach denen man das Erz aufzufinden vermöchte. Praxis und Erfahrung allein können hier unterstützen. In der neuen Almaden-Mine werden monatlich 20,000 Pfund Metall gewonnen. Das in verschiedenen Minen gewonnene Kupfererz kommt jedoch sammt und sonders zur Ausfuhr, um anderswo geschmolzen zu werden.

Platina, Iridium und Osmium, drei Metalle von weißer Farbe und etwa derselben specifischen Schwere wie das Gold, werden mit letzterem zuweilen beieinander gefunden. Sie können nicht durch das Waschen, sondern nur durch Amalgamation geschieden werden, bestehen aber gewöhnlich in so kleinen und geringen Partikeln, daß sie für den Goldgräber von gar keiner oder nur geringer Bedeutung sind.

Das Del-Norte-County, welches den nordwestlichen Winkel des Staates bildet, dehnt sich ungefähr 40 Meilen lang nach Westen aus; von Norden nach Süden mißt es 30 Meilen. Seine Goldgräberei ist von geringer Bedeutung. Das meiste Graben geschieht

an den Ufern des Klamath-Flusses, welcher ungefähr auf 20 Meilen lang durch den südöstlichen Theil der Provinz strömt.

Einige Goldgräber arbeiten am oberen Ende des Althouse-Creeck, welcher nordwärts nach Oregon läuft. In dem regulären Jahresbericht von 1866 des County-Assessors wird noch gar nicht der Quarzmühlen und Goldwäschereien gedacht. Die Minen-Distrikte sind sehr gebirgig und ziemlich unzugänglich. Sie erhalten die meisten ihrer Vorräthe von Crescent-City aus. Man arbeitet dort in flachen Placer-Minen, in tiefen, engen Schluchten und am Klamath-River.

Das Klamath-County hat eine Bevölkerung von ungefähr 18,000 Menschen. Die Beschaffenheit des Terrains macht den Bergbau äußerst schwierig. Gräben kann man z. B. gar nicht ziehen. Aber vielleicht an keiner anderen Stelle in Californien kann der einzelne Goldgräber ohne Capital sich einen besseren Gewinn versprechen, als gerade hier. Beinahe der ganze Küstenstrich ist goldhaltig.

Das Siskiyou-County, östlich von Del-Norte und Klamath, 40 Meilen von Norden nach Süden und 100 Meilen von Osten nach Westen, reicht bis zur östlichen Grenze des Staates. Es hat eine Bevölkerung von 8000 Seelen, wovon der größere Theil sich mit Goldgraben beschäftigt. Der Gold-Distrikt umfaßt das ganze westliche Ende des County, längs den Ufern des Klamath-Rivers und der seiner Nebenflüsse Scott und Shasta. Der Klamath strömt durch eine tiefe Schlucht, während der Scott und Shasta durch schöne offene Thäler fließen. Aber die bedeutendsten Fluß-Wäschereien sind hauptsächlich in den Schluchten am Klamath-River. Der Betrieb durch Wasserdruck und der Tunnelbau sind selten. Es giebt sechs Quarzmühlen in dem County und 15 Gräben, von welch' letzteren der Yreka-Kanal 40 Meilen weit das Wasser vom oberen Shasta nach der Stadt Yreka bringt. Im Jahre 1859 gab es vier Quarzmühlen im County, eine davon war im Mouggingsville-, eine im Scotts-Thale und zwei im Quartz-Valley.

Südstwestlich von Siskiyou liegt das Trinity-County, 90 Meilen lang von Norden nach Süden und durchschnittlich 20 Meilen breit

Den nördlichen Theil des County bildet das goldhaltige Becken des Trinity-River. Nach dem Bericht des County-Assessors für 1860 gab es dort noch keine Quarzmühle und noch keinen Graben zum Goldwaschen, das auch jetzt noch, wegen Terrainschwierigkeit, von keiner großen Bedeutung ist.

Südlich von Siskiyou und östlich von Trinity liegt das Shasta-County, welches von Norden nach Süden im Durchschnitt 40 Meilen breit und 100 Meilen lang das östliche Ende des Staates bildet. Ein sehr goldhaltiger Distrikt, ohngefähr 20 Meilen im Quadrat, ist in der Nähe der im südwestlichen Theile des County liegenden Stadt Shasta. Es giebt dort vier Quarzmühlen, eine in der French-Gulch, eine am Middle-Creeck, eine dritte zu Muletown und die vierte zu Old-Diggings. Die hauptsächlichsten Minen-Städte sind: Shasta, Horsetown, French-Gulch, Muletown, Briggsville, Whiskey und Middletown.

Südlich von dem östlichen Theile des Shasta-County liegt Plumas, ungefähr 70 Meilen im Geviert. Etwa ein Drittheil des County im Südwesten, die durch den Feather-Fluß bewässerte Gegend umfassend, ist goldhaltig. Claims mit Wasserdruck und Tunnelbau liefern den größten Theil des Goldes im County. Es gibt fünf Quarzminen dort. Die hauptsächlichsten Minen-Städte sind Quincy, Jamison-City, Indian-Bar, Nelson's-Point und Poorman's-Creek. Südlich von Plumas schließt sich das Sierra-County an, welches sich 50 Meilen von Osten nach Westen und 20 von Norden nach Süden ausdehnt. Obwohl klein, ist es doch einer der reichsten Gold-Distrikte des Staates, und im Verhältniß zu seinem Flächengehalt ist es reicher, als alle anderen. Das County liegt wenigstens 4000 Fuß über der Meeresfläche. Auch hier geschieht das meiste Goldgraben mit Wasserdruck und Tunnel-Bau. In der Mitte liegt ein Berg, der Downieville-Butte oder Yuba-Butte genannt, der sich 8846 Fuß hoch über dem Meeresspiegel erhebt und auf dessen Abfällen reiche Quarzlager entdeckt worden sind. Im Jahre 1859 waren elf Quarzmühlen in Betrieb, von welchen sieben am Butte, zwei zu Downieville, eine am Mountain-House und eine zu Sierra-

City. Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in den Placer-Minen des Staates ist das Bluelead, welches zuerst im Sierra-County entdeckt und dort gründlicher untersucht worden ist, als an irgend einer anderen Stelle. Das Bluelead ist ein Stratum von blauer, sehr goldhaltiger Thonerde, tief unter anderen Strata gebettet. Man nimmt allgemein an, daß das Bluelead das Bett eines vorsündfluthlichen Flusses ausfüllt, welcher nicht parallel mit und ungefähr 60 Meilen östlich von dem Sacramento strömte. Man hat es auf 20 englische Meilen hin verfolgt und stets dieselben Erscheinungen wieder erkannt. Hunderte von Tunnels hat man schon an Stellen, wo Unterbrechungen dieser Ader stattfanden, zu deren Wiederauffindung angelegt, die alle Mühen und Kosten stets reichlich bezahlten. Millionen von Dollar sind hier bereits gewonnen und der Reichthum selbst in den seit längerer Zeit bearbeiteten Theilen hat sich bis jetzt noch in nichts vermindert. Und diese Tunnels haben doch 10- bis 20,000 Dollar jeder gekostet. Antheile an den Claims werden mit 1000 bis 20,000 Dollar nach Verhältniß des bis dahin unberührt gebliebenen Bodens und Flächengehalts, sowie der größern oder geringeren Leichtigkeit der Ausbeute bezahlt. Viele dieser Antheile werden noch 5 bis 10 Jahre und darüber hinaus reichlich lohnen, ehe sie einmal ganz und gar ausgebeutet sind.

Die Meinung, daß das Bluelead das Bett eines vorsündfluthlichen Flusses darstellt, ist jedoch keineswegs ohne Gegner. Avery, der verschiedene Zeitungsartikel in Betreff der Ablagerungen von Mineralien geschrieben, versichert, daß das s. g. Bluelead nicht eine Gangader, sondern ein ausgedehntes Stratum ist, welches viele Meilen breit und von den Uferabdachungen bis zum Rücken der Sierra-Newada hinauf reicht.

Die Sierra-Butte-Mining-Company hat einige der reichsten Quarzlager im Staate. Eines derselben, Cliff-Ledge genannt, ist 20 Fuß breit und ein anderes Aerial-Ledge ist ungefähr 3 Fuß breit. In der Cliff-Ledge hat das zahlbare Gestein in der Basis ungefähr 6 Fuß Mächtigkeit, der durchschnittliche Gehalt ist ungefähr 18 Dollar per Tonne; dieses Quarz ist bläulich-weiß und beim

Brechen sehr hart; einige Zeit der Luft ausgesetzt, zerkrümelt es sich allmälich.

Westlich vom Sierra-County und von denselben Flüssen bewässert liegt Yuba, welches bis an den Sacramento-River reicht, halb im Gebirge und halb in der Ebene. Die hauptsächlichsten Minenstädte sind Camptonville-Timbuctoo, Fosters-Bar, Texas-Bar und Longs-Bar. Bereits im Jahre 1859 zählte das County neun Quarzmühlen, obgleich im amtlichen Berichte von 1860 nur zweier Quarzmühlen gedacht wird. Die Gruben zu Timbuctoo sind von beträchtlicher Tiefe und werden mit Wasserdruck betrieben.

Weiter westlich von Yuba und Plumas liegt das durch den Feather-River bewässerte Butte-County. Die bedeutendsten Minen-Städte sind Oroville, Bidwell's-Bar, Forbestown, Natchez und Whiterock. Im Jahre 1859 gab es dort 17 Quarzmühlen. Der amtliche Bericht vom Jahr 1860 spricht von 29 Mühlen, die im Durchschnitt 162 Tonnen den Tag zerstampften.

Die Umgebungen und das Bett des Feather-River waren einst außerordentlich ergiebig und einige der ausgedehntesten Unternehmungen im Flußgold-Waschen sind im Butte-County ausgeführt worden. Der größte Flume, der jemals in Californien angelegt worden, war der der Cape-Claim-Company, unweit Oroville im Jahr 1857. Derselbe war $^3/_4$ Meilen lang, 20 Fuß breit und beschäftigte vom Mai bis Ende November an 250 Arbeiter. Die Ausgaben während dieser Zeit betrugen 176,985 Dollar und die Einnahmen 251,425 Dollar, was einen Reingewinn von 74,441 Dollar abwarf. Das nächste Jahr, nachdem das Wasser gefallen, begann die Gesellschaft ihre Operationen von Neuem. Diesmal verwandte sie 160,000 Dollar und empfing 115,000; sie verlor also auf diese Weise 45,000 Dollar.

Südlich von Yuba und Butta liegt das Nevada-County, ebenfalls einer der reichsten Minenbezirke im Staate. Hier wurden die Tom-Sluice und Crinoline-Hose erfunden, sowie der Graben und der Wasserdruck zuerst auf Placerminen angewandt; auch das Quarzgraben kam hier zuerst in ausgedehnterem Maßstabe in Betrieb.

Im Jahre 1859 waren 32 Quarzmühlen und 28 Bewässerungsgraben für den Minenbau mit einer Gesammtlänge von 394 Meilen im County. Kein Theil der Gold-Districte des Staates ist von der Natur besser mit Wasser versorgt, als dieses County. Der Fundort des reichsten Quarzes ist in der Nähe von Nevada-City, der allein 15 Mühlen, und Graßvalley, fünf Meilen davon, das deren 17 hat. Die große Allisoemühle, welche das reichste Lager im Staate hat, liegt im Graßvalley.

Die Quarzminen werden jedoch hier sehr viel vom Wasser belästigt. Im Winter von 1860 auf 1861 mußten viele Quarzmühlen Wochen lang still stehen, bis man die Schachte wieder durch Dampfpumpen vom Wasser zu leeren vermochte, mit welchem sie durch lange und mächtige Regengüsse gefüllt worden waren.

Der jährliche Goldgehalt in Graßvalley ist schon zu vier Millionen Dollar geschätzt worden. North-San-Juan hat die schönsten Claims mit Wasserdruck und Sweetland die längsten Sluices. Die Eureka-Lake-Ditch-Company hat mehr Bewässerungsgräben, als jede andere Gesellschaft. Ihr Hauptgraben ist 75 englische Meilen lang, dazu kommen noch 191 Meilen Zweiggraben, was zusammen eine Länge von 265 Meilen ausmacht und deren Anlage 900,000 Dollar gekostet hat. Täglich werden 6000 Zoll Wasser verkauft, ein wöchentlicher Ertrag von 6000 Dollar. Die nennenswerthesten Minenstädte sind Nevada, Graßvalley, North-San-Juan, Rough-and-Readay und einige andere.

Das Placer-County grenzt nach Süden hin an Nevada, die nördliche Gabel des Amerikan-River geht quer durch das County, während die mittlere die südliche Grenze bildet. Auburn, Yankee-Jim's, Gold-Hill, Dutch-Flat, Todd's-Valley, Michigan-City, Bath und Wisconsin-Hill &c. sind die vornehmsten Ortschaften. Zwei Drittheile der gegenwärtigen Goldausbeute werden durch die Wasserdruck-Methode gewonnen.

Einige der Placergruben bei Bath sind von eigenthümlicher Formation. Die stärksten Ablagerungen sind tief in einem Berge, auf dessen Basis sich eine Schicht Paydirt vorfindet, der aus einer

Lage feinen Sandes mit kleinen Kieseln und Quarzstücken besteht. Das Gold ist rund und grob, eine Lage von blauem Kies von 20 bis 100 Fuß Mächtigkeit geht darüber her. Dieser blaue Kies ist stellenweise lohnend. Ueber demselben befindet sich wieder eine Lage Paydirt, der aus einem röthlichen Gerölle besteht, eine durchschnittliche Dicke von ungefähr 3 Fuß hat und kleine Goldplättchen enthält. Die oberste Schicht besteht aus einer Art weißlichen Cements oder zäher Thonerde, welcher Stoff, wenn der Luft ausgesetzt, eine röthliche Farbe annimmt und dann der rothen kiesigen Thonerde gleicht, die sich in den meisten Bergen der reicheren Districte vorfindet. —

Das El-Dorado-County grenzt südlich an das Placer-County und wird durch die südliche Gabel des Amerikan-River bewässert, der mitten hindurch läuft. Die mittlere Gabel bildet die nördliche und der Cosumnes die südliche Grenze. Es ist das älteste Placerminen-County im Sakramento-Thale. Hier wurde nahe bei Coloma gelegentlich der Anlage einer Sägemühle durch einen alten Schweizer, Namens Sutter, bekannt unter dem Namen Capitän Sutter, und bei der Herstellung eines Grabens von dem Amerikaner Marshal im Jahre 1848 das erste Gold gefunden.

Capitän Sutter, dieser ehrenwerthe alte Herr, begriff seine Zeit nicht. Und obgleich er wohl der reichste Mensch der Welt hätte werden können, so blieb er doch arm. Seine maßlose Freigebigkeit und sein unbedingtes Vertrauen zu jedem Menschen verhinderten ihn, zu materiellem Gewinn zu gelangen. Dank jener humanen amerikanischen Regierung, die ihm als Lohn für seine großen Verdienste eine Leibrente verwilligte, wodurch er für alle Zukunft vor Noth gesichert ist. (D. Ueb.)

Noch vor 10 Jahren hieß dieser Distrikt Empire-County, weil es bei der Wahl die meisten Stimmen im Staate abgegeben; doch hat es viel von seiner Bedeutung verloren und auch die Bevölkerung ist dünner geworden. Die Städte sind Placer-Ville, Coloma, Georgetown u. s. w. Im Jahre 1859 zählte man 40 Quarz-

mühlen, wovon 6 auf El-Dorado und 3 auf Steeleys-Fork kamen. Das County weist nicht viel von künstlicher Bewässerung auf.

Das Amador-County mit den Cosumnes als nördliche und dem Mokelumne als südliche Grenze, schließt sich dem vorigen an.

Von bemerkenswerthen Ortschaften erwähnen wir Jackson, Volkano, Butte-City, Sutter-Creek ꝛc.

Ein großer Theil des Urbodens ist Marmor, goldhaltiger Quarz kommt reichlich vor und 32 Quarzmühlen, von welchen sechs am Sutter-Creek, fünf bei Amadore-City und vier an Dry-Creek ꝛc. betrieben werden; acht Gräben in einer durchschnittlichen Länge von 160 Meilen liefern den Wasserbedarf.

An das Amadore schließt sich das Calaveras-County, im Norden begrenzt vom Mokelumne-River, im Süden vom Stanislaus-River; der Calaveras fließt zwischen beiden hindurch. Mokelumne-Hill, San Andreas, Murphys-Angels, Campo-Secho und einige andere sind die bedeutenderen Ortschaften. 33 Quarzmühlen sind im Betrieb. Quarzlager sind dort so häufig, daß von drei Meilen nördlich von Westpoint auf eine Distance von neun Meilen nach Süden, bis zu der Vereinigung der Gabeln, die den Mokelumne bilden, alle paar hundert Ellen eine Quarzlage beschreiben.

Von ungefähr 100 dieser Adern, die auch nur oberflächlich untersucht wurden, hat sich kaum eine gefunden, die nicht goldhaltig war. Als einen Beweis für den großen Reichthum der Adern in diesem District kann man die große Zahl der Mexikaner und Spanier ansehen, die dort mit Erfolg arbeiten, obwohl sie $1^1/_2$ Dollar für den Transport von 300 Pfund Gestein bis in die Arastras zu zahlen haben. Mexikaner, die eigenhändig arbeiten, finden ihre Rechnung nicht, wenn das Gestein nicht mindestens 20 Dollar per Tonne gewährt und in der That bearbeiten sie nur selten Quarz unter 40 Dollar per Tonne.

Tuolumne reiht sich zunächst an das Calaveras-County, im Norden von dem Stanislaus und im Süden von dem Merced-River begrenzt. Von Minenstädten erwähnen wir Senora, Columbia,

Springfield, Shaws-Flat, Jamestown u. n. A. — In verschiedenen Jahrgängen wurden hier Goldklumpen von 5, 10, 16, 20, 30, ja einer bis zu 72 Pfund aufgefunden. Die Anzahl der Bewässerungs-Gräben ist 29, die eine durchschnittliche Länge von circa 170 Meilen begreifen. Es existiren dort 30 Quarzmühlen. Der Table-Mountain in dem Columne-County ist die ansehnlichste Erhöhung im ganzen Staate, derselbe hat eine Höhe von 500 Fuß und finden sich in seinem Eingeweide die besten Goldminen Californiens. Ungefähr 10 Meilen von Sanora befindet sich die Soulspy-Quarz-Ader, eine der reichsten, die es dort giebt.

Die Placerminen in Mono und Maryposa sind von keiner Bedeutung, die Quarzlager jedoch zahlreich und ergiebig.

In einer zerklüfteten Partie der Gebirge, die aus vulkanischen Felsen, Basalt und Grünstein, an einigen Stellen auch aus Porphyr bestehen, 5000 Fuß über der Meeresfläche, liegt die Region des Silbererzes, das in grauem, durch Trap und porphyrischen Grünstein laufendes Quarz gebettet ist.

Von den 32 Quarzmühlen, die es dort gibt, gehören vier der Fremont's ranch an, welche 48,000 Acker Land umfaßt. Und in bergmännischer Hinsicht die werthvollste Besitzung in ganz Californien ist das Bear-Valley, vielleicht der reichste Quarz-Distrikt in der Welt, liegt innerhalb der Grenzen dieses riesigen Gutes. Pine-Tree und Josephine heißen die beiden größten Adern, die nach ihrer Vereinigung eine Breite von 30 Fuß haben.

Obgleich die Flüsse des Fresno-County südlich von Mariposa alle Gold mit sich führen, so ist doch die Ausbeute weder reich, noch das Gold von feiner Qualität.

Zwischen dem San-Joaquin- und dem White-River, auf einer Stecke von 100 Meilen, findet sich kein Gold.

Der Kern-River in demselben County hat ein kleines Placer-Minen-Terrain und viel Goldquarz, das meistens mit der Arastra gemahlen und amalgamirt wird.

Das Coso-County östlich von der Sierra-Nevada, von dem man glaubt, daß es reich an Silber sei, ist bis jetzt wenig bekannt. *)

Die Placer-Minen Californiens waren im letzten Jahr ergiebiger, wie im vorhergehenden, was sich leicht erklären läßt durch die Erfindung und Anwendung zweckmäßigerer Maschinen, wie die früheren, durch die Bearbeitung der großen Cementlager, die von Monat zu Monat durch neue Entdeckungen sich immer mehr ausdehnen und durch sorgsamere und mehr ökonomische Manipulation der goldenthaltenden Erde. Vom Los-Angeles-County bis zum südlichen Theile Oregons findet man in den verschiedenen Countys die Bearbeitung der Placer-Minen in allen verschiedenen Zweigen verfolgt.

Die Quarz-Minen Californiens haben sich im letzten Jahre durch neue Entdeckungen so vermehrt, daß sie sich heute schon durch einen Flächenraum von 500 Meilen in der Länge und von 10 bis 100 Meilen in der Breite erstrecken. Diese Minen liegen gewöhnlich in Gruppen, wo dann die kleinen regulären Adern häufig die größte Masse Gold enthalten. Der Lauf der Adern ist, mit wenigen Ausnahmen, von Nordwest nach Südost; einige der reichsten stehen fast perpendiculär, andere laufen fast parallel mit der Erdoberfläche; die Neigung der größeren Anzahl ist nach Osten. Dieser große Quarz-Gürtel liegt von 1- bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel, manchmal eine größere Höhe erreichend, aber selten unter der erstgenannten Zahl sich vorfindend. Die Quarzmühlen in diesem Staate sind von einer Capacität von 3 zu 50 Stampfen; man rechnet, daß eine Stampfe eine Tonne Quarz in 24 Stunden pulverisiren kann. Die Ergiebigkeit einiger dieser Minen und Mühlen ist enorm. Vier Mühlen des Fremontischen Mariposa-Besitzthums gaben im Durchschnitt etwas über 10,000 Dollar per Monat. Der Netto-Gewinn der Crescent-Company von Plumas-County war durchschnittlich 100,000 Dollar per Jahr und viele der berühmten Minen in und

*) Die Angabe über die Anzahl der Quarzmühlen und der Bewässerungs-Gräben in den verschiedenen County's ist H. G. Langley's State-Register entnommen.

um Graß-Valley waren noch ergiebiger. Das totale Produkt der Allison-Ranch-Mühle, seit ihrer Entdeckung bis Januar 1866, war 2,500,000 Dollar, die Gruppe Minen auf dem Massachusetts-Hügel lieferten 3,500,000 Dollar, der Nordstar und andere Adern des New-York-Hügels producirten 2,500,000 Dollar. Der ganze Betrag der Minen des Graß-Valley-Districtes beläuft sich von 1852 bis zum 1. Januar 1866 auf 20,000,000 Dollar.

Andere Industriezweige.

Zwei große Hindernisse sind es, die sich bisher der productiven Industrie in Californien entgegengestellt: die hohen Arbeitslöhne und ein hoher Zinsfuß. Es mögen dieses Segnungen für gewisse Klassen, vielleicht für die Bevölkerung im Allgemeinen sein, aber sie verhindern nicht nur, sondern machen es unmöglich, daß Californien mit anderen Ländern concurriren kann. Seine große Entfernung von Europa und den atlantischen Häfen (San Francisco ist ungefähr 19,000 Meilen von New-York per Segelschiff entfernt), sowie die hohe Fracht der Ausfuhr-Artikel ist ein großer Schutz für Californiens Industrie; außerdem gewährt der Tarif der Vereinigten Staaten noch einen besonderen Schutz für viele andere Erzeugnisse. Nichtsdestoweniger wird ein großer Theil der Bedürfnisse von auswärts her eingeführt, was wahrscheinlich noch Jahre lang fortdauern wird. Es giebt zu wenig Steinkohlen, als daß man auf eine große und feine Eisen-Industrie hoffen dürfte.

Californien ist ebensowenig ein Baumwollen-Land. Und doch sind Kohlen, Eisen und Baumwolle die Roh-Materialien für so viele der einträglichsten Fabrikate unseres Zeitalters. Das Holz, als ein zu viel Raum einnehmender Artikel, ladet um so weniger zur Einfuhr ein, als die dortigen Wälder von solcher Ausdehnung sind und den Marktplätzen so nahe liegen, daß man Holz ebenso leicht hat als sonst wo. Die Fischerei hat dagegen noch eine große Zukunft.

Bis jetzt werden noch alle Eisenwaaren, alles Glas und Porzellan, Tapisserie, Seiden- und Baumwollen-Artikel, feine wollene Waaren und fast alle Kleidungsstücke, Fußbekleidung, feine Möbel, sowie Ackerbau-Geräthschaften, Handwerkszeug, Wagen und Chaisen importirt.

Seit 1849 hat indeß eine allmälige Abnahme der Arbeitslöhne stattgefunden. Gute Zimmerleute verdienten z. B. 16 Dollar per Tag, im darauf folgenden Jahre 10 Dollar, 1856 5 und jetzt 4 Dollar; eine ähnliche Abnahme der Arbeitslöhne in allen Industriezweigen hat bei den Schneidern, Schuhmachern, Möbelschreinern stattgefunden, die überhaupt niemals hohe Löhne empfangen haben, weil ihre Arbeit wenig verlangt wird. Müller und Schiffszimmerleute bekommen 4 bis 6 Dollar per Tag, Maurer und Tüncher 4 bis 5 Dollar per Tag, und alle übrigen Arbeiten werden im Verhältniß bezahlt, jedoch läßt sich für die Folge kein Schluß daraus ziehen. Nur so viel steht fest, daß die Arbeitslöhne in Californien höher sind, als in irgend einem anderen Theile der Welt.

Das Holzhauen im Walde bildet einen wesentlichen Geschäftszweig, da die Häuser von Holz gebaut, die Straßen mit Holz belegt, die Felder mit Holz umzäunt, ja die Flumes und die Sluices von Holz gemacht werden. Man unterscheidet dort gesägtes, gehauenes und gespaltenes Holz, letzte beiden Arten sind, im Vergleich zu ersterem, unbedeutend. Es werden ungefähr 170 Millionen Kubikfuß Holz in Californien geschnitten, und wenn man 1000 Fuß durchschnittlich zu 20 Dollar rechnet, so kann man den Betrag des Holzhandels zu drei Millionen Dollar das Jahr veranschlagen. Die

vorzüglichste Holzgegend ist die Sierra-Nevada und die Küste von Mendozimo, wo der größte Holzhandel im ganzen Staate stattfindet.

Nach amtlichen Berichten wurden 1860 dort 30 Millionen Fuß gewonnen. Die Stämme sind durchschnittlich 4½ Fuß dick und 7 Fuß ist die durchschnittliche Stärke des Sandelholzes.

Von Tannenstämmen sind die stärksten fünf Fuß im Durchmesser, durchschnittlich jedoch nur drei Fuß. Je dicker der Stamm, desto kürzer wird er geschnitten. Die gewöhnliche Schnittlänge ist 14, 16, 18, 20 bis 30 Fuß. Ein tüchtiger Holzhauer fällt einen Sandelholzbaum von drei Fuß Durchmesser in einer Stunde, einen 7 Fuß starken in 6 bis 7 Stunden. Gewöhnlich arbeiten zwei Mann an einem Baum.

Nachdem der Baum gefällt, wird derselbe in s. g. Blöcke geschnitten. Es hat sich herausgestellt, daß eine Person die Säge besser handhaben kann, als zwei, da dieselbe weiter ausholen kann. Dieses ist von einiger Wichtigkeit, da die Sägespäne bei jedem Strich herauskommen; die Handhabe an dem einen Ende der Säge wird deshalb gewöhnlich abgeschlagen.

Die Blöcke werden alsdann von Ochsen bis an das Wasser gebracht und dort zu Flößen formirt, die 150 bis 300 Fuß lang und 30 bis 120 Fuß breit sind. Von da gehen sie stromabwärts zur betreffenden Schneidemühle. Wo das Wasser für solche Flöße nicht stark genug ist, werden die Blöcke bis zum Winter am Ufer aufgehäuft, zu welcher Zeit der Transport alsdann, wegen der periodischen Anschwellung der Flüsse, möglich ist.

Ein kleiner Bach, der im Sommer einen Fuß tief und drei Fuß breit ist, wird im Winter so zunehmen, daß Blöcke von 10 Fuß im Durchmesser darauf verflößt werden können. Ein solcher Bach liefert oft fünf Millionen Kubikfuß in einem Winter.

Die Sägen in den Schneidemühlen sind sehr verschieden; es giebt runde, kreisförmige, auf und abgehende, langsam und schnell gehende und solche, die in einer Gruppe von 24 Blättern nebeneinander laufen.

Californien ist überreich an Fischen, sowohl in den Flüssen als an der Meeresküste. Forellen giebt es in den kleinen Flüssen, Lachs im Sacramento= und im San Joaquin=, sowie in den sich nördlich von der Bucht von San Francisco in den Ocean ergießenden Flüssen.

Die Fischerei ist indeß bis jetzt noch so wenig entwickelt, daß nur wenige Fische gesalzen werden; beinahe alle kommen frisch zu Markte. Lachs ist der einzige Fisch, der eingesalzen wird.

Der Quinnat-Lachs wird durchschnittlich 10 Pfund schwer, man hat jedoch schon welche angetroffen, die bis zu 60 Pfund gewogen haben. Er geht in die Flüsse hinauf und bleibt dort vier Monate lang.

Ehe noch die dortigen Flüsse in einem beständigen Schlamm=Zustande durch die Goldgräber gehalten wurden, stieg der Lachs in jedem Bache, der groß genug war, einen Fisch schwimmen zu lassen, bis in die Sierra=Nevada hinauf, aber jetzt verläßt er die großen Flüsse nicht und geht selbst in diesen nicht mehr weit hinauf. Fischer von Profession fangen denselben in s. g. Kiemen=Netzen, deren Maschen gerade groß genug sind, um den Kopf des Fisches hindurch zu lassen und ihn hinter den Kiemen festzuhalten. Das Netz wird nicht gezogen, sondern ist über dem Fluß oder einem Theil desselben ausgespannt; es treibt manchmal eine halbe Meile weit mit dem Strome hinab und die Fischer begleiten es in Booten. Das Netz ist unten mäßig mit Blei beschwert und oben halten es Korkstücke; schwimmend natürlich reicht es nicht ganz bis auf den Grund.

Als nennenswerth unter den Fischen erwähnen wir die Magrele (Scomber diego), den kleinen braunen Felsen=Fisch (Sebastes auriculatus), den Stöhr, den „Judenfisch“, der bis zu 500 Pfund wiegt, und zwei Species von Haifischen (Acanthea sackleyi und Triakis fasciatus). Die Fischer können im Sommer 5 bis 10 Dollar dafür bekommen. Der Haifisch wird von den dortigen Chinesen gegessen, während die Amerikaner ihn nur des Thranes und der Haut wegen fangen.

Thiere der Jagd in Californien sind der graue Bär, das Elenn,

der Hirsch, die Antilope, der Hase, der Springhase, wilde Gänse und Enten, die schwarzbrüstige, die Sand- und noch eine dritte Art Schnepfen, das Berghuhn und die Thal-Wachtel.

Was den grauen oder Grizyly-Bär betrifft, dessen wir schon früher erwähnten, so fügen wir hier nur noch hinzu, daß sich Niemand ein Geschäft daraus macht, denselben zu jagen; ihn anzugreifen ist so gefährlich und ihn zu tödten so schwierig, daß mancher Jäger nicht nach ihm schießt, selbst wenn er ihm zum Schuß kommt. Das Fleisch ist zwar fett und nicht übel von Geschmack, immerhin ist es jedoch nichts für einen feineren Magen.

Die Spanier fangen den Bären dort wohl auch mit dem Lasso. Sobald vier oder fünf von ihnen, gut beritten und mit guten Sätteln und Lariats versehen, denselben auf einer freien Ebene antreffen, greifen sie ihn zu gleicher Zeit an; Einer wirft ihm den Lasso über den Kopf, ein Anderer um ein Hinterbein, der Dritte um ein Vorderbein und dann schleifen ihn zwei Pferde, in einiger Entfernung von einander, hinweg; ein Reiter oder zwei folgen als Reserve, so daß, wenn es der Bestie gelingen sollte, einen Lasso zu zerreißen oder abzustreifen, ein anderer umgeworfen wird. Man transportirt ihn dann auf diese Weise zu einer Arena, wo er als Kämpfer gegen einen Stier oder in anderer Art Gastrollen zu geben hat.

Noch vor wenigen Jahren war das Elennthier in Sacramento und Sanct Joaquin in Masse vorhanden, man findet jedoch nur jetzt noch wenige Exemplare nahe der nördlichen Küste, wo sie auch sehr bald ausgerottet sein werden. Das Fleisch gleicht dem des Hirsches, ist aber minder zart. Die Elennthiere sind sehr scheu, haben ein feines Gehör, weshalb es schwierig ist, sich ihnen zu nähern. Wenn die Sonne am höchsten steht, liegen sie im Dickicht verborgen und gehen nur des Abends gegen Sonnenuntergang zur Aesung aus, um welche Zeit ihnen denn auch die Jäger nachstellen.

Der Hirsch mit schwarzer Ruthe liefert gute Beute für die Jagd. Man bekommt ihn leichter zum Schuß als anderes Hochwild, und wenn aufgescheucht, verläuft er sich nicht weit. Der Lauf der Hirsche östlich vom Mississippi ist von Sprüngen unterbrochen,

was bei den californischen nicht der Fall ist, deren Fleisch auch von minder feinem Geschmack ist. Man findet sie der ganzen Küste entlang und in der Sierra-Nevada. Einst sehr häufig, sind sie jetzt im raschen Abnehmen begriffen. Große Jagden zu Pferde oder in großer Gesellschaft giebt es nicht in Californien. Gelegentlich sind schon Hirsche mit dem Lasso gefangen worden, aber dies verlangt ein ausgezeichnetes Pferd, einen sehr guten Vaquero und eine offene Ebene, wo der Gaul frei ausholen und der Vaquero frei sein Lariat schwingen kann.

Die Antilope lebt auf den freien Ebenen und in der Wüste. Auch an diesen Thieren war das Sanct Joaquinthal einst voll, aber sie sind ebenfalls selten geworden. Scheu, doch zugleich neugierig, nähern sie sich dem Jäger, der, hinter einem Felsen verborgen, ein weißes, an den Ladestock gebundenes Tuch hin und her bewegt. Die Antilope ist auch schon in einzelnen Fällen mit dem Lariat gefangen worden.

Wilde Gänse und Enten sind vom März bis September ziemlich häufig. Sie geben alsdann den Jägern volle Beschäftigung, die sich in zwei Klassen theilen, die Boot- und die Ochsenschützen. Erstere suchen zu zwei oder drei in einer Schaluppe die Thiere auf. Jeder der Jäger ist mit drei Doppelflinten bewaffnet. Der Jäger hält gewöhnlich zuerst auf das Geflügel, so lange es noch im Wasser ist, und dann wieder im Fluge und auf der Flucht. Manchmal schießt man sie auch währenddem sie fressen.

Die Gänse bleiben des Nachts auf einem Sumpf oder Teich. Bei Tagesanbruch erheben sie sich, um in den Feldern ihrem Futter nachzugehen; dort bleiben sie des Vormittags und kehren dann zum Wasser zurück; Nachmittags fliegen sie abermals in die Felder und kehren nach Sonnenuntergang zum Wasser zurück. Die Enten, welche meistens auf dem Wasser bleiben, werden selten auf dem Lande geschossen.

Der sogenannte Ochsenschütze hat einen abgerichteten Ochsen, der vor ihm hergeht, um seine Annäherung zu verbergen, bis er in Schußweite ist.

Während der Bootschütze durchschnittlich 30 Enten täglich in der Schießzeit erlegt, beträgt die Jagdbeute eines guten Ochsenschützen oft 150 Stück. Schnepfen, Wachteln und Rebhühner werden immer nur zum Vergnügen geschossen und zwar auf dieselbe Art und Weise, wie anderswo.

Die Jagd mit der Fischerei verglichen, ist von keiner sonderlichen Bedeutung und nimmt beständig ab, während die Fischerei an Bedeutung gewinnt.

Ein Jagdgesetz verbietet bereits, Wachteln, Rebhühner und wilde Enten vom 1. März bis zum 15. September zu schießen, sowie das Elenn, den Hirsch und die Antilope in der ersten Hälfte des Jahres; auch der Verkauf dieser Thiere zu jener Jahreszeit ist untersagt.

Im Bauen der Häuser sind die Californier so schnell, wie die Amerikaner im Allgemeinen. Es ist nichts Ungewöhnliches, ein Haus innerhalb ganz kurzer Zeit vollendet zu sehen. Häuser von Backsteinen werden so schnell gebaut, daß der Mörtel kaum Zeit zum Trocknen hat, währenddem die Mauern sich rasch erheben.

Die meisten Häuser sind jedoch von Holz, und eine Art derselben besteht aus einem Rahmenwerk, das mit Nägeln zusammengefügt wird, die aufrechten Pfosten sind nicht stärker, als 2—4 Zoll. Diese Art Rahmenwerk wird, wegen seiner Leichtigkeit, „Ballon“ und „Chicago“ genannt, weil sie in der Stadt dieses Namens zuerst angewendet wurden. Dem fremden Zimmermann erscheint dies sonderbar, aber so schwach wie die Ballonrahmen auch scheinen mögen, sind es doch in der That die stärksten aller Holzbauten, und werden nicht selten 4—5 Stockwerk hoch geführt, während die mit schwererem Gebälk nicht über 3 Stock haben. Die Holzhäuser sind alle mit Schindeln gedeckt. Die von den östlichen Staaten importirte Weißtanne wird größtentheils zum Futter und zur Bekleidung der Fenster, Thüren und sonstigen inneren Arbeit benutzt; Thür- und Fensterrahmen werden meistens fertig importirt. Dreiviertheil aller Häuser sind von Holz; steinerne Gebäude sehr selten. Back- oder Lehmstein-Häuser sieht man besonders in den frequenten Straßen

der Städte. Jede Stadt von einiger Bedeutung hat ihre feuerfesten Läden, mit Thüren, Fenstern und Schaltern von Eisen, und die Dächer sind von Backsteinen in Mörtel gelegt. Die Backsteine und der Kalk werden dort gebrannt.

Die Lehmsteine werden immer nahe bei dem in Ausführung begriffenen Hause gemacht, um den Transport zu ersparen. Die Thonerde, wovon sie gemacht werden, muß immer sandig sein, um das Springen während des Trocknens zu vermeiden.

Reiner Lehm oder Thon sind nicht zu empfehlen. Das Material wird mit Wasser und Stroh zu einer dicken Masse gemengt.

Die Lehmsteine sind 3—6 Zoll dick, 10—20 Zoll breit, und 1—2 Fuß lang. Die Form, in welcher sie gemacht werden, ist oben und unten offen.

In 24 Stunden ist der Stein so hart, daß er aufrecht stehen kann, und in 3—4 Tagen trocken genug, um verbaut zu werden. Die Seiten sind zwar rauh und die Ecken gebrochen, aber das schadet nichts.

Die Mauern werden 3 Fuß, selten weniger als 1½ Fuß dick aufgeführt.

Der Mörtel ist von demselben Material wie die Steine. Die Mauern sind gewöhnlich durch breite Ueberdachungen geschützt, und oft steht das Dach 6—8 Fuß über und läßt auf diese Weise einen bedeckten Umgang zu. Wären die Lehmsteine dem Regen ausgesetzt, so würden sie bald weggewaschen sein. Die Wände haben Sockelmauern von Stein, die 8 Zoll hoch sind.

In vielen dieser Lehmsteinhäuser ist der Fußboden ungedielt. Diese Wohnungen sind im Sommer sehr kühl, und doch im Winter hübsch warm; früher, als die Arbeit noch von Indianern gethan wurde, waren sie billig, aber jetzt ist ein hübsches Lehmsteinhaus theuerer, als eines von Holz. Manche der älteren Lehmsteinhäuser sind mit Ziegeln gedeckt, die noch von den Mexikanern gebrannt wurden; die der Neuzeit angehörenden haben fast durchgängig Schindeldächer.

Im Los Angeles County sind die Dächer meistens von Asphalt, der von den bituminösen Quellen der südlichen Küste gewonnen wird.

Der Dachstuhl wird mit Brettern oder Rohr bedeckt, worauf Erde geworfen und dann Asphalt darüber gestrichen wird.

Der Asphalt springt in der Kälte, und schmilzt, wenn es sehr heiß ist. Seine Bereitungsart ist dort eine andere, wie bei uns, während derselbe im Juli und August tröpfelt, sind im Winter, bei einem starken Regen und nach einem Froste die Dächer nicht mehr dicht. Die Ritze füllen sich jedoch bald wieder, sobald die Sonne darauf scheint. Die meisten Wohnungen sind mit überdachten Gängen umgeben, welche im Sommer äußerst angenehm sind. Manche Häuser haben im Innern einen offenen viereckigen, gepflasterten und mit Bäumen bepflanzten Raum.

Fast alle feineren Möbel werden importirt. Möbelwerkstätten giebt es wenige und sie sind klein. Das einzige Produkt derselben sind die massenhaft in Californien gefertigten Billards, von ausgezeichneter Güte und unübertroffener Eleganz. Ackergeräthschaften, Wagen, Chaisen werden großentheils importirt; die wenigen hier gemachten sind wenigstens von ausländischem Holz. Es mag sein, daß vielleicht in nicht ferner Zeit die landwirthschaftlichen Geräthschaften im Lande angefertigt werden, denn kürzlich kam ein Contract zu Stande, wonach eine Anzahl Staatsgefangener mit dieser Arbeit beschäftigt werden sollen. Zwar sind schon ein kleines Kriegsschiff (von 1500 Tonnen) und mehrere Schooner gebaut, Puget-Sound mit seinen sehr begünstigten Werften ist jedoch viel zu nahe, so daß die Californier nicht damit concurriren können.

Es giebt viele ausgezeichnete Straßen in den Gebirgsdistrikten, aber im Allgemeinen sind die Landstraßen schlecht — kothig im Winter und staubig im Sommer. — Chaussirte Straßen sind natürlich noch selten, und nur langsam fängt man jetzt an, Eisenbahnen anzulegen. Es existirt eine von Sacramento nach Folsom; eine von Folsom nach Marysville (40 Miles) und noch eine von San Francisco nach San Jose.

Alle Baumwollenwaaren werden noch importirt. Ebenso Lein-

wand und feinere Wollenstoffe. Die beiden einzigen Wollenzeugfabriken machen nur wollene Decken und grobes Gewebe.

Viel grobes Leder wird in Californien gegerbt. Es giebt zwar nur wenige und kleine Schuhläden, obgleich man sehr viel auf feine Fußbekleidung hält.

Schießpulver, Feuerwerk, Theer und Terpentin werden ebensowenig dort producirt. Die californischen Tannen sollen kein passendes Harz enthalten.

Es gab 1862 zwei Papiermühlen in Californien, die eine für Druckpapier, die andere für Strohpapier zum Packen.

Viel ordinäre Seife wird dort gemacht, feinere Sorten und Lichte jedoch werden importirt, wie auch alle Eisen-, Kupfer- und Zinnwaaren.

Eine Fabrik wurde in San Francisco etablirt, um aus Glasscherben, die in den größeren Städten in Masse zu haben sind, Flaschen anzufertigen. Dieselbe ist zwar neuerdings aufgegeben, jedoch will man sie nächstens wieder in Gang bringen.

Handel.

Californien hat jetzt den bedeutendsten Handel an den Küsten des nördlichen Theiles des stillen Oceans und wird ihn auch wohl behalten. Fast der ganze ausländische Verkehr wird durch San Francisco vermittelt, welches vor allen anderen Küstenorten, zwischen der Landenge von Panama und Puget-Sound, sich großer Vortheile erfreut. In den Gewässern des stillen Oceans kommt Melbourne ihm allein gleich. Einige Häfen in China und Japan werden wohl eben so stark besucht, aber das dortige Volk ist doch nur halb civilisirt, und die Californier werden ihren Handel an sich reißen.

Um Californiens Handelsvortheile zu bemessen, muß man an seine Gold-, Silber- und Quecksilber-Minen denken, an seinen Wein, sein Obst, seine Sägemühlen; an die Hülfsquellen West-Mexico's, den Holzreichthum und die Fischerei des Washington-Territoriums und von Oregon, das Gold in Britisch-Columbia, Thran und das Fischbein der nördlichen Gewässer, endlich die industriellen Produkte von China und Japan. Nochmals: Californien ist in

der Lage, der allgemeine Träger des Handels aller Länder am stillen Ocean zu sein.

Zwischen Puget-Sound und Valparaiso giebt es keinen einzigen Hafen, der ein gefährlicher Rival von San Francisco werden könnte. In dem Maße, als die Bevölkerung, der Reichthum und die Industrie dort zunimmt, und der auswärtige Handel mit China und Japan sich ausdehnt, muß der Handel von San Francisco bedeutender werden. Sein Wachsthum ist jedenfalls gesichert, San Francisco ist höchstens 40 Tagereisen per Segelschiff von China und ca. 20 von Honolulu entfernt. Auf keinem Meere können Segelschiffe so regelmäßige und schnelle Reisen machen, wie auf dem stillen Ocean, nördlich der Linie, besonders von Osten nach Westen und umgekehrt. Die Passatwinde, welche über einen großen Theil von Norden nach Süden wehen, kommen natürlich den Schiffen sehr zu statten, welche in jener Richtung steuern.

Oregon weist eine Küstenstrecke von 257 Meilen Länge, von 42 bis zu 46° und erstreckt sich fast 400 Meilen von Osten nach Westen. Der ganze Theil, der östlich von den Cascade Mountains, einer Fortsetzung der Sierra Nevada, liegt und ungefähr zwei Drittheile des Staates umfaßt, ist noch nicht angebaut. Gutes Weideland und ein reicher Schatz an Mineralien ist dort noch zu vermuthen, aber mit Ausnahme einiger Thäler und Gründe nicht fern vom Columbia-River ist das Gebiet bis jetzt noch unbekannt oder wenigstens noch nicht von Weißen bewohnt.

Der westliche Theil des Staates hat reiche Goldminen, schöne Wälder, werthvollen Boden, aber das Land ist schwer zugänglich. Der einzige Eingang ist von der See aus, vermittelst des Columbia-Flusses, dessen Einfahrt aber mit Gefahren für die Schiffe verbunden ist. Es giebt außerdem noch einen Eingang von Californien aus auf der südlichen und vom Washington-Territorium aus auf der nördlichen Seite. Oregon hat eine Bevölkerung von 50,000 Seelen und gewinnt jährlich eine Million an Goldstaub.

Das Washington-Territorium mit einer 200 Meilen langen Seeküste erstreckt sich an 600 Meilen östlich vom Felsengebirge. Doch

nur der Strich von ungefähr 120 Meilen der Küste entlang ist fruchtbar, der östliche Theil hingegen öde, enthält aber sehr ausgedehnte Goldminen, welche circa 300,000 Dollar jährlich abwerfen, und steht zu hoffen, daß sie bald noch mehr abwerfen werden. 1866 zählte die Bevölkerung circa 12,000 Seelen.

Der fruchtbare Distrikt westlich von den Cascade-Mountains wird ungefähr 100 Meilen tief vom Puget-Sound und Hoods-Canal eingeschnitten, die schönste Wasserstraße für See-Fahrzeuge, die man sich nur denken kann.

Das sehr werthvolle Holz des Territoriums ist in Masse vorhanden und wird jetzt nach allen Theilen der Welt verschifft. Kein Land liefert besseres Holz zum Schiffsbau in solchem Ueberflusse und so billig.

Diese Hülfsquellen allein schon würden ohne andere den Wohlstand des zukünftigen Staates Washington sichern.

Außerdem kommen auch noch der Fischreichthum, der fruchtbare Boden und die wie für den Handel geschaffene Lage in Betracht.

Es bleibt ihm vorbehalten, einstmals eine wichtige Stelle am stillen Ocean einzunehmen und viel zur Hebung des Handels und der Wohlfahrt Californiens beizutragen.

Das Klima des westlichen Theils von Washington ist sehr feucht-kühl im Sommer und doch nicht kalt im Winter.

Eis bildet sich selten mehr, als 2 Zoll dick, noch hält es sich länger, als 2 bis 3 Tage. Die Sonne ist im Winter fast immer von Nebel und Wolken eingehüllt.

Das Klima hat viel Aehnlichkeit mit dem Englands, ebenso wie das von Californien im Allgemeinen mit dem von Italien vergleichbar ist.

Britisch Columbia hat eine Bevölkerung von 6000 Seelen; es wird dort jährlich eine Million an Goldstaub gewonnen und es besitzt in den Wäldern, welche die Ufer des Georgia-Golfs umgürten, einen reichlichen Schatz an Holz für den Schiffsbau. Der Boden ist nicht fett, weder auf dem Festlande, noch auf der Vancouver-Insel,

und das Land wird auch erst nachhaltiger bebaut werden, wenn das reichere Washington-Territorium urbar gemacht worden sein wird.

Der westliche Theil von Neu-Mexico und Arizana ist ödes und nicht zum Ackerbau geeignetes Land, jedoch reich an Mineralien, die vielleicht später eine große Bevölkerung anlocken können. Der westliche Theil und Neu-Mexico erhalten ihren Bedarf an Waaren aus San Francisco.

Die Bevölkerung von Utah beträgt circa 45,000 Seelen und unterhält einen lebhaften Verkehr mit Placer-Ville und Los-Angeles.

Die westliche Küste Mexiko's, nördlich von San Blas, hat eine Bevölkerung von etwa $1^1/_2$ Millionen Menschen; die dort importirten Waaren kommen ebenfalls meist von San Francisco.

Die Sandwichs-Inseln mit einer Bevölkerung von circa 70,000 Seelen, einschließlich 2000 Weißer, bieten ebenfalls guten Absatz für San Francisco's Erzeugnisse.

Einfuhr. — Die Einfuhr von Californien mag 55 Millionen pro annum betragen, es wird also ebensoviel importirt, als exportirt. Genaue Aufstellungen fehlen allerdings.

Wir wollen hier nur den Werth einzelner Artikel anführen, um einen ungefähren Begriff zu geben.

An Kleidern und Kleiderstoffen werden jährlich für circa 15 Millionen, an Lebensmitteln für vielleicht 3 Millionen, an Tabak ebenfalls 3 Millionen, an Eisenwaaren und an Metallgegenständen 4 Millionen 2c., zusammen etwa für circa 36 Millionen eingeführt.

In der Ausfuhr nimmt Gold den ersten Platz ein, doch ist, wie gesagt, die Summe nicht zu bestimmen.

Nach dem Golde können wir das Silber als den wichtigsten Ausfuhr-Artikel verzeichnen.

Zwar ist bisher noch sehr wenig Silber ausgeführt worden, aber es häuft sich so schnell an und ist so lästig in einem Lande, wo so wenig kleines Geld gebraucht wird, daß es nothwendig späterhin versandt werden muß. Jetzt schon discontirt man dasselbe mit 2 Prozent. Schon vor mehreren Jahren hat man große Quan-

titäten Waizen und Mehl ausgeführt. Im Jahre 1864 wurden 1,350,783 Säcke Waizen und 170,562 Fässer Mehl, im Werthe von 3,500,000 Dollar exportirt. In 1862 wurden nur für 2,500,000, im Jahr 1859 für 1,100,000, im Jahr 1858 für ungefähr 120,000, im Jahre 1857 für 70,000 Dollar ausgeführt. Man kann jedoch nicht erwarten, daß die Ausfuhr sich in diesem Verhältniß steigern wird und es scheint, als wenn sie ihr Maximum schon erreicht hätte.

Der ganze Werth der Ausfuhr von 1864 (ausschließlich der Metalle) betrug fast 7 Millionen.

Die Schifffahrt betreffend, so kamen im Jahr 1861 1989 Schiffe mit einem Gesammtgehalt von 599,233 Tonnen in San Francisco an, 25 Schiffe waren von England, 11 von Frankreich, 4 von Hamburg und 2 von Malaga, viele von Australien, China, Mexico und anderen Häfen des stillen Oceans, von letzteren meistens kleine Schiffe, während die von New-York, Boston und auch einige von China, beinahe ausschließlich Clipper, die besten Segelschiffe der Welt waren. Das mercantilische Geschäft ist zwar sehr lebhaft, aber vielen Conjuncturen unterworfen. Es gibt vielleicht kein Volk, das im Verhältniß zu der Einwohnerzahl einen so starken Import erhielt und so hohe Preise dafür zahlte.

Sendungen per Cap-Horn dauern Monate lang. Häufig ist es der Fall, daß mehrere reiche Geschäftsleute sich zusammen thun und gewisse Waaren aufkaufen, um die Preise in die Höhe zu schrauben und so den Markt zu beherrschen. In andern Ländern ist es unmöglich, genau die Masse der eingeführten Waaren zu kennen, die in größerer oder geringerer Quantität, in vielleicht 50 Städten aufgespeichert, hunderten von Kaufleuten und Fabrikanten angehören mögen. In Californien jedoch kommt die Masse aller Waaren in San Francisco zusammen und ist das Eigenthum von nur wenigen Personen.

Der dortige Handel ist deswegen viel speculativer und, obgleich gefährlich für die Unwissenden, doch einladend für kühne Unternehmer. Und hierin unterscheidet sich der Verkehr in Californien von dem anderer Staaten.

Geld wird schnell verdient und eben so frei und rasch wieder ausgegeben. Starker Wechsel im Geschäft und im Reichthum sind häufig. Gewagte Unternehmungen charakterisiren das ganze Handels-System. Die meisten Geschäftsleute sind jung und stehen meist noch immer unter dem Einflusse der fieberhaften Erregtheit der 48r Zeit (das Jahr, in welchem das Gold entdeckt wurde). Reichthum durch Erbschaft ist unbekannt. Die dortigen reichen Leute kamen unbemittelt nach Californien und liefern schlagende Beispiele für die Wahrheit des Sprichworts, daß dem Muthigen die Welt gehört. Unzufrieden mit dem Leben in Europa und in den östlichen Staaten, weil ihnen alles so langsam ging, kamen sie hierher, um eine größere Thätigkeit entwickeln und Geld schneller verdienen zu können.

In einer langsamen und sicheren Art Geld zu verdienen, paßt bis jetzt nicht dorthin; außerdem bietet der ungeregelte Zustand der meisten Geschäfte nicht dieselbe Sicherheit. Selbst in den kleinsten Kreisen zu San Francisco findet man immer einige Personen, die in den Minen gearbeitet haben und zwar unter der reichsten und intelligentesten sowohl, wie unter der geringsten Klasse Leute, die im Laufe der Zeit drei- oder viermal reich und dann wieder arm waren. Bald ist es eine Feuersbrunst, eine unglückliche Handels-Spekulation oder Erwerb werthloser Grundstücke, bald das Fallissement einer Bank, oder ein unglückliches Flume-Unternehmen, welche diesen Wechsel herbeigeführt haben.

Wenn Leute falliren, so verzweifeln sie nicht, um so weniger, wenn ein plötzlicher Umschlag im Geschäft es herbeigeführt; sie hoffen im Gegentheil, wieder reich zu werden; eine stattliche Zahl von Geschäftsleuten in Francisco sind schon einmal fallit gewesen.

Gerichtlich erklärte Insolvenzen sind im Verhältniß zu seiner Bevölkerung wohl nirgends häufiger, als in San Francisco. Wenn Jemand seine Insolvenz erklärt und um Erlassung seiner Schulden einkommt, so findet er Gewährung seiner Bitte, falls er nicht des Betrugs deutlich überführt werden kann. Ehe dieses geschieht, kann

er nicht einmal gerichtlich belangt werden, und so ist er in diesem gelobten Lande fast immer des Erfolges gewiß.

Es ist jedoch selten, daß ein Mann die Insolvenz anzeigt, so lange er noch Eigenthum besitzt, das er in Geld verwandeln könnte. Das äußerst liberale Insolvenzgesetz hat ohne Zweifel viel zu dem Spekulationsgeiste der Bevölkerung beigetragen.

Die Leichtigkeit, sich Credit zu verschaffen und die Unbeständigkeit des Geschäfts sind Ursachen, daß Bankerotte so häufig ausbrechen.

Auch in Bezug auf den Zinsfuß nimmt Californien einen eigenthümlichen Platz ein. Die Interessen sind hier nämlich höher, als irgend sonst wo. Für lange Dauer und auf erste Hypothek ist $1^1/_2$ Procent per Monat gebräuchlich, für kurze Dauer oder gegen im geringsten zweifelhafte Hypothek 2 bis $2^1/_2$ Procent monatlich. Die Gesetze bieten weder gegen Geldwucher noch sonstige sogenannte kaufmännische Spekulationen den geringsten Schutz. Derjenige, welcher Wucherzinsen zu zahlen sich verpflichtet, hat auf keine Rettung vom Untergang Seitens des Gesetzes zu hoffen.

Dieser hohe Zinsfuß kommt zum Theil von dem unbeständigen Domicil des Contrahenten her und Jeder wünscht sein Geld zu jeder Zeit haben zu können. Die Schwankungen des Marktes verführen die Kaufleute zu einer Unmasse von Spekulationen. Die Kaufbriefe über Grundstücke sind in vielen Fällen zweifelhaft, insofern sie den wirklichen und rechtlichen Besitz betreffen und der Kapitalist wird hohe Interessen auf ein solches Dokument verlangen.

Es ist Regel, daß Interessen da hoch sind, wo die Arbeitslöhne hoch stehen. So gibt es denn viele Leute, die Interessen bezahlen können und auch viele, welchen nach dem Luxus und den Bequemlichkeiten verlangt, die nur durch große Summen Geldes zu beschaffen sind. Die Löhne gewöhnlicher Arbeiter und Handwerker sind sehr hoch und ein großer Theil derselben läßt sich zu Spekulationen hinreißen, zu welchen das Geld erst geborgt werden muß. In San Francisco herrscht der eigenthümliche Gebrauch, Geld von einem „steamer day“ bis zum anderen zu borgen. Man versteht darunter denjenigen Geschäftstag, der der Abfahrt des Dampfschiffes nach

Panama vorausgeht. Fast jeder dieser Dampfer führt beinahe eine Million mit fort. Da der Dampfer früh Morgens ausläuft, so müssen alle Geschäfte schon am vorhergehenden Tage abgeschlossen sein und alsdann müssen die Importeure ihr Geld an die Häuser in den östlichen Staaten, von woher sie ihre Vorräthe beziehen, senden und zu dem Zwecke abliefern und deshalb ihre Abnehmer zum Bezahlen drängen; diese üben wiederum denselben Druck auf ihre Kunden, die Kleinhändler, aus, ja letztere drängen in Folge dessen ihre nachbarlichen Kundleute. Und so ist der Dampfschiffstag der Zahltag, und da alsdann Jedermann Geld erwartet, so ist dieser Tag ein bedeutungsvoller. Es gibt Leute, die eine Gewohnheit daraus gemacht haben, Geld von einem Steamertag zum andern zu borgen, also auf einen Zeitraum von 14 Tagen, und zwar auf Waaren, die in diesem oder jenem Hause lagern und wofür gewöhnlich 1—2 Procent gerechnet wird. Fast Jedermann borgt und verborgt Geld. Es gilt für keine Schande, Geld zu Wucherzinsen auszuleihen, auch wird es einem Kaufmann nicht übel genommen, wenn er Geld zu hohen Zinsen borgt, für den Fall, daß der Betrag klein und das Ziel kurz ist. Im Allgemeinen borgen aber die Kaufleute in Californien doch gar zu viel. Es gibt in San Francisco nicht weniger als 50 Handelshäuser, von denen jedes über 10,000 Dollar Zinsen pro annum zu bezahlen hat; ja ein Etablissement, welches vor nicht langer Zeit fallirte, hatte nicht weniger als 180,000 Dollar an Zinsen gezahlt. Die Farmer borgen gewöhnlich vor der Ernte Geld für die Früchte auf dem Halm, seltener nach der Erntezeit. Einer der einträglichsten Geschäftszweige im Staate ist der Fruchthandel. Der Commissionär leiht dem Farmer zu 2 Procent eine Summe Geldes, wofür letzterer demselben sein Getraide zur Aufbewahrung gibt.

Oft nimmt der Commissionär kein Geld, sondern Lagerzinsen, indem er sich einen Dollar Lagergeld per Tonne monatlich und 2 Procent Provision beim Verkauf vorbehält.

Landspeculationen. — Ein nicht minder wichtiges Geschäft sind die Landspeculationen und der steigende Werth des Grund-

eigenthums ist eine der vorzüglichsten Quellen des Reichthums. Der amerikanische Farmer, welcher in einen neuen District geht, kauft sein Land zu einem sehr billigen Preise und sieht es allmälich im Werthe steigen, und wenn es ihn nicht auch gerade immer reich macht, so sichert es ihm doch wenigstens eine angenehme und sorgenfreie Zukunft. So kostete z. B. Land in Illinois, welches vor ungefähr 16 Jahren mit $1^1/_4$ Dollar erstanden wurde, schon vor vier Jahren 50 bis 80 Dollar. Aehnlich ist es in allen westlichen Staaten. Diese Zunahme ist mit der Haupthebel zum raschen Bevölkern des Mississippi=Thales gewesen. Bedauerlicher Weise ist Californien dieser Wohlthat verlustig geworden durch den Umstand, daß die fruchtbaren Küstenthäler von der mexicanischen Regierung in großen Ranches abgegeben wurden, während zugleich die amerikanische Regierung Land in den Mineralbezirken zu verkaufen verweigert. Unserem Ermessen nach könnte die Regierung dies eben so gut thun.

Es gibt kein Papiergeld in Californien. Die Verfassung verbietet dasselbe und alle derartigen Bankgeschäfte. Banknoten sind dort niemals im Umlauf gewesen und die Entfernung von den Ländern dieses modernen Verkehrsmittels ist so groß, daß noch kein Versuch gemacht worden, es dort einzuführen.

In den Banken liegen große Vorräthe von Zehn=Dollarstücken, man trifft nichts als Gold und Silber. Größere Summen werden in Zehn=Dollarstücken bezahlt, und wenigstens $^3/_4$ Theile, wenn nicht noch mehr des cursirenden Geldes besteht daraus; diese größeren Stücke sind viel bequemer, als die in anderen Ländern üblichen kleinen Stücke. 1860 wurden 11,178,000 Dollar Gold geprägt, darunter 10,899,000 Doppel=Eagles. Kupfergeld gibt es hier nicht, ebensowenig Gegenstände, die für einen Cent gekauft werden könnten; das kleinste Geldstück ist ein Dime (10 Cent) $^1/_2$ Dime sieht man hier selten und wenn dieselben benutzt werden, so legt man gewöhnlich zwei zusammen, damit es ein ganzer gibt. Die Leute lieben das kleine Geld nicht, weil sie glauben, daß mit der Einführung desselben auch zugleich die Arbeitslöhne gedrückt würden

und die Zahl Derer ist nicht gering, die sich schämen, für $1/_2$ Dime etwas zu kaufen; man betrachtet $1/_2$ Dime in Californien mit mehr Geringschätzung, als einen Cent in New-York. Drei-Centstücke von Kupfer oder von Nickel gibt es nicht hier und werden nur vielleicht dann und wann als Curiosität dorthin verschleppt, haben auch gar keinen Werth, um Einkäufe damit zu machen. —

Gelegenheit zu Kapitalanlagen. — Die Gelegenheit, um Geld sicher in Californien anzulegen, ist, mit andern Ländern verglichen, nicht häufig. Die Hauptursache dieses Unterschieds kann man in der mangelhaften Beschaffenheit der Erwerbs-Documente und der sonstigen Unsicherheit des Geschäfts finden. Es gibt wohl keinen Platz in der Welt, wo man dem Kapital mehr Aufmerksamkeit zu widmen hätte, als in jenem Lande.

Der Umschwung im Geschäft ist ein so häufig wiederkehrender, daß selbst die kürzeste Vernachlässigung sogleich das ganze Vermögen in Frage stellt.

Californien ist ein sehr unsicheres Land, um Geld in den Händen von Unterhändlern zu lassen. Sie nehmen hohe Provisionen und wenden natürlich viel weniger Aufmerksamkeit dem ihnen anvertrauten fremden Interesse zu, als dem eigenen. Die Obligationen des Staates Californien werden in New-York verkauft und die Interessen sind dort zahlbar und fast alle sind sie in den Händen der dortigen Bevölkerung und der Europäer. Die meisten dieser Obligationen oder Bonds sind 7procentig, also nicht die halben Interessen, die in Californien gezahlt werden.

Das Obengesagte paßt zum großen Theile auch auf die Bonds der Städte und der Countys. Die Kapital-Zinsen sind zu niedrig für das Geld, wie es in Californien sich verwerthet.

Die Arbeit wird so hoch bezahlt, daß es nur wenige Fabriken giebt.

Die Landwirthschaft, in großem Maßstabe geführt, ist ein außerordentlich unsicheres Geschäft. Die Bevölkerung ist so klein, daß der Markt sehr leicht überfluthet wird und die Fracht nach den atlantischen Staaten und Europa ist so kostspielig, daß ein

Ueberfluß nur mit dem größten Verluste wieder zurückgesandt werden kann. So sind die Früchte zwischen San Francisco und Liverpool 4 bis 5 Monate unterwegs, während welcher Zeit ein ruinirendes Fallen der Preise eintreten kann.

Die Schwankungen der Getraide-Preise finden ihre Analogie bei den anderen landwirthschaftlichen Produkten, Hornvieh, Schaafe und Wein. Der Congreß verkauft kein Land für Bergbau, man kann solches nur dadurch erwerben, daß man seine Arbeitskraft auf die betreffende Scholle verwendet. Das Goldsuchen in großem Maßstabe ist gefährlicher, als der Betrieb der Landwirthschaft. Sobald ein Geschäft anfängt, einen sichern Profit abzuwerfen, so kommen Kapitalisten von Außerhalb her und nehmen Besitz davon; sie können mehr dafür bezahlen, weil das Geld dort theurer ist, als das mitgebrachte. In New-York bekommt man Geld zu 6 Procent, in Californien zu 18 Procent. Eine Eisenbahn oder ein anderes größeres Unternehmen wird sehr bald von ausländischen Kapitalisten betrieben und angekauft. Die Californier können erst mit ihnen concurriren, wenn ihr Geld billiger wird. So ist die See-Dampfschifffahrt das Eigenthum von New-Yorkern. Die Fluß-Dampfschiffe befinden sich meistens in den Händen der California-Steam-Navigation-Company, doch das Anlegen des Geldes ist auch bei letzterer starken Wechseln unterworfen und deshalb nicht rathsam.

Californien besitzt eigentlich keine Staatspapiere. Die meisten Kapitalisten in San Francisco legen ihr Geld auf Häuser und Grundstücke an oder leihen es auf Hypotheken aus.

Die Steuern sind sehr hoch, in keinem District unter 1 Procent jährlich, hier und da aber 4 Procent. Ja, wenn das Pflaster in den großen Städten reparirt wird, steigen die Abgaben oft auf 10 Procent des Eigenthums. Ein beträchtlicher Theil französischen und schweizerischen Kapitals ist in San Francisco von französischen und Schweizer-Banquiers angelegt und zwar meistens auf Hypotheken.

Im Verhältniß zur Größe, Bevölkerung und der Lebhaftigkeit des Geschäfts gibt es wohl in keinem Theile der Vereinigten Staaten

so wenig angelegtes Kapital und so wenig reales und persönliches Eigenthum in den Händen einzelner Personen oder Gesellschaften, als in den Minen-Bezirken Californiens. Das Zollamt zeigt, daß z. B. von 1858 bis 1862 für 550 Millionen Dollar Gold ausgeführt worden ist und Niemand, der mit den Geschäften und der Geschichte des Staates bekannt ist, wird den Betrag des nicht veröffentlichten Exportes viel geringer als 150 Millionen Dollar veranschlagen, und dennoch, was weisen all' die Minen-Districte bei jenem unermeßlichen Reichthum auf?

Zwar gibt es viele Straßen in den bergigen Gegenden, aber der guten sind wenige und diese sind noch obenein Privateigenthum und müssen Reisende sowohl als Waaren schweres Wegegeld zahlen. Ungeheuere Arbeiten der mannigfachsten Art hat man ausgeführt, aber nur mit der Aussicht auf augenblicklichen Profit ohne bleibenden Segen oder Verschönerung für das Land. Kaum sieht man ein elegantes Landhaus; die Städte in den Minen-Districten haben zwar eine Masse feuerfester und eleganter Gebäude, dennoch aber würde eine solche Stadt in den Staaten New-York oder Ohio sich wie ein Dorf ausnehmen. Wo man sich auch hinwenden mag in den Gold-Districten, nichts von der Anlage großer, dem Bedürfniß des Staates entsprechender Anlagen kann man sehen.

Das ganze Wirken der föderativen sowohl, als der inneren Regierung ist in Bezug auf die Minen-Districte nicht darauf hinausgegangen, den Staat, sondern nur einzelne Individuen zu bereichern, die niemals die Absicht hatten, dort zu bleiben, deren Interessen denen des Staates schnurstraks zuwiderliefen und denen auch überhaupt nichts geboten wurde, um sie zu fesseln. So erklärt es sich, daß die Minen-Districte, anstatt von Jahr zu Jahr reicher zu werden, mehr und mehr verarmen.

Die Kapitalisten leihen statt dorthin ihr Geld lieber nach San Francisco oder an die angebauten Districte und obwohl das Goldgraben seit zwei Jahrzehnten der Hauptgeschäftszweig war (die Silberminen sind jüngern Datums), ist mehr Geld dort angelegt, als in den ganzen Goldminen zusammengenommen.

Feuer- und Schiffs-Versicherungen bilden einen ausgedehnten Industriezweig; sie machen einen der großen Kanäle aus, durch welche das Kapital dem Handel zuströmt. Das Versicherungswesen bietet eine gesetzlich sichere und vortheilhafte Kapital-Anlage.

Allerdings haben nur einige kleine Gesellschaften in Californien ihren Sitz und beinahe alle Versicherungen werden von Häusern in den östlichen Staaten und in Europa besorgt, welche durch Agenten vertreten sind.

Man rechnet, daß nicht weniger als 600,000 Dollar auf diesem Wege jährlich dem Lande abgezapft und vielleicht nicht 200,000 als Entschädigungssumme ausgezahlt werden; die übrigen 400,000 Dollar bleiben in den Händen der menschenfreundlichen Versicherer. Die Wahrheit dieser Angabe gründet sich auf fortgesetzte Beobachtungen. Im Jahre 1860 wurden 162,000 Dollar an Entschädigung ausgezahlt, ein schon ungewöhnlich hoher Betrag. Die durchschnittliche Prämie beträgt $1^1/_2$ Procent, die niedrigste $^3/_4$ und die höchste 3 bis 4 Procent, während $^1/_4$ Procent im Durchschnitt die Verluste decken!!!

Verfassung und Rechtspflege.

Als ein Glied der Vereinigten Staaten genießt Californien dieselben Rechte wie alle anderen Staaten der Union. Die Union hat also die Oberhoheit. Jeder Beamte muß einen Eid leisten, daß er die Constitution der Vereinigten Staaten sammt der des Staates Californien befolgen will. Eine doppelte Treue wird also verlangt, die eine jedoch der anderen untergeordnet. Die Union hat das ausschließliche Recht, den Handel zu reguliren, Ausländer als Unterthanen aufzunehmen, Gold zu prägen, Verträge abzuschließen, über Krieg und Frieden zu beschließen, sowie eine Armee und eine Flotte zu unterhalten. Außer diesen souverainen Bestimmungen ist der Staat unabhängig. Die Regierungsform ist bekanntlich republikanisch. Alle Regierungsbeamten werden vom Volke gewählt. Der gesetzgebende Körper besteht aus zwei Häusern, welche getrennt ihre Sitzungen halten, und die Einwilligung beider ist nöthig, um einen Antrag zum Beschluß zu erheben.

Die längste Dauer für die oberen Staatsämter, sowie für die Abgeordneten sind zwei Jahre; viele Grafschafts-Beamten werden alljährlich gewählt. Die Wähler haben auf diese Weise eine unmittelbare Controle über die Regierung. Die Richter des obersten Gerichtshofes und der Distrikts-Gerichte werden vom Volk auf sechs Jahre gewählt. Das Stimmrecht ist allgemein, d. h. jeder Bürger von weißer Farbe wählt. Kein Grund-Besitz oder Besteuertsein ist erforderlich, um wählen zu können oder ein Amt zu bekleiden.

Die Stellung der Farbigen hinsichtlich der bürgerlichen Rechte war bis zum letzten Kriege so, daß, während die Weißen vor dem Gesetze gleich waren, Neger, Indianer und Chinesen weder wählen noch vor dem Gerichte gegen Weiße zeugen konnten. Selbst in Criminalfällen reichte $^1/_8$ Negerblut und $^1/_2$ Indianerblut, bei Civilsachen $^1/_2$ von dem einen oder dem anderen hin, die Zeugen-Aussage gegen einen Weißen zu entkräften. Nach der vollständigen Abschaffung der Sclaverei sind diese Bestimmungen natürlich weggefallen.

Die Gesetze Californiens sind für den Schuldner außerordentlich günstig. Das Haus oder der Theil des Hauses, was der Frau vor ihrer Verheirathung gehörte und was ihr später zufiel, die Möbel bis zum Werthe von 200 Dollar, die zum Erwerb erforderlichen Werkzeuge, Pferd und Wagen des Bauers, die Bibliothek des Advokaten, sind von der Pfändung ausgeschlossen. Ein verheiratheter Mann, eine Wittwe, ein Wittwer mit Kindern, jedes Familienhaupt ist zu einer Wohnung von 5000 Dollar Werth berechtigt, welche die Gläubiger nicht verkaufen dürfen.

Einem unverheiratheten Schuldner kann eine Wohnstätte von 1000 Dollar Werth nicht genommen werden. Solche Gesetze kommen zwar wenigen armen, rechtschaffenen Leuten zu gute, öffnen aber auch der Schurkerei und dem Betruge Thür und Thor.

Ein Schuldner darf, wie gesagt, ein elegantes Wohnhaus zu 5000 Dollar besitzen, das reiche Mobiliar ist sicherlich von einer Freundin seiner Frau, schon vor letzterer Verheirathung, ihr geschenkt worden, ja sie darf eine abgesonderte Besitzung behalten und trüge

dieselbe jährlich 10- bis 20,000 Dollar ein; das würdige Paar lebt in Ueberfluß und Luxus, und doch ist nichts da, woran sich die Gläubiger halten könnten.

Gefängnißstrafen wegen Schulden werden nur in Fällen von directem Betrug erkannt; aber die Beschaffenheit der Gesetze erschwert die Beweisführung ungemein. Wenn Einer durch falsche Vorspiegelungen Geld erschwindelte, welches, beiläufig gesagt, die gewöhnlichste Art und Weise ist, Schulden zu machen, so darf der Vertheidiger des Angeklagten das Ohrenzeugniß als zur Ueberführung ungenügend erklären und einen schriftlichen Beweis verlangen. Genug, der Schuldner ist so geschützt, daß es erscheint, als ob die Gesetze von erfahrenen Schwindlern gemacht wären, welche sich dadurch für die Folge selbst gesichert hätten.

Dem Gläubiger gegenüber ist, als wäre er der Feind des Publikums, jede Vorsicht getroffen, während die gewissenlosesten Schuldner so behandelt werden, als bildeten sie den Kern des Staates und als wolle man sie noch zu ihrer sauberen Art, Geschäfte zu machen, ermuntern. Solche Gesetze geben Veranlassung zu übertriebenen Speculationen, ehrliche und vorsichtige Leute leiden darunter, die Geschäfte kommen in Unordnung und rücksichtslose Abenteurer und elende Wichte gelangen zu Einfluß und Stellen, die sie niemals haben sollten.

Das Eigenthum, welches dem Manne oder der Frau vor der Heirath zugehörte oder durch Geschenk oder Erbschaft nach derselben hinzukam, ist kein gemeinschaftliches; was jedoch in der Ehe auf andere Art und Weise erworben wurde, ist gemeinschaftliches Eigenthum. Der Mann hat jedoch nur die alleinige Controle darüber und darf ohne die Einwilligung seiner Ehehälfte, außer der Wohnstätte, davon verkaufen, was ihm beliebt, ein Kaufbrief aber über das Haus ohne Unterschrift der Frau ist null und nichtig. Der Mann besorgt die Verwaltung des gesonderten Eigenthums, aber die Frau darf das Gericht angehen, ihr Eigenthum in die Hand eines Vertrauensmannes zu legen, den sie selbst wählen kann. Zum

Verkauf des der Frau zustehenden Vermögens müssen beide, Mann und Frau, einwilligen.

Die Gesetze Californiens wie die Gewohnheiten und Sitten begünstigen nicht die Fortdauer und den dauernden Zusammenhalt des Reichthums in den Familien; das Recht der Erstgeburt existirt nicht und alle Kinder erben zu gleichen Theilen.

$^4/_5$ Theile des Landes in Californien sind Eigenthum des Congresses, welcher dasselbe von Mexico vertragsmäßig an sich gebracht hat. Dieses Land liegt in den gebirgigen und in allen nicht angesiedelten Distrikten des Staates, ist zum größten Theil vermessen und, mit Ausnahme des an Mineralien reichen Bodens, für 1 Dollar 25 Cent für Jedermann feil, und zwar in Lots-Antheilen von 40 oder jeder beliebigen durch 40 zu multiplicirenden Anzahl von Aeckern.

Der achtzehnte Theil des Landes wird zu Schulzwecken verwendet und wird auch zu 1 Dollar 25 Cent in Schuldverschreibungen abgelassen. Das meiste in Privathänden sich befindende Land ist den Eigenthümern noch vor 1846 von der mexicanischen Regierung zu Lehen gegeben worden.

Solcher Lehen giebt es 813, die einen Raum von 9,828,181 Acker einnehmen; von diesen sind ungefähr 150 mit 3 Millionen Acker schließlich zurückgewiesen und außerdem eine Anzahl bis jetzt noch nicht ganz bestimmt zugetheilt worden. Diese Lehen bestehen nur aus großen Strecken Landes (ranchos), durchschnittlich 12,000 Acker oder 3 Quadrat-Leagues groß; sie wurden nicht nach dem Acker gerechnet, sondern nach den Quadrat-Leagues, welche 4438 Acker enthalten.

Jeder Ranch hat seinen eigenen Namen, denn es war allemal eine kleine Grafschaft, und diese Namen sind unter der amerikanischen Regierung in vielen Fällen auf Städte und Landschaften übergegangen. Bedingungsweiser Besitz, wie derselbe in Europa so häufig vorkommt, ist äußerst selten, zum Theil sogar gesetzlich verboten. Es giebt keine Belehnung auf Lebenszeit; dergleichen Verhältnisse haben für länger als 10 Jahre keine Gültigkeit; nur auf städtische

Grundstücke kann auf 20 Jahre contrahirt werden. Alle Uebertragungen von Grundeigenthum werden in einem Regierungs-Archiv niedergelegt; ohne dies können sie auf keine andere Person übertragen werden.

Eigenthumsrecht über die Mineralien ist immer eine viel bestrittene Frage gewesen, namentlich in denjenigen Fällen, wo das Land noch von der mexicanischen Regierung verliehen wurde.

Nach den mexicanischen Gesetzen war dies allerdings nicht der Fall, aber nach der Entscheidung des höchsten Gerichtshofes in Californien ist es so. Das mexicanisch-spanische Gesetz paßt für das amerikanische System durchaus nicht. Gesetzlich sind die Minen für Jedermann offen, für Männer wie für Weiber, Bürger wie Ausländer, Weiße oder Farbige.

Jeder darf von einem noch nicht occupirten Stück Land, worin sich Goldquarz oder Paydirt befindet, Besitz nehmen, und wenn das Stück nicht größer ist als es der Gesetzesbrauch vorschreibt, so hat er ein legales Recht darauf, so lange er es bearbeitet. Nur der Ausländer hat 4 Dollar monatlich für die Licenz-Berechtigung zu zahlen. In manchen Bezirken dulden aber die weißen Goldgräber die Chinesen nicht unter sich, und das legale Recht der letzteren wird von dem gemeinen Volke durchaus nicht respectirt. Zwar giebt es kein ausdrückliches Gesetz darüber, welches die Minen für alle Welt offen hielt, aber die Absicht der Regierung geht deutlich aus den Debatten im Congreß hervor, und thatsächlich steht fest, daß Niemanden ein Hinderniß beim Goldgraben in den Weg gelegt werden soll. Das ganze Congreßland im Staate, außer den Golddistrikten, ist der Landwirthschaft geöffnet, aber die Minen sind für die Goldgräber reservirt, von welchen der Congreß niemals eine Steuer oder einen Gewinn-Antheil verlangt hat.

Die Goldgräber haben ein Recht auf das Land nur so lange sie es bearbeiten.

Die Flächen-Größe ist in den verschiedenen Distrikten auch unterschiedlich und hängt von den dort herrschenden Bestimmungen und Gewohnheiten ab.

Jene Bestimmungen werden vom Staate anerkannt, insofern sie nicht im Widerspruch mit der Constitution stehen. Die Quarzclaims sind gewöhnlich 200 Fuß lang und folgen dem Laufe der Ader oder der Lage. Hier und da hat der Goldgräber 100 Fuß auf jeder Seite der Ader, so daß er von den Nachbarn nicht in seinem Geschäftsbetriebe gestört wird. Anderwärts wieder ist es nur die Breite der Schicht. In den Placerminen kann innerhalb einiger Fuße von dem Platze, wo gearbeitet wird, ein Fremder sich festsetzen und in die Arbeit störend eingreifen. An den Flüssen hat ein Claim gewöhnlich eine Front von 50, 100 oder 200 Fuß, und nimmt die ganze Breite der Bar hinweg. Tunnelclaims haben ähnliche Frontlängen an der Bergwand, und gehen bis zur Mitte, oder quer durch, und zwar parallel mit der Richtung, in welcher der Tunnel angelegt ist. Claims in kleinen Schluchten schließen die Schlucht auf eine Entfernung von nicht mehr als 300 Fuß ein. Personen, welche neue Minen oder Goldquarz entdecken, sind zu zwei Claims berechtigt.

Die Art und Weise, um ein Claim in Besitz zu nehmen, ist höchst einfach. Nachdem der Goldgräber Boden gefunden, der noch nicht „geclaimed“, steckt er denselben mit Pflöcken ab, und befestigt an einem derselben ein Stück Papier, das ungefähr folgende Notiz enthält:

Hiermit nehme ich, behufs Goldgrabens, Besitz von diesem Stück Boden, 100 Quadratfuß, von welchem dieses die nordöstliche Ecke bildet, und dessen andere Enden gleichfalls durch Pflöcke bezeichnet sind *).

Er geht alsdann zu dem Districts-Beamten, ersucht ihn um Aufzeichnung eines Protokolls und zahlt dafür ½ Dollar Gebühr. In manchen Districten muß der betreffende Beamte mitgehen, um

*) »I hereby lay claim, for mining purposes, to a piece of ground a hundred feet square, of which this is the northeastern corner, the other corners being marked by stakes.«

sich zu überzeugen, ob das betreffende Claim nicht schon bereits beansprucht worden.

Auch wird an manchen Orten verlangt, ein mit der Protokoll-Nummer versehenes Blech auszuhändigen, oder das ganze Claim mit einem Graben zu umziehen; gewöhnlich reichen jedoch eine einfache Notiz und eine Protokoll-Aufnahme hin, um dem Goldgräber das Eigenthumsrecht gegen jeden Dritten auf so lange zu sichern, als er das Stück Land bearbeitet. Thut er letzteres nicht, so verfällt sein Recht.

Die Zeitdauer, auf welche ein Betrieb stattfinden muß, um dieses Recht zu sichern, ist verschieden; sie richtet sich nach der Mächtigkeit der Schicht von Dammerde und der daraus folgenden größern oder geringern Leichtigkeit der Bearbeitung.

Aber auch die größten schon geschehenen Vorarbeiten vermögen oft das dadurch erworbene Recht nicht zu sichern. Das Recht auf solche Gruben, die nur während 6 Monate des Jahres den Betrieb möglich machen, kann auch nur während dieser Arbeitssaison in Verfall gerathen.

Es steht nicht anzunehmen, daß ein Goldgräber das Claim in einer trockenen Schlucht im Sommer bearbeiten wird, ebensowenig wie im Winter das an einem Flusse. Die gesetzlichen Bestimmungen gründen sich auf die gesunde Vernunft, und sind der Bequemlichkeit der Goldgräber sowie den Interessen des Bergbaues angepaßt.

Auf Handlungen, welche von fleißigen, vernünftigen Menschen gebilligt werden, finden auch keine strafrechtlichen Bestimmungen Anwendung. Es giebt tiefe Minen, die nicht auf einmal in Angriff genommen werden können; hier müssen die dem Platze, wo das Wasser auslaufen kann, zunächst liegenden Stellen zuerst in Angriff genommen werden.

In einem solchen Falle kann das Recht auf das andere Ende des Claims erst in Verfall gerathen, wenn die Möglichkeit vorhanden daran arbeiten zu können, und flössen auch Jahre darüber hin.

Ebensowenig braucht der Eigenthümer persönlich in dem Claim zu arbeiten.

In dem Esmeralda-Silberdistrict sichert die Arbeit, sobald sie einen Betrag von 75 Doll. abgeworfen hat, den Besitz auf immer. Fast überall kann der Goldgräber nur ein Claim für sich selber beanspruchen, jedoch eine unbeschränkte Anzahl käuflich erwerben; auch nachdem er ein Claim ausgebeutet oder verlassen hat, kann er sofort ein anderes in Angriff nehmen.

Die Art des Claimens in den Silberminen ist ganz dieselbe, wie in den Goldminen. Für die Nutzbarmachung des fließenden Wassers giebt es gar keine Beschränkung; so kann Jemand den größten Gebirgsfluß, ja ein Dutzend Flüsse für seine Arbeit in Anspruch nehmen, und nicht allein das Wasser, sondern den ganzen dazu erforderlichen Platz noch obenein; er darf Reservoirs von 100 Acker Flächenraum und 100 Meilen lange Graben ziehen. Und Eintreiben von Pfählen, welche das Projekt des Grabens bezeichnen, und das Anheften einer Notiz über seine Absicht und die Zeit, wann er diese Arbeit beginnen will, ist Alles, was hiergegen verlangt wird. Wenn nun auch eine einzelne Person Eigenthümer von solchen ausgedehnten Werken sein könnte, so zeigt doch die praktische Erfahrung, daß solche fast immer nur von großen Gesellschaften angelegt und betrieben werden.

In Californien herrscht die Civilehe, welche rechtsgültig wird durch die Erklärung des Mannes, wenn er das 21. Jahr zurückgelegt hat, und die Zustimmung der Braut, wenn sie über 18 Jahre alt ist. Keine Einwilligung der Eltern oder Consens von Vorgesetzten oder dergleichen Personen, keine kirchliche Einsegnung, kein Amtssiegel, noch die Gegenwart von Zeugen vor Gericht ist nöthig.

Wenn eine oder die andere Partei das erwähnte Alter noch nicht erreicht hat, so ist allerdings die Einwilligung der Eltern oder deren Stellvertreter erforderlich.

Obgleich nun das Gesetz keine Ceremonie vorschreibt, so ist es doch noch häufig Brauch, den Priester, bezw. den Pfarrer, die kirchliche Trauung vollziehen zu lassen. Ehebruch, fortgesetzte Trunk-

sucht, die äußerste Grausamkeit, böswilliges Verlassen, wenn nach zwei Jahren keine Rückkehr eintritt, Ueberführung eines entehrenden Verbrechens, und eine dem Zweck der Ehe hinderliche Körperbeschaffenheit begründen Scheidung. Es herrscht vielfach die Klage, daß die Gesetze Californiens die Ehescheidung zu leicht machen, aber die öffentliche Meinung ist dem jetzigen Gesetze über die Ehe doch zugethan.

Die bürgerliche Gesellschaft.

Nach dem Census von 1860 betrug die Bevölkerung 400,000 Seelen, von denen 340,000 Weiße, und 60,000 Farbige waren. Von Letzteren waren 50,000 Chinesen, 3000 Neger und Mulatten und 7000 Indianer.

Die Indianer halten sich meist von den Weißen fern und befinden sich in einem Zustande vollkommener Wildheit, die Neger leben in den großen Städten, die Chinesen zum größten Theil in den Minen und in San Francisco.

Unter der weißen Bevölkerung gab es circa 150,000 Männer und 95,000 Frauen und 90,000 Minderjährige und Kinder. Die männliche Bevölkerung widmete sich zu ziemlich gleichen Theilen dem Bergbau und der Landwirthschaft. Frauen fand man jedoch in weit größerer Anzahl in den Ackerbau-Districten.

Im Januar 1848, also 12 Jahre vor jener Aufstellung, überstieg die ganze weiße Bevölkerung nicht die Zahl 15,000, wovon $^2/_3$ spanischer Abkunft waren. Von den 400,000 Einwohnern im

Jahre 1860 waren also circa 352,000 Einwanderer und Goldgräber. Man konnte die im Lande Geborenen zu höchstens 5 Procent veranschlagen.

Ihrer großen Mehrzahl nach muß man die Californier als intelligent bezeichnen.

Aeußerst selten möchte es sein, einen des Schreibens unkundigen Weißen zu finden. Dies ist ganz natürlich. Es sind meist Leute, die weit gereist waren und die weder zu den ärmsten, noch zu den moralischen Schwächlingen gehören. Die Meisten von ihnen hatten schon viel von der großen weiten Welt gesehen, ehe sie einmal nach Californien gelangten, der vielen Hin= und Herfahrten in jenem Staate selbst zu geschweigen.

Wir selbst unternahmen in jener Zeit eine Reise um das Cap-Horn, welche sehr lang und höchst abenteuerlich war. Wir segelten von New=York aus und erreichten unter mancherlei Unfällen, nach einer Fahrt von 11½ Monat, San Francisco und hatten gleich das Unglück, diese Stadt bei unserer Ankunft von einer Feuersbrunst vollständig verheert zu sehen. Dies war am 4. Mai 1851. Es würde hier zu weit führen, diese meine Reise mit all' ihren interessanten Begebenheiten wieder zu geben. (D. Ueb.)

Der Californier ist muthig, thätig und willenskräftig, was sich im Reden durch eine gewisse Raschheit, den rechten Ausdruck zu finden und durch sein schnelles Sprechen bekundet. Er säumt auch nicht, Beleidigungen zurückzugeben, er schreitet stets mit Waffen einher, die nur zu oft auf eine verhängnißvolle Weise gebraucht werden. Leutselig, sans facon, ohne Rückhalt im Verkehr mit Bekannten wie mit Fremden, wird man stets den Californier sich geben sehen. Für den Uebersetzer dieses war es auch namentlich das Leben in den Goldminen, das etwas ungemein Anziehendes hatte und mit den socialen Verhältnissen in einem anderen Lande oder in den östlichen Unionsstaaten gar nichts Aehnliches darbot. Intelligente Kräfte aus Europa waren nach den wunderlichsten Kreuz= und Querzügen hier zusammen geströmt. Namentlich waren es die arbeitslosen Tage der Regenzeit, wo sich die Deutschen in kleineren oder größeren

Kreisen in traulichem Verkehr zusammen fanden. So z. B. machte sich ein junger Deutscher, der ebenfalls nach dem die Welt regierenden Metall zu spüren hierher gekommen war, ungemein verdient, indem er seinen Landsleuten die schönsten Piecen aus den beliebtesten Opern, zu denen er sich die Noten zu verschaffen gewußt, mit Virtuosität auf der Geige vortrug. Und auch die kleinen Portraits und Bildchen eines gewissen jungen Künstlers *) waren selbst in weiten Kreisen bekannt. Zu des Letzteren angenehmsten Reminiscenzen gehörte u. A. die der Bekanntschaft eines kurhessischen Offiziers außer Diensten, der sich hier befand. Vor Allem aber war es wiederum ein Göttinger Mediziner, welcher in höchst humoristischer Weise die Rathlosigkeit und Charlatanerie der Jünger Aeskulaps vorzuführen pflegte. Wir sind jetzt noch im Besitze einiger seiner literarischen Ergüsse; es würde uns jedoch zu weit führen, hier etwas davon anzuführen und beschränken wir uns deshalb darauf, nur flüchtig und im Allgemeinen das Thema seiner Launen anzudeuten.

Er hatte bei seinen medizinischen Autoritäten dem Lotteriespiel der Therapie einige Jahre zugesehen und bei seiner eigenen nervösen Krankheit schließlich die Erfahrung gemacht, daß man durch *keine* geheimnißvollen Mixturen Gesundheit und Kraft erlangen könne, obgleich er die ganze Apotheke fast ausgebraucht.

Bei der Erkenntniß dieses falschen Wahnes, sagte er, entschloß ich mich zur vernünftigen, naturgemäßen Lebensweise und habe seitdem nie wieder ein Recept machen lassen und habe mich stets bei allen Unpäßlichkeiten durch Wasser und gesunde Nahrungsmittel ad integrum restituirt. Auch waren wir alle zu vernünftig, um das Gold nach Paracelsus als Specificum gegen Herzkrankheiten, weil es mit dem Herzen harmonirt, lege artis zu verschlucken. Ebenso wendet Keiner den Guano als Arzneimittel an. Der Hocuspocus, die Charlatanerie der privilegirten Medicin mit giftigen Mitteln muß endlich zum Wohle der Menschheit ganz aufhören. Dabei recitirte er die bekannte schönste Ode:

---

*) Ein und dieselbe Person mit dem Uebersetzer.

Odi profanum vulgus et arceo:
Favete linguis: carmina non prius
Audita. Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto etc.

Diese Bemerkungen mögen hier genügen, um dem Leser zu beweisen, daß sich dort vorurtheilsfreier ausgesprochen wird, als in irgend einem Theile der Welt.

Dieses gilt jedoch nicht von jedem Einzelnen, sondern von dem Volke im Allgemeinen, verglichen mit anderen Nationen. Ein eigenthümlicher Volks-Charakter hat sich in so kurzer Zeit noch nicht bilden können, doch ähnelt der Charakter des Californiers ziemlich dem des Nordamerikaners, nur ist Ersterer frappanter, da die Bevölkerung so viele Männer im thatkräftigsten Alter aufweist, die in ihrem ganzen Thun und Lassen viel bestimmter und auch öfter wohl zum Abenteuerlichen geneigter sind. Leute, reich an den seltsamsten Erfahrungen, welche sie in fremden Ländern und unter fremden Völkern gesammelt, kommen hier zusammen und verkehren mit meist intelligenten und muthigen Leuten aus allen Climaten und Erdtheilen.

Der Californier ist deshalb durch und durch Weltbürger und entbehrt sonach als solcher ebensowohl der Tugenden, die aus der Liebe zu einem speciellen Vaterlande hervorgehen, als jene kleinen Schwächen des Bewohners der Provinz und des Spießbürgers.

Nirgends ist wohl der Ton des geselligen Lebens herzlicher und erwartet den Fremden ein freundlicherer Empfang, als in Californien. Er wird nicht gefragt, ob er einer hohen Familie angehört, ob er sich in vornehmeren Kreisen bewegte, noch ob er ein Bösewicht oder ein braver Mann ist; wohl aber kommt es sehr darauf an, ob er Anstand und Bildung besitzt und ein guter Gesellschafter ist, welches beweist, daß die Californier sich keineswegs von allen Zwang anlegenden Verhältnissen der gesitteten Gesellschaft losgesagt haben. Die Geschäfte sind von der Art, daß nicht einzelne Klassen oder Zweige allen Reichthum besitzen. Reiche Leute gibt es in allen Schichten der Bevölkerung. Dazu kommt, daß, wie schon gesagt, die Chancen des Glückes so rasch aufeinander folgen, daß, wer heute

reich war, nicht selten morgen arm ist und umgekehrt. Californien ist nun einmal vorzugsweise ein Land des Geschäfts; die Leute gehen dorthin, um viel, viel Geld zu verdienen und Jeder jagt nach diesem Ziele. In einem Lande aber, wo die Arbeitslöhne so hoch sind und der Verdienst so groß, hängt das Geschäft eines Mannes eben von der Zahl seiner Freunde und Gönner ab und so versucht Jeder, den Anderen zum Freunde zu haben.

Der Millionär in Europa behandelt seine Pächter als Untergebene, in Californien erwartet man vom reichsten Besitzer, daß er sie wie Seinesgleichen behandele.

Alles dieses bildet einen mächtigen Schutz gegen die Herrschaft des Kastengeistes. Der splendide Tagelohn, die wenig säßhafte Lebensweise, ein zahlreich vertretenes Junggesellenthum, neben welchem die geheiligte Institution der Familie nicht recht fortkommen will, schwächen im großen Ganzen mehr und mehr die letzten moralischen Halt- und Stützpunkte ab, welche Einwanderer aus alten Ländern noch im Herzen mit sich brachten und so kann es nicht fehlen, daß auch unter den Frauen dort fast alle Gêne schwindet, von der in den Oststaaten, und besonders in Europa, ihre Achtung abhängt, zumal sie sich in entschiedener Minderheit befinden und äußerst flattirt werden.

Die öffentliche Meinung, die vielgerühmte Wächterin der Sitten, von der man sagt, daß sie viel mächtiger sei, als das geschriebene Gesetz, muß aber, falls sie wirklich eine Macht bildet, in einem Staate viel von ihrer Kraft einbüßen, dessen Einwohner so häufig ihren Wohnsitz wechseln. Viele Männer, in Blockhäusern oder in Hotels wohnend, ohne ihnen nahe stehende weibliche Personen, entbehren des gesegneten Einflusses eines sittlichen Familienlebens, oder doch wenigstens einer dem Gemüthe wohlthuenden Häuslichkeit. Es ist nicht ungewöhnlich, daß verheirathete Frauen in Begleitung von jungen, unverheiratheten Männern in Gesellschaften oder auf Bälle gehen. Die Mädchen fangen schon im 15. Jahre an, in Gesellschaften zu gehen und solche zu empfangen, ja begeben sich mit jungen Männern zum Tanze und an andere öffentliche Vergnügungs-

plätze. Welch' beklagenswerther Fehler! In der Erziehung wird den jungen Mädchen in den Vereinigten Staaten schon zu viel Freiheit gelassen, aber noch mehr ist dies in Californien der Fall, wo ihre Entwickelung außerdem noch eine viel frühere ist und die elterliche Ueberwachung eine weit strengere sein sollte.

Die größte Zwanglosigkeit in einer Gesellschaft, der aufregende Charakter des Geschäftslebens, das milde Klima, die höchst interessanten Beziehungen im bürgerlichen Leben jenes Staates, wo man in zwei Jahren mehr sieht und erfährt, als in alten Ländern während eines ganzen Jahrzehntes: dies Alles hat Leuten, die dort einmal gewohnt haben, eine besondere Anhänglichkeit an Californien eingeflößt. Viele, welche Californien verließen, um den Abend ihres Lebens in der Heimath zu verbringen, sind dorthin zurückgekehrt, weil sie sich nicht mehr mit dem ungleich ruhigeren und einförmigeren Gang der Dinge befreunden konnten. —

Vergnügungen. — In San Francisco selbst herrscht viel öffentliches Gepränge und andere Schaustellungen, Processionen u. dgl. Am Tanzen findet dort alle Welt großes Vergnügen. Die Kinder der öffentlichen Schulen haben schon ihre Picknicks, Mai- und Weihnachtstänze; das Schauspiel und die Oper werden stark frequentirt, mehr aber noch die Billards, welche man überall findet. Selbst auf manchem kleinen Dorfe trifft man in dem einzigen Wirthshaus ein gutes Billard. In San Francisco giebt es zahlreiche Etablissements mit je 8 bis 12 der elegantesten Billards, die beständig besetzt sind. Die kühlen Nächte längs der Küste sind für das Tanzvergnügen selbst im Sommer günstig.

Zu den gebräuchlichsten Vergnügungen gehört auch das „nach dem Osten-Gehen." Wohl zehntausend Californier reisen alljährlich nach den östlichen Staaten, um Freunde oder Verwandte zu besuchen. Der Yosemitfall, die Mammuths-Haine von Calaveras und Mariposa, die Alabaster-Höhle, die Geyser von Sonoma, die Schwefelquellen von Napa, die warmen Quellen von Almeda, und im September und October, wenn die Trauben reif sind, gehören die

Städte Sonoma und Los-Angeles zu den nobelsten Ausflugtsorten im Staate selbst.

Spiel wurde noch im Jahre 1854 in allen Städten öffentlich getrieben; jetzt ist es verboten und wird als Vergehen angesehen; nur im Geheimen mag es zuweilen noch vorkommen.

Wettrennen finden nicht selten statt und der Staat besitzt eine Anzahl der besten Vollblutpferde, welche existiren.

Vor mehreren Jahren waren Stiergefechte und Kämpfe zwischen Bären und Ochsen nichts Ungewöhnliches, jetzt aber hört man nichts mehr davon.

Der Californier führt eine höchst luxuriöse Lebensweise und macht sich sein Leben so viel wie möglich zu Nutzen. Jeder strebt nach einem schönen Wohnhause, elegantem Tischgeschirr, feinen Mahagoni-Möbeln und Teppichen; auch selbst der gewöhnliche Handwerker und Arbeiter führt einen guten Tisch. Man kleidet sich mit wenigen Ausnahmen sehr fein; die Frauen gehen fast alle in Seide einher; Fuhrleute und Waschfrauen tragen oft goldene Uhren. In jeder Berufsart sieht man Leute sich bereichern, und Geizhälse sind kaum zu finden.

Frei von großer Hitze und strenger Kälte, und doch mit beständig frischem Winde, ist das Klima des Staates ein gesundes zu nennen. Doch machen einige sehr hoch- und einzelne sehr tiefgelegene Orte hiervon eine Ausnahme. Nur in den Goldminen giebt es, außer Fieber, viele rheumatische, nervöse und andere Körperleiden; Augenübel findet man häufig, sie werden wahrscheinlich durch den bei der Trockenheit der Luft reichlich herrschenden Staub, durch die Sonnenstrahlen und das Abdampfen des Quecksilbers verursacht. Die an der Küste herrschenden dichten Nebel machen den dortigen Aufenthalt für Lungenleidende gefährlich.

Die Gesundheit der dortigen Frauen im Allgemeinen ist nicht zu rühmen. Die jungen Mädchen sind beinahe alle außerordentlich schön, aber mit 24—25 Jahren verblühen sie rasch und verlieren jede Spur von Schönheit. Man sieht häufig die 30—35 Jahr alten Frauen, die ein oder zwei Kinder von 10—12 Jahren haben,

aber keine, welche jünger sind; ein Umstand, der mit dem oben Gesagten wohl in tiefinnerlichem Zusammenhange stehen möchte. Die eingebornen, sowie die irischen Frauen haben viele Kinder, die amerikanischen nur wenige. Man spricht von zahlreichen Fällen, daß Eheleute, die lange Jahre hindurch in anderen Ländern kinderlos geblieben, ein Jahr nach ihrer Ankunft in Californien Kinder bekamen. Auch kommen Zwillingsgeburten ungemein häufig vor. Es herrscht dort, wie schon gesagt, ein Mißverhältniß in der Zahl der Männer und Frauen, indem es an letzteren sehr mangelt. An unglücklichen Frauen aber fehlt es darum auch nicht in Californien, und Ehescheidungen kommen in erschreckender Menge vor. Ihre viel geringere Zahl macht die Frauen so zu sagen zu einem gesuchten Artikel, und wird eine von ihrem Manne schlecht behandelt, so kann sie sehr leicht einen finden, der sie besser behandelt; sie wird also um Ehescheidung einkommen, wohingegen sie sich in einem anderen Staate immer noch einer viel gröberen Behandlung hätte unterwerfen müssen, ohne eine Trennung herbeiführen zu können. Auch hier tritt der Ueberfluß des Geldes wieder recht sichtlich zu Tage. Um eine Ehescheidung durchzuführen, können Viele in anderen Ländern die erforderlichen Kosten nicht bestreiten. Im Jahre 1860 allein waren es 85 Ehescheidungen, die in St. Francisco eingereicht wurden, und bei denen zu drei Viertheilen die Frauen die klagende Partei waren. Das Verhältniß in den Counties ist so ziemlich dasselbe.

Der Staat hat freigebig für die Erziehung gesorgt. Volksschulen, die frei für alle weißen Kinder sind, werden aus dem Staatsschatze unterhalten, und eine große Summe ist zu diesem Behufe in der Verfassungsurkunde für unantastbar erklärt. Die öffentlichen Schulen in San Francisco werden nicht übertroffen. Die auf dem platten Lande sind vielleicht etwas geringer, doch jedenfalls nicht schlechter, als andere Dorfschulen. Aber Knaben und Mädchen werden zusammen unterrichtet, jedoch schickt man die Mädchen von 11 oder 12 Jahren gewöhnlich in Privatschulen. Die Katholiken in San Francisco haben ihre eigenen Lehranstalten, die sie selbst bezah-

len. Zwar hat die Verfassung die Gründung einer Universität für den Staat gewährleistet, aber es existirt dermalen eine solche noch nicht. Es giebt bereits eine Anzahl höherer Schulen, die meist von Sekten unterhalten werden, doch sind selbige noch nicht zu besonderer Bedeutung gelangt.

Nachdem schon früher eine Menge schlechter Subjecte sich in Staatsämter und hohe Stellen hineinzudrängen und zu schleichen gewußt, organisirte sich 1851 das s. g. Vigilance-Commitee, bestehend aus einer Anzahl von Staatsbürgern, die es sich zur Aufgabe stellten, nach besten Kräften den Mangel einer tüchtigen Verwaltung und Rechtspflege zu decken, von deren elender Beschaffenheit man sich keinen Begriff macht. Nur so viel sei gesagt, daß sich unter den oberen Beamten Leute befanden, welche schon anderwärts schwere und gemeine Verbrechen begangen, und durch die Flucht sich vor Kerker und Hinrichtung nach Californien gerettet hatten. Diese fälschten auch die Resultate der politischen Wahlen, indem sie den Parteien dienten, von denen sie am reichlichsten bezahlt und bestochen wurden, und unter deren Majorität sie selber in ihren Stellen am längsten möglich waren. Aber jenes Comité bewährte sich nicht recht, und bestand nur eine kurze Zeit, und es blieb beim Alten, bis endlich die Sache 1855 ihren Gipfel erreichte. James Casey, ein oberer Beamter und ehemaliger Verbrecher, der sich durch Wahlfälschung zu einem früheren Posten verholfen, erschoß am hellen Tage und auf offener Straße einen Zeitungsredacteur, der Casey's saubere Thaten von A bis Z durch die Presse veröffentlicht hatte.

Die Kunde von dem tragischen Ende jenes Journalisten, der ein populärer Mann war, erregte die größte Entrüstung. Das Volk kam zu Hauf und resolvirte sich kurz. Aus 12,000 Bürgern organisirte sich ein bewaffnetes Corps von 9000 Mann, man wählte Officiere, errichtete ein Zeughaus und ein Fort. Der Gouverneur forderte sie auf, auseinander zu gehen und drohte mit militärischer Gewalt, aber man kehrte sich nichts daran, zog Casey aus dem Arrest, steckte ihn sammt einem andern Mörder in's Fort und hängte

nach kurzem Prozeß Beide. Ferner wurden viele wegen unterschiedlicher Verbrechen angeklagte Personen verhaftet, zwei andere wegen Mords hingerichtet und ein Dutzend des Landes verwiesen. Allen Strafen, die man verhängte, ging jedoch ein Verhör voraus. Der Gouverneur versuchte, die Miliz gegen das Comité aufzubieten, aber die Sympathie des Volkes für dasselbe machte diesen Schritt wirkungslos, und als er sich nach Washington wandte, erhielt er den Bescheid, man werde nicht interveniren, es sei denn, daß die californische Regierung mit dem Gouverneur gemeinschaftlich darum einkäme. Acht Monate hindurch blieb das Comité auf militärischem Fuße und man muß sagen, daß dasselbe mit Weisheit und Mäßigung wirkte. Nach seiner Auflösung widmeten sich dessen Mitglieder wieder ihren schlichten, bürgerlichen Geschäften. Man muß gestehen, daß diese Organisation beispiellos in der amerikanischen Geschichte dasteht, und trotzdem, daß sie im Widerspruch mit der Verfassung existirte, von einem gewissen Gesichtspunkt aus betrachtet, alle Würdigung verdient, indem sie den Einfluß vieler schlechten Menschen vernichtete, Leben und Eigenthum sicherte und dem ganzen gesellschaftlichen Leben einen besseren Anstrich verlieh, selbst die Finanzen dadurch eine heilsamere Regelung erhielten. Außerhalb der Stadt San Francisco hat niemals ein Vigilance-Commitee bestanden.

Zwar ist die s. g. Lynch-Justiz in vielen Fällen geübt worden, doch war dabei von etwas Organisirtem nicht die Rede. Im Innern des Landes geschieht so etwas nur vom Pöbel und sind diese Vorfälle neuerer Zeit selten geworden. Im Jahre 1855 waren es nicht weniger, denn 47 Menschen, die auf diese Weise abgethan wurden.

Trotz des Leidenschaftlichen und Aufregenden einer solchen Scene findet doch eine Art von Verhör statt. Zeugen werden vernommen und die Execution findet nicht statt, bevor die „Jury“ das „Schuldig“ gesprochen hat. Manchmal geschieht die Hinrichtung sofort, aber dann ist entweder das Verbrechen groß und so zu sagen, zweifellos, oder es ist Gefahr, daß die Auslieferung des Verbrechers von den Beamten gefordert wird.

Das Verfahren beim „Lynchen" ist sehr einfach. Das Volk sammelt sich da, wo der Gefangene sich befindet; ist es ein Gefängniß und der Schließer weigert sich, ihn auszuliefern, so werden die Thüren erbrochen und man schleppt den Gefangenen zum ersten besten Baume. Jetzt wird die Jury organisirt und beeidigt. Einer, gleichviel ob Advokat oder nicht, wird bestellt, um die Klage zu hören und ein Anderer als Vertheidiger. Nach geschehenen Zeugen-Aussagen wird der Spruch gefällt und in neunzehn Fällen von zwanzig muß der Angeklagte baumeln.

Das Hängen ist die gewöhnliche Hinrichtungsart. Man entschuldigt das Lynchen gern mit der Behauptung, daß die Rechtspflege und die Strafgesetze zu schlecht gehandhabt würden, aber mit der zunehmenden Permanenz der Bevölkerung fallen diese Entschuldigungen weg. Die Goldgräber mögen die Chinesen nicht leiden, deren es viele in Californien gibt. Oft werden Letztere von den Weißen vertrieben.

In Californien konnte es vorkommen, daß sich noch im Jahr 1861 an 1500 Squatters mit den Waffen in der Hand der Regierung entgegen setzten und verschiedene Zugeständnisse von derselben erpreßten, die durchaus nicht mit der Würde einer Staatsgewalt vereinbar waren und wäre es auch, um Blutvergießen zu verhindern, ohne daß sich jene armen Exbürger des himmlischen Reiches eines Schutzes von den Behörden zu getröſten hätten. Californien hat eine traurige Berühmtheit wegen zahlreicher Mordthaten erlangt, und wenn auch die Zahl dieser Verbrechen sehr abgenommen hat, so sind doch dergleichen noch immer allzuhäufig.

Im Jahre 1855 sind nach amtlichen Notizen 538 Personen ermordet worden. (Seitdem fehlen statistische Aufzeichnungen hierüber.) Von diesen waren 357 Weiße, 133 Indianer und die übrigen Chinesen und Neger. Die Zahl der von den Weißen getödteten Indianer muß aber viel größer gewesen sein, denn die Scharmützel, welche in den verschiedenen Theilen des Staates vorfielen, waren fast stets für die armen Rothhäute verhängnißvoll, und sind in vielen Fällen gar nicht von den Zeitungen gebracht worden.

Die Hauptursache der vielen Mordthaten und Todtschläge in Californien ist das leidenschaftliche Temperament der Amerikaner und ihr Dünkel. Jeder hält sich wenigstens für ebenso gut, wenn nicht noch besser, als sein Nachbar; er duldet keine Beleidigung und wendet die Faust an gegen Denjenigen, der ihn Lügner nennt, und nach erhaltenem Schlag mit der Faust zieht der Angegriffene nach Landessitte oder vielmehr Unsitte das Messer oder greift zum Revolver. Viele Männer in den Minendistrikten sind beständig bewaffnet und achten im Streite das Leben nicht; dazu kommt die schon erwähnte Liederlichkeit der meisten verheiratheten Männer; durch geistige Getränke oder durch das Spiel oder durch beides aufgeregt, sind sie leicht geneigt, geringfügige Differenzen durch Blut auszugleichen.

Der wilde Zustand der ersten Zeiten hat einen sittlich nachtheiligen Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft gehabt, dessen Wirkung so bald nicht zu beseitigen sein wird. Die Gesetze verbieten den Zweikampf bei zwei Jahre Gefängniß. Ist einer der Duellanten getödtet, so büßt der Ueberlebende, je nach dem Fall, mit 7 Jahren, dazu sind noch die Gegner sowohl als ihre Secundanten von den Wahlen ausgeschlossen und haben die Befähigung verloren, eine Stelle im Staate zu bekleiden.

In der That ein weises Gesetz; schade nur, daß die Californier Staatsbürger es mit der Innehaltung desselben nicht allzu genau nehmen, denn obwohl noch in letzter Zeit hunderte von Duellen vorfielen, sind die Straffälligen im Besitz hoher Aemter und einträglicher Stellen.

Eine bestimmte Statistik über die kirchlichen Verhältnisse fehlt. Von den circa 155,000 Weißen mögen kaum 10,000 Protestanten noch bei ihrer Confession halten, von den Katholiken wohl mehr. Rechnen wir noch 2000 Juden, 1000 Mormonen, so macht das in Allem etwa 15 Procent. Die Uebrigen sind schon zum großen Theile so weit gediehen, daß ihnen die Kirche etwas Ueberflüssiges ist und sie kaum noch beanspruchen, Christen genannt zu werden. Die katholischen Priester, die der Natur der Sache nach eine viel

genauere Uebersicht über ihre Pfarrkinder haben, wissen von 80,000 Communicanten in ihren Kirchen, die dem Glauben ihrer Väter treu geblieben sind.

Es giebt viele Mormonen in Californien, aber sie leben durch das ganze Land hin zerstreut und haben weder Zusammenkünfte noch sonstige kirchliche Einrichtungen. Man lobt sie als fleißige und ruhige Leute.

Im ganzen Staate giebt es circa 10,000 Juden; sie haben drei Synagogen mit drei Rabbinen; man unterscheidet deutsche und polnische. Die deutschen Juden sind vom Geiste unseres Zeitalters angesteckt und haben unter seiner Inspiration ihre sechs Jahrtausende alten Riten umgemodelt, während die polnischen denselben mit rührender Treue anhängen.

Die Chinesen sind, mit Ausnahme von 60 bis 80 getauften, alle Budhaisten. Der in mannigfache Secten verzweigte Budhaismus, den man wohl schon das Christenthum des (asiatischen) Ostens genannt hat und wenigstens, was die mit anderen heidnischen Culten minder gemischten Special-Bekenntnisse betrifft, dieses Namens nicht ganz unwerth ist, schließt doch noch immer viel von plumpem Aberglauben und Götzendienst ein, ist reich an für uns natürlich unverständlichen Ceremonien und entbehrt des Begriffs höherer spiritueller Wahrheiten. Es giebt einige Orte im Staate, wo die Chinesen Lokalitäten besitzen, in denen sie wenigstens einmal des Jahres sich zu religiösen Zwecken versammeln. So ist in Francisco eine Art Kapelle mit einem inneren Raum, 18 Fuß breit, 30 Fuß lang und 12 Fuß hoch, in derem Hintergrunde ein mannsgroßes, rothbemaltes Götzenbild kauert. Um das Bild herum hängen Fahnen, seidene Vorhänge und Bretter mit gemalten und eingeschnittenen Inschriften; vor demselben steht ein Tisch mit Lichtern und hohen Räucherkerzen, die keine Flamme geben, aber den ganzen Raum mit Rauch anfüllen, dazu noch verschiedene phantastisch geformte Schüsseln und Schalen von Nickel und Messing. Auf einem anderen Tische befinden sich Blumen, Gewächse und verschiedene Speisen, als Schweinebraten, Huhn, Fisch und andere Gerichte, die bei uns nicht

bekannt sind. Die Priester tragen lange Gewänder; sie gehen in dem Raume umher, indem sie mancherlei Bewegungen machen und sich vor dem Götzenbilde beugen, dann und wann niederknieen und Gebete hersagen. Viele der Chinesen haben in ihren Wohnungen ein kleines Bild des Budha, vor welchem Wachskerzen brennen. Einmal des Jahres gehen sie in Procession, mit Musik an der Spitze, nach dem allgemeinen Friedhof; dort richten sie eine Tafel her und feiern das Gedächtniß ihrer Todten.

Ein chinesisches Begräbniß hat etwas höchst Eigenthümliches. Uebersetzer dieses wohnte einstmals einem solchen bei. Nachdem man den Verstorbenen unter einem Zelte auf den Boden hingelegt und mehrere Stearinlichter rund herum angezündet hatte, den einen Arm in die Höhe gerichtet, den anderen herunter und ebenso die Beine, wurde er des anderen Tags in einem einfachen Kasten auf eine kleine Anhöhe geschafft und alsdann ein Grab gegraben; eine große Anzahl Chinesen waren zugegen, die, als die Leiche eingesenkt, eine Unmasse von Cigarettos hineinwarfen und einige Flaschen chinesischen Branntweins hineinschütteten. Hierauf füllte man das Grab mit Erde, und nachdem einige Schüsseln mit Pökelfleisch darauf gesetzt und noch einige Flaschen Branntwein darauf ausgeleert waren, wurde dem Todten zu Häupten ein Brett mit einer chinesischen Inschrift aufgestellt. Hierauf folgte ein fröhliches Festmahl, zu welchem man die umstehenden Europäer freundlich einlud.

Die Chinesen in Californien sind ebenfalls, was die Cultur anbetrifft, sehr zurück; die meisten sind in den Goldminen beschäftigt, einige sind Kaufleute, Fischer, Köche 2c. Vom südlichen China kommend, gehören sie Alle 5 großen Gesellschaften an, wovon jede in San Francisco ein großes Gebäude besitzt, was den Ankommenden zum Logiren dient. Besondere Sorge und Unterstützung gewähren diese Gesellschaften den Kranken und Hülflosen. Chinesische Bettler trifft man gar nicht an und in die Hospitäler wird jeder Kranke aufgenommen, welcher, wenn er genesen, verpflichtet ist, die dadurch entstandenen Kosten so viel wie möglich wieder abzuverdienen.

Die Chinesen sind gewöhnlich die Fleißigsten der ganzen Be-

völkerung, einfach, genügsam und friedlich. Die Kaufleute haben in San Francisco großen Credit. — Der Chinese arbeitet in den ärmsten, schlechtesten Goldgruben und ist durchaus nicht speculativ. Der Kaufmann, in der Regel in Verkaufslokalen zu 3 bis 10 zusammen, handelt mit Seide, Thee, Reis und getrockneten Fischen; die beiden letzten Artikel bilden den größten Theil der Nahrung. Brod verstehen sie noch nicht zu backen. Die Wohlhabenderen essen Schweinefleisch, Hühner, Enten ꝛc.; Rindfleisch und die meisten Gartengemüse sind nicht sehr bei ihnen beliebt. Die Waschmänner sind in Gesellschaft von 2 bis 3 und haben zahlreiche kleine Läden in den Straßen von San Francisco und in den kleineren Städten. Ehe sie die Wäsche bügeln, bespritzen sie dieselbe mit Wasser, was sie in den Mund nehmen und darüberhinbrausen. Zum Bügeln bedienen sie sich einer eisernen Pfanne mit glattem Boden, die voll von brennenden Kohlen ist.

Im ganzen Staate befinden sich vielleicht nur 1000 Frauen, wovon $^9/_{10}$ zu der gemeinsten Klasse der Bevölkerung gehören. Chinesische Kinder gibt es sehr wenige.

Die Chinesen lernen englisch sehr langsam und diejenigen, welche 5 oder 6 Jahre dort waren, können nicht einmal das gewöhnliche Englisch verstehen. Mit wenigen Ausnahmen hängen sie sehr an ihren nationalen Gewohnheiten. Das Haar tragen sie sehr lang. Statt des Oberrocks tragen sie eine kurze Blouse von dunkelblauer Baumwolle, welche eng am Halse anschließt. Die Reichen haben diese Blouse von Seide oder Pelz, die bei kaltem Wetter wattirt ist. Der Leib und die unteren Extremitäten sind von weiten Beinkleidern eingehüllt, theils von Seide, theils von Baumwolle. Hingegen tragen die ärmeren Chinesen Beinkleider, wie die Europäer. Die chinesischen Goldgräber tragen in der Regel große Stiefeln oder Schuhe. —

Zufolge der Zählung der 6 Compagnien, zu welchen alle Chinesen in Californien gehören, so waren es im Jahre 1866 58,300 derselben. Mehr als der vierte Theil ist an der Pacific-Eisenbahn und anderen öffentlichen Arbeiten beschäftigt. Viele derselben beschäftigen sich mit Cigarrenmachen, mit der Fabrikation der

Wollenwaaren, mit Waschen und Bügeln und eine Anzahl mit dem Handel.

Die Chinesen betrachten sich nur als temporäre Bewohner des Landes und nehmen deshalb nichts an von den Gewohnheiten der Amerikaner.

Ein Spaziergang durch das chinesische Viertel läßt den Fremden sofort erkennen, welche Stellung dies seltsame Volk dort einnimmt.

Daß die Straßen nicht so eng und schmutzig sind, wie die von Hong-Kong, ist nicht die Schuld ihrer Bewohner, sonst aber glaubt man sich vollkommen in das himmlische Reich versetzt. Chinesische Schilder und Inschriften, allerwärts chinesische Pagoden-Physiognomien und Laute, die aller Harmonie Hohn sprechen. Die Verkaufsläden enthalten eine Menge von Gegenständen, von deren möglicher Verwendung wir keine Ahnung haben. Die Nahrungsmittel, welche zum Verkauf ausgestellt sind, sind uns unbekannt und wir verstehen deren Bedeutung nicht. Selbst erkennbare Eßwaaren, die an den Schaufenstern der Restaurationen aufgehängt sind, haben ganz eigenthümliche Formen; auch kann man hier und da in den Häusern zuweilen ein Grunzen, Quieken, Bellen und Schnattern vernehmen, welches sie Gesang nennen, das gewöhnlich von den eintönigen Lauten eines einfachen Saiten-Instrumentes begleitet wird. Für die Entwickelung der Industrie sind sie ihrer Thätigkeit halber von großer Bedeutung.

Jemand schreibt in einem Briefe von dort, nachdem derselbe das chinesische Viertel in San Francisco betreten hatte, etwa Folgendes: „In engen Gäßchen schauten aus allen Fenstern der elenden Hütten die viereckigen, dumm-sinnlichen Gesichter chinesischer Phrynen nach uns aus und hier und da begegnete uns ein Mann mit schleppendem Gang, schlotternden Gliedern und stieren Augen, dem man den Opium-Genuß aus den schlaffen Zügen las. Eines sah ich auf diesem Streifzug, was mich reichlich für meine Mühe belohnte, nämlich eine chinesische Theater-Aufführung. Das Lokal, in dem diese stattfand, war ein großer Saal, ohne allen Schmuck, mit Bänken angefüllt, die von Chinesen jeden Alters und Ranges

besetzt waren. Vor dem Publikum war ein Podium ohne Vorhang, Dekorationen oder dergleichen, mit einer Thür zu jeder Seite, die, nur durch einen Vorhang geschlossen, den Schauspielern Ein- und Austritt gestatteten. Im Hintergrunde des Podiums saßen fünf Musikanten mit Gongs, Tamtam, einer Art Violine und Triangeln bewaffnet, die nach dem Takt, den der Dirigent mittelst zweier Holzstäbchen auf einem Brett schlug, einen Höllenlärm vollführten. Das Spiel des Akteurs jedoch war wirklich bewunderswerth, das Mienenspiel so treffend, daß, obgleich ich gewiß kein Sterbenswörtchen Chinesisch verstehe, ich keinen Augenblick im Zweifel über die Handlung des Stückes blieb. Die Frauenrollen wurden von Männern gegeben, in einer Weise, die das ästhetische Gefühl durchaus nicht beleidigte. Die Handlung des Stückes war folgende: Eine Frau wird von zwei Männern, die einander, bis auf eine Warze am Halse, in Allem gleich sind, so irre geführt, daß sie jeden der Beiden abwechselnd für ihren Gemahl hält, bis die Sache vor den Richter kommt, der, da er selbst nicht entscheiden kann, welcher der Rechte ist, Beiden eine gleiche Anzahl Hiebe auf die Fußsohlen verordnet. Natürlich weiß es der Klügere der Beiden so einzurichten, daß der Andere alle Prügel bekommt und er frei ausgeht und die Braut heimführt. Zuletzt erschien noch die Mutter der Beiden, die, ohne es zu wissen, Brüder waren. Weiteres konnte ich nicht abwarten, da die Musik mir zu toll wurde."

Die wilden Indianer haben keine bestimmten religiösen Ideen, die cultivirteren oder jene, welche zwischen den Weißen wohnen, sind selbst so unwissend, daß ihr Glaube wenig besser ist, als vollständiger Aberglaube.

Die Indianer sind eine verkommene Race, augenscheinlich zu baldigem Untergange bestimmt. Vor 15 Jahren zählte man noch 50,000, jetzt mögen sie wohl auf 7000 reducirt sein. Sie wurden von ihren Jagdgründen und ihrer Fischerei von den Weißen allmälich vertrieben, wofür sie dann als Revanche Vieh und andere Dinge stahlen. Diese gegenseitigen Erbitterungen waren die Hauptmotive beständiger Kriege. Und seit dem Jahre 1849 möchte wohl kaum 1 Monat

vergangen sein, wo nicht ein feindliches Zusammentreffen zwischen Weißen und Rothhäuten in irgend einem Staatentheile stattgefunden hätte. — Der arme Indianer zu Fuß, nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, kann sich nicht mit dem mit Büchse und Revolver bewaffneten berittenen Amerikaner messen. Und in dieser Ungleichheit der Bewaffnung liegt das rasche Decimiren der Eingeborenen. — Im Jahre 1848 hatte beinahe jedes Thal seinen eigenen Stamm, aber sie sind beinahe alle absorbirt. Alkoholartige Getränke, ansteckende Krankheiten und die Feuerwaffen haben die Europäer immer siegen lassen. Die Indianer von Californien sind physisch und moralisch den anderen Indianern untergeordnet. Den Muth und kriegerischen Geist, wie die im Ohiothale, besitzen sie nicht und sind deshalb den Weißen gegenüber ungefährlich. — Die Männer der Californier-Indianer sind durchschnittlich $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch, die Frauen 4 Fuß 10 Zoll. Beide Geschlechter sind kräftig constituirt, namentlich von kräftigem Brustbau mit sonorer Stimme, wohingegen die Ober- und Unter-Extremitäten, im Vergleiche mit der kaukasischen Race, nicht so muskulös sind. In der Regel erreichen sie ein hohes Alter. Während der letzten 10 Jahre starb eine Anzahl, wovon man behauptete, daß sie 120 Jahre alt geworden. Witterungs-Einflüsse berühren sie fast gar nicht; ihre Constitution sichert sie vor Erkältungen. Im Winter selbst tragen sie wenig Bekleidung, vielleicht nur eine Hirschhaut, welche sie über die Schultern werfen; Männer, Frauen und Kinder gehen selbst im Winter im Schnee barfuß. Ihre Hütten sind ungefähr 6 Fuß breit und von allen Seiten offen, oder es befinden sich darin Löcher, gerade groß genug, um ein- und auszukriechen. Bei denjenigen Stämmen, welche weiter von den Weißen entfernt wohnen, gehen die Männer gewöhnlich nackt und die Frauen tragen einen Unterrock von Baumrinde um die Hüfte fest gebunden. Reinlichkeit kennen sie nicht und in ihren Hütten sind die diversesten Parasiten vertreten. —

Ihr Regierungs-Modus ist sehr einfach. Sie haben erbliche Häuptlinge, denen aber sehr wenig Macht vindicirt wird, eigentlich ohne Gesetz und Macht. Im Fall ein Indianer ein Verbrechen in

irgend einem Stamme verübt hat, und die Häuptlinge sich bestimmt haben, ihn zu tödten, so geschieht dies durch Bogen und Pfeil; also die roheste Sitte, Blut für Blut. Gefangene werden nicht lange gehalten, sondern gleich getödtet, obwohl eine der gewöhnlichsten Ursachen des Krieges die Gefangennahme der Frauen ist. — Erbliche Sclaverei besteht nicht unter ihnen, auch haben sie kein Heirathsfestlichkeiten, während die Dauer der Ehe ganz und gar nur von dem Manne abhängt. Bei manchen Stämmen wird Vielweiberei gestattet. Sie haben wenig Kinder und zwar meistens Knaben, die Mädchen werden vernachlässigt, oder absichtlich bald nach der Geburt getödtet. Solche Brutalitäten können nur eine baldige Eradicirung des ganzen Indianergeschlechts in Californien zur unausbleiblichen Folge haben. Bei gewissen Stämmen an der nördlichen Küste wird das Kind, wenn die Mutter stirbt, mit ihr begraben. —

Die meisten Stämme verbrennen ihre Todten, womit sie des Abends anfangen und das Feuer die ganze Nacht über unterhalten, während die Männer dabei wachen und die verwandten Frauen wehklagen bis zum Tageslicht. — Religiöse Ceremonien haben sie nicht. Jedes Jahr, gewöhnlich im Frühjahr, haben sie einen Tanz, wie sie es nennen, wo sie sich versammeln, ein großes Feuer anzünden und sich darum setzen und mit gebogenen Knieen und Ellnbogen und gebeugten Rücken vermittelst der Füße den Takt zu einem eintönigen Gesang klopfen, welchen sie in Gemeinschaft mit ihren Weibern, welche ein wenig zur Seite sitzen, abheulen. Unter manchen Stämmen haben sie einige Pfeifer, welche den Gesang mißtönig begleiten. Die Frauen werden von den Männern auf die roheste und empörendste Weise behandelt, fast wie bei dem Europäer etwa ein Hund.

Die meisten der Indianer haben keinen beständigen Wohnsitz. Jeder Stamm hat ein Gebiet, was er als sein eigenes betrachtet und worin seine Angehörigen sich bewegen. Jede Familie hat ihre Hütte, und eine Anzahl dieser Hütten wird Rancheria genannt. Solche Rancherias sind gewöhnlich an dem Ufer von Strömen und in der Nähe von Eichbäumen, verschiedenen Gebüschen und Land-

stücken von wildem Klee, aufgeschlagen. Solche Plätze sind häufig sehr fruchtbar und in malerischer Umgebung gelegen. Die Hütten sind auf mannichfache Art gebaut. Im Sacramento-Thale wird gewöhnlich ein Loch von 3—4 Fuß tief und 10 Fuß Durchmesser in die Erde gemacht, in dessen Mitte schlagen sie einen Pfahl von circa 6 Fuß hoch, und indem sie dachförmig ringsum Holzstücke anlegen, bedecken sie diese mit Gras und weicher Erde, oder in einigen Gegenden auch mit Baumrinde.

Die hauptsächlichste Nahrung dieser Wilden besteht aus Eicheln, Klee, Grassamen, Grashüpfern, Horsenüssen, Fischen, Wildpret, Tannensamen, Wurzeln und Beeren. Die Eicheln von Californien sind groß und massenhaft, und einige von ihnen von angenehmem Geschmack, doch geringer Nahrung. Diese Eicheln werden von den Frauen gesammelt und verschiedenfach aufbewahrt. Gewöhnlich machen sie einen Korb aus Zweigen und Büschen und legen denselben auf Aeste von einem Eichbaume, und bewahren sie so auf. Zum Essen bereitet man die Eicheln dadurch vor, daß sie zerrieben und mit Wasser gekocht werden, so daß es ein dicker Brei, eine Art Teig giebt, den man zu Brod backt. — Der Ofen besteht aus einem Loch im Boden von circa 18 Zoll im Cubik, auf den Boden des Lochs werden glühende Steine gelegt, worüber ein wenig trockener Sand oder Thon hingeworfen wird. Dann wird der Teig, ungefähr 2 Zoll dick, hineingethan und mit einer Lage von Blättern, Sand und rothglühenden Steinen und zuletzt mit Erde bedeckt. Nach 5 oder 6 Stunden ist der Ofen kalt geworden und das Brod wird herausgenommen. Dieses primitive Brod, von schwarzer Farbe, mit Schmutz und Blättern, hat einen schlechten Geschmack und Geruch, und ist, wie sich von selbst versteht, schwer verdaulich. Zum Stoßen der Eicheln wenden sie einen Mörser von Stein an, mit 2 Zoll Vertiefung, auch der Stößer besteht aus einem langen Stein. Zarte Nüsse werden auch gewöhnlich als Brei, oder als eine Art Suppe zubereitet; nachdem dieselben in dem Mörser zermalmt, werden sie mit Wasser vermischt und in einen wasserdichten Korb, worin sich glühende Steine befinden, geworfen, und auf diese Weise das

Gericht zubereitet. Da auch diese Suppe mit Erde und Asche imprägnirt ist, so möchte sie wohl nicht appetitlich genannt werden können. Grassamen werden in dem Mörser auf die nämliche Weise zubereitet.

Grashüpfer werden am Feuer geröstet und zuweilen mit gedrückten Beeren vermengt genossen.

Fische und Fleisch werden auf dem Feuer gebraten. Das Eingeweide wird ebenso wie das Blut und das Muskelfleisch gegessen.

Klee und Gras genießen sie auch roh. Die Indianer gehen auf die Kleefelder, reißen den Klee mit den Händen aus und essen Stengel, Blätter und Blumen. Der Klee wird als Nahrungsmittel sehr geschätzt.

Die Indianer haben selten Salz und niemals Gewürze. Ihre Nahrungsmittel sind für einen Weißen nicht genießbar, außer wenn die Noth sehr groß wäre. Bei ihrem Mahle sind ihnen Messer, Gabeln, Tassen, Teller ꝛc. entbehrlich. Außer dem besagten Mörser und dem wasserdichten Korbe haben sie keine Werkzeuge zum Zubereiten ihrer Speisen nöthig.

Die Tannensamen, Wurzeln und Beeren werden roh gegessen, ebenso Käfer, Eidechsen und Schnecken.

Die einzige Waffe zur Erlegung des Wildes ist ihnen der Bogen und Pfeil, welche von einem röthlichen Holze verfertigt werden (der sogenannten Yew). Am oberen Theile ist der Bogen von einer Lage mit Hirschsehnen verstärkt und elastisch gemacht. Die Pfeile bestehen aus einem rohrartigen Gewächse von mäßiger Länge, an der Spitze mit Obsidian (einer vulkanischen, glasartigen Substanz) versehen, ihre Länge ist 2 Zoll, ihre Breite 1 Zoll und die Dicke $1/_3$ Zoll, scharfkantig und spitz zulaufend. Die Befestigung der Spitze geschieht mit Hirschsehnen. Solch ein Pfeil kann gewöhnlich nur einmal benutzt werden, da der Obsidian brüchig ist und bei dem ersten Stoß abbricht. Einige Stämme vergiften die Spitzen ihrer Pfeile auf folgende Weise: Sie reizen nämlich eine Klapperschlange mit einer vorgehaltenen Hirschleber, worin sie beißt, und nachdem nun die Leber mit dem Gifte vollständig imprägnirt ist, wird sie vergraben und muß

verfaulen; hierin wird nun die Spitze eingetaucht und dann getrocknet. Solch vergifteter Pfeil tödtet einen Menschen, ein Pferd oder einen Ochsen innerhalb 24 Stunden oder auch früher, ein auf diese Art getödtetes Thier kann jedoch ohne Nachtheil genossen werden; wie es ja überhaupt physiologisch constatirt ist, daß das Gift nur dann tödtlich wirkt, wenn es unmittelbar ins Blut übergeführt wird, durch die Magenverdauung aber keine Vergiftung stattfindet. Der Pfeil hat schon ohne Vergiftung den Tod zur Folge, da seine Spitze in der Regel stecken bleibt. Die Indianer sind sehr vertraut mit der Natur und Lebensweise wilder Thiere. Sie kennen genau die Situation und die Art und Weise des Unterholzes und der Schluchten, worin der Hirsch und der Bär bei Tage sich aufhalten, ebenso, wo sie am Abend und Morgen hingehen, um ihre Nahrung zu suchen. Sie beschleichen den Hirsch und die Antilope in dem hohen Grase bis auf Pfeilschußweite.

Die Indianer am Pittflusse machen Graben oder Löcher von circa 5 Kubikfuß, bedecken diese mit Zweigen und Gras ganz leicht, sodaß die Thiere, wenn sie darüber gejagt werden, hineinfallen und nicht wieder herauskönnen. — Wilde Gänse fangen sie mit Netzen.

Zum Harpuniren der Fische brauchen sie einen Speer mit höchst eigenthümlicher Vorrichtung, sodaß, wenn der Fisch getroffen, derselbe nicht wieder entschlüpfen kann.

Diese Vorrichtung besteht darin, daß ein kleines Eisenstäbchen, welches an beiden Seiten spitz und etwa 2 Zoll lang ist, in der Mitte beweglich befestigt ist und auf der einen Seite in einer Vertiefung an dem Schafte glatt hinauf liegt. Sobald der Fisch getroffen und der Speer zurückgezogen wird, schlüpft das Eisenstäbchen aus dem Einschnitt heraus und stellt sich quer in dem Fleische, weshalb dann natürlich das Thier niemals wieder entschlüpfen kann. (D. Ueb.)

Nur selten mögen Indianer den grauen Bär jagen.

Um Graßhüpfer zu fangen, graben sie ein Loch einige Fuß tief, da, wo sich hauptsächlich diese Thiere aufhalten und jagen dann mit Zweigen dieselben in das Loch, wo sie nicht wieder heraus können.

Die Tannensaamen holen sie von den höchsten Gipfeln der Bäume, welche sie mit großer Virtuosität ersteigen und zwar mit bewunderns-werther Equilibristik.

Will ein australischer Indianer einen Baum ersteigen, so nimmt er sein kleines Tomahawk und macht damit einen kleinen Querein-schnitt, ungefähr 2 Fuß von der Erde, in den Stamm, dann einen Verticaleinschnitt so hoch darüber, daß er ihn eben mit der Hand erreichen kann. Die sich leicht ablösende Rinde kommt ihm dabei sehr zu Statten; den anderen Einschnitt hat er dabei so hergerichtet, daß er mit dem Fuße wohl leicht darauf stehen kann, der obere verticale ist mit dem Tomahawk vom Stamme etwas abgebogen, so daß er dahinter fassen kann. Er tritt dann mit dem einen Fuß auf den ersten Quereinschnitt, erfaßt den oberen und im Nu steht er 3 Fuß von der Erde am Baume in der Höhe; dasselbe Experiment unter-nimmt er dann mit der anderen Hand, indem er weitere Incisionen am Baume hinauf bewirkt und sich so höher und höher schwingt. Dieses Alles geschieht mit unglaublicher Schnelligkeit, so daß er sich sehr bald vielleicht 40 Fuß hoch von der Wurzel befindet. (D. Ueb.)

Wie schon erwähnt, besitzen die Indianer in Californien also nur folgende Werkzeuge:

1) den Bogen und Pfeil; 2) den Speer; 3) das Netz; 4) das Obsidianmesser; 5) den Mörser; 6) den Korb.

Das Obsidianmesser ist nur ein Stück Obsidian von der Größe einer Hand.

Der Korb wird von s. g. Drahtgras verfertigt, welches einen Halm ohne Knoten besitzt, von $1/_{16}$ Zoll Dicke und 1 Fuß Länge. Das Geflecht sieht äußerlich einem rauhen Panamahute ähnlich und ist wasserdicht. Alle Korbarbeiten der Californier-Indianer sind von diesem Material angefertigt. Die gewöhnlichste Form für den Korb ist halbconisch, 3 Fuß lang und 18 Zoll breit. — Den Korb tragen die Weiber auf dem Rücken zum Trans-portiren der verschiedensten Objecte, auch für Kinder.

Die jetzigen Californier-Indianer oder auch ihre Vorgänger haben nie Pfeilspitzen oder Speere von Feuerstein, Pfeifen und

Schlachtäxte von Stein, wie man sie im Staate Ohio findet, gemacht. Die Spanier, die ersten Europäer, fanden sie im nämlichen wilden Zustande, wie jetzt. Sie besitzen kein Hausthier außer dem Hunde, welcher noch von schlechter Race ist. Das Aufbewahren von Nahrungsmitteln verstehen sie nicht, sodaß sie in Gemeinschaft mit den wilden Thieren im Frühjahr fett und im Winter mager werden.

Die Mohave-Indianer in der Colorado-Wüste leben hingegen hauptsächlich von selbstgepflanzten Artikeln. Sie ziehen Waizen, Gras, Kürbisse, Melonen. Nach der jährlichen Ueberfluthung des Landes werden einige Strecken des Bodens mit Wasser und Feuer gereinigt, alsdann der Samen in kleine Löcher gepflanzt und die Reife abgewartet. Die Muskmelonen werden frisch gegessen, ebenso die Kürbisse, welche auch öfter in Stücke geschnitten und getrocknet werden. Waizen und Grassamen werden, wie oben, in einem Mörser zerkleinert, mit Wasser zu einem Brei verwandelt und dann zu Brod gebacken.

Die Maquitbohne gewährt von ihren Produkten die meiste Nahrung.

Durch den Umgang mit den Weißen haben sich die wilden Gewohnheiten der Indianer allmälig verloren. In einigen Districten besitzen sie schon Feuerwaffen und richten sich sogar in Kleidung und Nahrung nach den weißen Nachbarn.

Eine interessante Mittheilung, die wir einem dortigen Lokalblatt entnehmen, und die die Art und Weise der Kriegführung zwischen den Indianern und Amerikanern kennzeichnen mag, erlauben wir uns hier wiederzugeben:

„Eines der besten Gefechte, worüber berichtet worden, ist das, welches am Zusammenfluß des Queen's River und des Fish Creek stattfand. Die Indianer waren in letzter Zeit zu dreist und störend geworden, daß der Verkehr zwischen Dun Glen und Camp McDermit nicht mehr als sicher betrachtet werden konnte. Capt. G. D. Conrad, Compagnie B, 2. California-Cavallerie, beschloß daher, einen Zug gegen die Marodeure zu unternehmen. Die zu dem Zwecke formirte Abtheilung Mannschaften bestand aus Compagnie B, 35 Mann —

9 Civilisten; Pi Utes 12. Sie gingen von Dun Glen am 8. Januar 1866 ab, marschirten ohne Unterbrechung bis zum 11. Das Wetter war kalt und die Erde stellenweise mit Schnee bedeckt. Die Kälte war so strenge, daß die Indianer, wie man vermuthete, nothwendig Feuer unterhalten mußten, wodurch Gelegenheit geboten wurde, sie zu entdecken.

Am 17. Januar ritt Capt. Conrad mit einer Patrouille von 4 Mann zur Auskundschaftung der Umgegend in westlicher Richtung und gelangte nach Zurücklegung von 7 Meilen unter Strapazen und Schwierigkeiten auf die höchsten Spitzen der Gebirgskette, welche zwischen Queen's River Thal und Fish Creek Thal liegt, von wo aus sich eine Aussicht von 30 Meilen über Fish Creek Thal darbot. Die Spähenden entdeckten bald mehrere Rauchsäulen in nordwestlicher Richtung, ungefähr 12 Meilen von dem Fuße des Berges, auf welchem sie standen, entfernt. Der Anschein des Feuers ließ auf eine große Anzahl von Kriegern schließen, deren Ueberwältigung füglich einen sehr harten Kampf kosten mußte. Nichtsdestoweniger aber ward beschlossen, den Angriff am folgenden Morgen bei Tagesanbruch zu machen. Die Patrouille kehrte nach dem Lager zurück und die Mannschaft bekam Befehl, um halb 12 Uhr im Sattel zu sein. Die braven Krieger empfingen diese Botschaft mit Freuden. Es entspann sich bald jene regsame Geschäftigkeit im Lager, welche stets einer Schlacht voranzugehen pflegt. Abendessen um 10 Uhr; Abfütterung der Pferde; Austheilung von Munition. Die bepackten Lastthiere und Wagen wurden, bei Tagesanbruch nachzufolgen, beordert. Die Abtheilung marschirte bis 3 Uhr Morgens und wagte sich in der Dunkelheit nicht weiter vor, da der Feind alarmirt werden möchte, bevor das Tageslicht für den Angriff richtige Dispositionen zu treffen gestattete. Um das Blut inzwischen in Circulation zu erhalten, bildeten die Leute weite Kreise und liefen, um sich warm zu erhalten, abwechselnd darin herum. Es war eine sonderbare Scene, in jener weitentlegenen Schneewüste eine Compagnie von 20 Mann im Kreise herum rennen zu sehen. Sie liefen derart ungefähr 3 Stunden lang. Ungeachtet dieser un-

gewöhnlichen Anstrengung, sich warm zu erhalten, erfroren einer Anzahl die Hände, Füße und das Gesicht. Trotzdem murrte oder beklagte sich keiner der Soldaten. Die Pferde, dicht zusammengedrängt und bedeckt mit einem weißen Frostgewande, schienen fast zusammengefroren. — Endlich brach der Tag an. Die intensive Kälte weckte die Indianer früh auf, und sofort nach Tageslicht erhoben sich die Feuer- und Rauchsäulen etwa 5 Meilen westlich vom Commando. Im Nu waren Alle in voller Aufregung. Capt. Conrad, unter allen Umständen kalt und besonnen, befahl der Mannschaft, ihre Feuerwaffen sorgfältig zu untersuchen, ihre Sättel gehörig fest zu machen und sich für den Kampf bereit zu halten. Er theilte dann das Commando in drei Abtheilungen. Lieutenant Duncan commandirte den rechten, Sergeant Kerble den linken Flügel und Conrad das Centrum. Die Abtheilungen nahmen die angewiesenen Positionen auf und rückten vor in Zwischenräumen von dreiviertel engl. Meilen, bis sie in der Nähe der Indianer anlangten. Die Abtheilungen wurden in Linie aufzumarschiren beordert und der Kampf entbrannte in voller Wuth.

Die Indianer hatten den Vortheil der Stellung. Das Feld, auf welchem gekämpft wurde, war ungefähr 2 Meilen weit, wovon ein großer Theil mit Schilf, hohem Gras, Vertiefungen und Schluchten bedeckt war. Die Indianer hätten für ihre Kriegführung kein besseres Terrain aussuchen können. Dieselben entdeckten die drei heranstürmenden Abtheilungen in einer Entfernung von einer Meile; ihre Vorbereitungen zur Schlacht konnten alsdann deutlich wahrgenommen werden.

Die Schlacht wüthete 2 Stunden lang, und ward der Kampf alsdann auf zwei Punkte reducirt, woselbst mehrere Krieger eine tiefe kurze Schlucht ausgesucht hatten, um dort ihren letzten Kampf zu bestehen. An einem dieser Plätze vertheidigte sich mit Gewandtheit der Häuptling der Indianer, als Capt. John bekannt, ein großer, starker Indianer, ungefähr 35 Jahre alt, und wissend, daß er zu sterben habe, beschloß er, sein Leben theuer zu verkaufen. Er war ein weit und breit berühmter Krieger und der Anführer seit

dem ersten Beginne der Feindseligkeiten. Er hatte ein Jahr früher den Col. McDermit und einen Soldaten Namens Rafferty umgebracht. Die Indianer hatten Bogen und Pfeile und Capt. John bediente sich derselben Büchse, womit er McDermit erschossen hatte. Nach längerem Kampfe mit den Geschossen der Büchsen und Bögen gelang es endlich dem Capt. Rapley, den furchtbaren Häuptling durch den Kopf zu schießen und Capt. John war todt. Hin und wieder wurde noch geschossen, allein die Hauptschlacht war vorüber. Die Indianer hatten mit einer Bravour gefochten, die Jedermann erstaunte. Sie ergaben sich nicht und stießen nur den gellenden Schrei des Trotzes und der Herausforderung aus. Ihre vergifteten Pfeile schossen sie ab, bis sie dieselben aus Schwäche nur noch einige Schritte weit schnellen konnten. Manche schossen noch sterbend ihre Pfeile in die Luft, hoffend, daß beim Herabfallen das tödtliche Geschoß einen der verhaßten, siegreichen Feinde treffen möchte.

Nachdem der Kampf vorüber war, lagen 35 todte Indianer auf dem Felde, indem sie ihre Bögen und Köcher noch krampfhaft mit den Händen festhielten. Alle waren große, mächtige Männer, eine ausgesuchte Compagnie von Braven, wie geschaffen für den Kampf. Nur 5 Squaws waren nnter ihnen und sie wurden zum Packen und zur Handarbeit benutzt. Zwei derselben kamen durch Zufall während der Schlacht um, die übrigen Drei wurden mit Mundvorrath versehen und konnten unbehindert ihrer Wege gehen. Patrouillen untersuchten den ganzen Umfang des Feldes und fanden, daß nichts Lebendiges entkommen war.

Die Mannschaften unter dem Capt. Conrad hatten durch Verwundungen stark gelitten und mehrere Pferde eingebüßt. Das indianische Lager war ganz zerstört und den Verwundeten ließ man eine sorgfältige Pflege angedeihen; das Commando marschirte jetzt nach Fish Creek ab, um daselbst in der Nähe von gutem Trinkwasser zu lagern; die nachgefolgten Packthiere waren bereits an jenem Orte angelangt. Sie brachen von dort auf und erfuhren unterwegs von einem Indianerknaben, der sich ihnen anschloß, um künftig mit den Weißen zu leben, daß alle kampffähigen Männer

bis auf 4 im Kampfe gefallen waren, drei dieser letzten waren tödtlich verwundet, und der Eine hatte einen Schuß durch das Bein. Alle Vier hielten sich im Schilf und im Grase versteckt. Er berichtete ferner, daß sich keine Indianer mehr in den Gebirgen aufhielten. Die Compagnie setzte ihren Rückmarsch unbehindert fort und langte nach einigen Tagen glücklich in Dun Glen, von wo der Abmarsch stattfand, an."

In den Countys an der südlichen Küste leben viele Indianer in Lehmsteinhäusern und treiben Viehzucht, bebauen ihre Felder mit Obst und Wein. Und man findet, durch diese denkende Beschäftigung veranlaßt, auf ihren Physiognomien wohl schon mehr eine Tinktur von Cultur. — Die Mehrzahl der Indianer ist stupid und indolent. Die jüngeren Indianer sprechen ein wenig spanisch oder englisch, die älteren bleiben bei ihrer eingeborenen Sprache.

Wer die Californier-Indianer gesehen hat und ihre Lebensweise und Gewohnheiten kennt, wird nichts von den edlen und poetischen Charakterzügen wahrgenommen haben, womit unsere modernen Novellisten ihr Indianerhelden zu umgeben pflegen. Sie sind körperlich und geistig vollständig verkommen und durch ansteckende Krankheiten zu Grunde gerichtet. (D. Ueb.)

* *
*

San Francisco ist in allen Beziehungen die erste Stadt an der Küste des stillen Oceans. Der Tonnengehalt und die Anzahl der im Hafen von San Francisco in den vier Jahren 1862—1865 angelangten Schiffe war folgender:

1862:	1869	Schiffe mit	634,769	Tonnengehalt.
1863:	1899	„ „	640,000	„
1864:	2096	„ „	739,190	„
1865:	1907	„ „	704,006	„

1835 wurde das erste Haus in San Francisco gebaut und der Platz wurde damals Yerba-Buena (Gutkraut) genannt, nach einer wilden Pflanze, die in der Umgegend wuchs. 1848 wurde der Name in San Francisco umgewandelt: in diesem Jahre waren ungefähr 600 Bewohner dort, welche sich auf circa 1000 vermehrten, bis im Jahre 1848, wo das Goldfieber ausbrach und das kleine Dorf sich bald zur Weltstadt ausdehnte. 1850 in den Monaten Mai und Juni wurden fast alle hölzernen Wohnungen durch Feuersbrünste zerstört und erst in der Hälfte des Jahres 1851 fing man an, zahlreiche Backsteinhäuser zu bauen, welche jetzt alle Hauptstraßen der Stadt zieren. Die Sandhügel an dem einen Ende der Stadt wurden geebnet, die Vertiefungen ausgefüllt, die kleineren Einschnitte der Meeresbuchten entwässert und trocken gelegt, sodaß jetzt darauf einer der geschäftsreichsten Theile der Stadt gebaut worden ist.

Statistische Nachrichten von 1861 ergaben 5265 Wohnungen in der Stadt, wovon 3908 von Holz, 1898 von Backsteinen, 47 von Eisen, 6 von Stein und 6 von Lehmsteinen gebaut waren.

Nach den nämlichen Nachrichten befanden sich zu dieser Zeit daselbst 800 Branntweinsschenken, 373 Specereiläden, 248 Kosthäuser, 288 Advokaten-Bureaux, 276 Schneider- und Kleiderläden, 189 Doctoren, 179 große Kaufleute, 150 Möbelschreiner, 150 Metzger, 136 Cigarrenläden, 121 Putzmacherläden, 120 Zimmerleute, 95 Barbiere und Friseure, 85 Holz- und Kohlenhändler, 84 Restaurateure, 84 Uhrmacher und Juweliere, 78 Obstläden, 66 Bäckereien, 65 Anstreicher, 64 Ofen- und Blechläden, 33 Holzmagazine, 24 Brauereien, 20 Auctionshallen, 17 Bankgeschäfte und 8 Schmelzbureaux. Es gab 13 Tages-, 12 Wochen- und 5 Monatsblätter, welche in San Francisco publicirt wurden. Von den täglichen Journalen erscheinen 7 des Morgens und 6 des Nachmittags; 7 englische, 2 französische, 2 deutsche und 2 spanische Zeitungen. Es sind sogar italienische und chinesische Zeitungen dort.

San Francisco hatte Anfangs 1867 eine Bevölkerung von 120,000 Seelen. Es ist ungefähr ebensoweit vom Aequator entfernt, als Richmond, Lissabon, Palermo, Athen, Smyrna und Yeddo. An

dem Westufer der San-Francisco-Bai gelegen, ist es eine kleine deutsche Meile vom stillen Weltmeere entfernt und wird sich einst bis ans Weltmeer erstrecken, wenn die Hügelkette erst abgetragen sein wird, welche die Stadt im Westen begrenzt und zwischen der Bai und dem Pacific von Nord nach Süd sich hinzieht.

San Francisco ist im Verhältniß zu seiner Größe der geschäftsreichste Seehafen der Welt. Keine andere Stadt von doppeltem Umfange hat einen so bedeutenden Handel. Die jährliche Ausfuhr beläuft sich auf 70 Millionen Dollar und die Einfuhr beträgt beinahe ebensoviel. Die Manufacturen erreichen einen Werth von 20 Mill. Dollar und die Grundverkäufe betragen jährlich an 12 Mill. Dollar. Der Geldwerth alles beweglichen und unbeweglichen Eigenthums San Francisco's wird auf 200 Mill. Dollar geschätzt, obwohl nur von 80 Mill. Steuern entrichtet werden. Es werden jeden Monat 40 Tonnen Silber und 6 Tonnen Gold exportirt. Das Silber wird in Barren verschickt, jeder 16 Zoll lang und 5 Zoll im Quadrat; die Goldbarren sind gewöhnlich 6 Zoll lang, 3 Zoll breit und 2 Zoll dick. Wagen voll von diesen edlen Metallen sieht man vor den Banken wie Ziegelsteine auf- und abladen.

Es gibt dort eine große Anzahl wohlthätiger Gesellschaften und geselliger Vereine. Es gibt 3 jüdische Wohlthätigkeits-Gesellschaften, 1 Deutsche, 1 Französische, 1 Spanische, 1 Scandinavische, 1 Irländische, 1 Italienische, 15 Freimaurer-Logen, 9 Odd-Fellow-Logen, mehrere Knai-Berith, Kescher-Schel-Barsel und wenigstens eine Loge von dem Druids-Orden, Rothmänner und alte Ritter. Die katholische Kirche unterhält 2 Waisenhäuser, 1 Hospital und ein Magdalenen-Asylum zur Besserung gefallener Frauenzimmer. Die Protestanten haben 1 Waisenhaus und 1 Gesellschaft zur Unterstützung herabgekommener verarmter Frauen. Die deutsche und französische Unterstützungs-Gesellschaft haben jede ein schönes Hospital. Es ist kein Armenhaus in der Stadt San Francisco und keins im ganzen Staate.

Export. — Eine Uebersicht der letzten 10 Jahre zeigt eine bedeutende Zunahme im Export Californiens. Die Ausfuhr be-

steht hauptsächlich aus einheimischen Producten: Wein, Häute, Wolle, Getraide, Erze, Quecksilber ꝛc. Die Ausfuhr von Häuten zeigt eine fortwährende Zunahme, desgleichen die von Wolle. Die Verschiffungen nach New-York und Boston betrugen im Jahr 1856 1,113,500 und 1865 6,159,100 Dollar. Der Handel mit fremden Ländern ist ebenfalls befriedigend, mit Ausnahme Mexico's und Brittisch-Columbia's.

Die Eisenbahn, welche nun schon 3 Jahre von San Francisco nach San Jose, eine Entfernung von 55 Meilen, fertig ist, durchschneidet blühende Felder und freundliche Städte und Dörfer. Bald wird die Bahn nach Stockton, Sacramento und weiter nördlich und südlich geführt sein und in ihren Verzweigungen nach allen Richtungen den Staat wie ein Netz überziehen.

Allein ein noch größerer Aufschwung ist von der Eisenbahn-Verbindung mit den östlichen Staaten und der Dampfschifffahrts-Verbindung mit China zu erwarten. Diese letztere trat mit dem Anfang dieses Jahres (1867) ins Leben. San Francisco bildet fast den hervorragendsten Aus- und Abgangspunkt der angedeuteten, mit Dampf befahrenen Land- und Wasserstraßen und wird ohne Zweifel nach Vollendung derselben einer der bedeutendsten Handelsplätze der Welt.

Sacramento. — Die Stadt Sacramento ist die politische Hauptstadt und zweite Stadt des Staates Californien. Sie liegt fast in der Mitte des Sacramentobeckens und ist 125 Meilen zu Wasser von San Francisco, 75 Meilen vom Ocean entfernt, unter dem 38. Breiten- und 121. Längen-Grade.

Die Straßen sind breit, regelmäßig und schön und mit Nummern und Buchstaben bezeichnet. Im Sacramentoflusse sind großartige Wasserwerke angelegt, auch besteht schon eine Gasfabrik. Täglich geht ein Dampfboot um 2 Uhr Mittags nach San Francisco und dreimal wöchentlich nach Marysville.

Die erste Ansiedelung von Weißen in der Stadt Sacramento fand im Jahre 1839 unter Capitän Joh. A. Sutter statt.

Die ersten Goldgruben wurden ungefähr 25 Meilen ostwärts von hier entdeckt, wodurch ein Hauptverkehr mit San Francisco unterhalten wurde. Die Glücksritter gingen vom Sacramento bis an die Mündung des American-River hinauf, wo sie landeten und ihre Habe durch Wagen, mit Ochsen bespannt, nach dem Sutters-Fort brachten, ungefähr 2 Meilen weit; von hier aus ging es dann landeinwärts weiter. Seit der ersten Ansiedelung im Jahre 1848 vergrößerte sich die Zahl der Einwohner am Ufer des Sacramento, indem die Bauplätze durch Actien verkauft wurden, so daß Sacramento bald mit San Francisco rivalisiren konnte, ohngeachtet seiner vielen Unglücksfälle. 1852 wurde nämlich die Stadt bis auf 600 Häuser eingeäschert. Der Verlust belief sich auf mehr als 5 Millionen. Im März 1852, im December 1853, im Januar 1861 und im Februar 1862 fanden Ueberfluthungen statt. Im Jahre 1853 wurde der Geschäftstheil der Stadt ungefähr 5 Fuß über sein früheres Niveau gehoben und man war hierdurch genöthigt, eine Meile lang am Sacramento-Flusse und ungefähr 3 bis 4 Meilen am Ufer des American-River Levées (Dämme) zu errichten. Die Ueberfluthung von 1861 bis 1862 trieb das Wasser in die Stadt, wohl von 3 bis 15 Fuß Tiefe. Alles wurde mit fortgerissen, Länder demolirt, Hausthiere ertranken und viele Einwohner wurden zur Uebersiedelung nach San Francisco und anderen Städten gezwungen.

Stocton liegt 3 Meilen östlich von dem San Joaquin-Flusse. Jedem Reisenden fallen sogleich die Hunderte von Windmühlen auf, welche das Wasser zu den verschiedensten Zwecken in die Stadt pumpen, und in der That wird dem Wandrer durch die massenhaften Rotationen der Windmühlenarme an einem windigen Tage zuletzt schwindelig.

Stocton ist der Platz zum Einschiffen für die Reisenden und Waaren auf ihren Wegen nach San Francisco und allen Theilen des San Joaquin-Thales. Täglich läuft ein Dampfer von San Francisco nach Stocton und täglich verlassen Omnibusse Stocton nach allen Hauptplätzen der südlichen Minen.

Die ersten Ansiedelungen wurden durch M. Weber und Herrn

Gulnak, beides Deutsche, im Jahre 1844 gemacht. Der Letztere erhielt von der mexicanischen Regierung einen Landstrich. Kämpfe mit den Indianern veranlaßten Gulnak, den Platz an seinen Compagnon Weber zu verkaufen, welcher seinen Rancho nicht aufgeben wollte, da er ihm so viele Handelsvortheile gewährte, und so viel wir wissen, residirt er bis jetzt noch da.

Der Name Stocton rührt von dem Commodore Stocton her, welcher die Flotte während des Krieges mit Mexico commandirte und viel zur Eroberung Californiens beitrug. Diese Stadt wurde, ebenso wie Sacramento und Marysville, im Jahre 1862 überfluthet und stand überall mehrere Fuß tief unter Wasser.

Marysville ist die dritte Stadt im Staate, mit einer Bevölkerung von 7000 Seelen, liegt an der Vereinigung des Feather- und Yuba-Flusses. Die Lage der Stadt ist eben, inmitten eines großen Thales, was durch künstliche Hebung die Ueberfluthung verhindert. Marysville ist Sacramento ähnlich, nur kleiner, und von den Einwohnern wird behauptet, daß sie die schönste Stadt im Staate sei.

Die erste Ansiedelung wurde von einem Deutschen, Namens Theodor Cordua, im Jahre 1841 gemacht. Dieser baute ein paar Backsteinhäuser und nannte den Platz Neu-Mecklenburg.

Im Jahre 1849 gingen eine Anzahl Personen dorthin, die den Platz in Yuliaville umtauften.

Im Januar 1850 wurde die Stadt nach der Frau des Hauptgrundeigenthümers dort, Mary Cofilaut, benannt. Den 31. August und 10. September 1851 wurde fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen.

Im Frühjahr 1852 wurde der geschäftlichste Theil der Stadt auch überfluthet, und im nächsten Jahre hatte man mit größter Mühe und immensen Kosten das Terrain 12 Fuß über sein gewöhnliches Niveau erhoben.

Von Sacramento ist die Stadt circa 75 Meilen zu Wasser entfernt, per Omnibus fährt man in 40 Meilen hin. Von hieraus erhalten eine Anzahl Städte und Bezirke ihre Provisionen.

Nevada, Graß-Valley liegen unmittelbar in der Nähe der Quarzminen-Distrikte, kleine Städte von circa 500 Einwohnern.

Los-Angeles, früher Pueblo de Los-Angeles (die Stadt der Engel) genannt, ist die größte in dem südlichen Theile des Staates, mit 4000 Einwohnern. Sie ist im spanischen Styl gebaut und wurde 1780 gegründet. Es befinden sich dort gegen 3000 Acker Obst- und Weingärten. Die Hecken um die Felder sind von kleinen Weidenbäumen gemacht, die 9 Zoll von einander stehen. Die Obstbäume und Weinstöcke werden künstlich durch Gräben bewässert und stets durch Rancheros beaufsichtigt. Die Bevölkerung besteht aus Amerikanern, spanisch-Californiern und Indianern. Die Stadt ist der Hauptsitz der Regierung in diesem Theile des Staates. Die Verbindung mit San Francisco wird zweimal wöchentlich durch ein Dampfboot und zweimal durch einen Omnibus unterhalten. Das Klima ist dem von Sevilla sehr ähnlich; Citronen, Orangen, Myrthen und Cypressen gedeihen hier.

Petaluma, St. José, Santa Clara, Columbia, Placerville, Yreka, Vallejo (letztere Stadt wird von großer Bedeutung werden), Visalia, Red-Bluff, Martinez, Pacheco, Suisun, Benicia an der Straße von Carquinez, Napa, Crescent City, Arcata, Monterey, Sonoma, St. Diego sind kleine Städte von 800 bis 3500 Einwohnern, die den Handel zwischen den Provinzen und San Francisco vermitteln.

Anaheim ist die einzige Stadt, welche von Deutschen nicht allein gegründet, sondern auch bevölkert wurde; die alleinige Sprache ist hier die englische, und obgleich die Anaheimer nicht direct von Deutschland, sondern aus den Vereinigten Staaten kamen, so ist doch die Stadt in Sitten und Gebräuchen durchaus deutsch. Obgleich bis jetzt die Einwohnerzahl sich wohl erst auf 500 Seelen beläuft, so scheint sie doch für die kurze Zeit schon sehr zu prosperiren. 1857 wurde hier von ungefähr 50 Deutschen, welche in San Francisco wohnten, ein Terrain aufgekauft, 2 Dollar per Acker. Hauptsächlich wird hier Wein gebaut, wozu sich das Land vorzüglich eignet (s. Weinbau).

San Diego wurde schon 1769 gegründet. Die Minenstädte Weaverville, Shasta, Oroville, Quincy, Auburn Downieville, Mokelumne Hill, Jackson und Mariposa sind von geringerer Bedeutung. Die Minenstädte Californiens sind meistens in flachen Schluchten oder Thälern gebaut, mit unregelmäßigen Straßen, von denen eine gewöhnlich in der Mitte des langen Thales hinläuft, welche dicht mit Läden, Billards, Salons, Restaurationen und Hotels versehen ist. Viele dieser Häuser sind von Backsteinen und feuerfest gebaut, unregelmäßig und von verschiedener Größe, auch einige mit schönen Gärten umgeben. Die große Mehrzahl besteht jedoch aus erbärmlichen Bretterhütten oder Blockhäusern mit Obst- und Blumengärten. Die Bevölkerung aller dieser Städte steigt und fällt zu verschiedenen Zeiten. So wurde z. B. Oroville im Jahre 1854 gegründet und im Jahre 1857 wählte sie schon mit 1000 Stimmen, 1860 hatte sie sich aber schon überlebt, da bereits wenigstens ein Dutzend Städte sie an Einwohnerzahl und Handel weit überragten. Städte von reiner amerikanischer Colonisation scheinen immer am besten zu prosperiren.

Etymologie des Wortes Californien. Man hat sich vielfach über die Ableitung des Wortes gestritten. Einige leiten es aus dem lateinischen calida (warm) und fornac (Ofen) ab. Der Name wurde im 16. Jahrhundert zuerst von spanischen Seeleuten für Unter-Californien angewandt, das ist der südliche Theil, welcher sich bis zu den Tropen erstreckt, warm, trocken und öde, daher calida fornax.

Einige Autoren leiten es aus dem Indianischen. Gewöhnlich hat man den Namen Californien nur für den nördlichen Theil angewandt und bezeichnet die Halbinsel damit, oder auch Neu- und Alt-Californien oder Ober- und Unter-Californien. Beide Ländertheile wurden von den Spaniern Las Californias genannt.

Die Constitution des Staates wurde im Jahre 1849 verfaßt und beginnt mit: Wir das Volk von Californien 2c. Dies schließt aber die südliche Halbinsel nicht ein.

Mexicanische Grants oder Lehen. — Als die Amerikaner im Jahre 1846 Ober-Californien eroberten, enthielt es ungefähr 5000 mexicanische Einwohner, welche mit ihren Familien vielleicht 60—70 Jahre hier existirt hatten, deren Hauptbeschäftigung Viehzucht mit Pferden, Kühen und Schafen war, eine ergiebige Quelle von großem Reichthume. Die meisten von ihnen wohnten auf dem Lande, auf Ranchos, womit sie, um dieselben zu cultiviren, von der mexicanischen Regierung belehnt worden waren.

Diese Lehen, den Gewohnheiten und Bedürfnissen des Volkes anpassend, hatten, als Lehnsbriefe, bei den mexicanischen Gerichten ihre gesetzliche Gültigkeit.

Die Viehheerden der mexicanischen Californier werden stets im Freien geweidet. Sie kommen nie in Ställe und werden nie gefüttert. Der fruchtbare Boden und das schöne Klima, wie es größtentheils im Missisippi-Thale ist, gestatten dieses. Man nimmt an, daß 1 Acker wohl 5—6 Stück Hornvieh ernähren kann; während bei uns wohl 3 Acker für 1 Kuh nöthig wären. Heerden von 1000 Stück Kühen und noch mehr waren zur Zeit der mexicanischen Regierung eben nicht ungewöhnlich. Die mexicanische Regierung belehnte mit Quadratleagues, ein Ländercomplex von 4438 Acker. Die Regierung war mit der Belehnung dieser Länderareale sehr freigebig, ohne irgend etwas anderes dafür zu verlangen, als daß der Belehnte die Verpflichtung hatte, auf seinem Lehn ein Haus zu bauen und einige hundert Stück Vieh zu halten. Wenn er diesen Bestimmungen nachzukommen versprach, so konnte er mit einem Stück Land von 11 Leagues oder auch weniger belehnt werden.

Diese belehnten Ländereien wurden nicht gemessen, sondern nach natürlichen Zeichen überliefert. Die Viehheerden wurden auch nicht genau beaufsichtigt, und nicht selten kam es vor, daß ein Stück Vieh von einer Heerde zu einer anderen überlief, und die Eigenthümer kannten ihr Vieh nur durch die gebrannten Zeichen heraus. Später bestimmte die Vereinigte Staatenregierung, daß das Besitzrecht erst wieder nach den bestehenden Gesetzen erworben werden mußte.

Allmälig wird in Californien jetzt auf eine klarere Regelung des Grundbesitzes hingearbeitet und gültige Kaufbriefe oder Titles von der Regierung ausgeschrieben. Vielleicht wird die Regierung einen Theil der Ländereien in den Goldminen verkaufen, was Californien zu einem der ersten Staaten der Erde zu machen im Stande wäre.

Unseren Leserinnen möchten wir schließlich noch mittheilen, daß die Californier in den Golddistricten noch immer einen fühlbaren Mangel am schönen Geschlecht zu beklagen haben, so daß 3/5 der Männer ohne Frauen leben müssen.

Anhang.

Nachfolgendes ist Jacobi's Almanach für Californien pro 1867 entnommen.

Ackerbau.

Das Land für den Ackerbau ist billig und wird bei seinem Anbau auf den größten sofortigen Ertrag Rücksicht genommen. Die Farmer sind größtentheils Eigenthümer des Bodens, den sie bearbeiten. Jedermann, der ein Landgut von 160 Acker wünscht, kann ein solches von der Regierung zum Geschenk erhalten, nur wird ihm zur Bedingung gestellt, daß er vier Jahre auf dem Grund-Boden wohnen muß, und daß er, wenn er ein Ausländer ist, vor Gericht seine Absicht zu Protokoll giebt, ein Bürger der Vereinigten Staaten werden zu wollen (to declare his intention).

Das solcher Gestalt zum Geschenk dargebotene Land kann natürlich nur von den noch nicht vergebenen oder verkauften Regierungs-Ländereien genommen werden. Und obwohl die, entweder wegen ihrer Fruchtbarkeit oder wegen ihrer Nähe zu einem Markte am meisten wünschenswerthen Länderstrecken größtentheils schon in Privathände übergegangen sind, so giebt es doch selbst im Umkreise von 20 deutschen Meilen von San Francisco noch Tausende von Ackern höchst fruchtbaren Landes, die auf ihre Empfänger warten.

Diejenigen Personen, welche Land zu erwerben wünschen ohne die Nothwendigkeit, es vier Jahre zu bewohnen und zu bebauen, können solches von der Regierung für Doll. 1,25 für den Acker erkaufen. Die Masse unbeanspruchten Regierungslandes und sein niedriger Preis halten auch den Preis des in Privathände schon übergegangenen Eigenthums niedrig, so daß selbst ein nicht sehr bemittelter Einwanderer leicht zu einer Farm kommen kann. Der allerbeste schon angebaute Grund kostet nicht mehr als 100 Doll. per Acker.

Der Durchschnittspreis guten cultivirten Bodens ist 20 Doll. für den Acker, und seine Pacht nur von 2—5 Doll. das Jahr.

Das Haupthinderniß der Niederlassung und Bevölkerung vieler der fruchtbarsten Districte war bisher der Mangel von Eisenbahnen zum Transport des Ertrages. Diesem Uebelstande wird immer mehr abgeholfen, so daß die Absatzmärkte der Producte immer leichter zu erreichen sein werden.

Der jährliche Ernteertrag in Californien beläuft sich auf ungefähr 15,000,000 Bushel, von denen ungefähr $^1/_3$ Waizen, $^1/_3$ Gerste, $^1/_{10}$ Hafer, $^1/_{30}$ Welschkorn und der Rest Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Süßkartoffeln, Buchwaizen und Korn ist. Auch Taback, Baumwolle und Zuckerrohr sind in kleinen Quantitäten in letzterer Zeit mit Erfolg angebaut worden. Reis könnte hier, besonders in sumpfigen Niederungen, gut gedeihen, ist aber erst in kleinem Maßstabe gepflanzt worden.

Die Pacific-Post-Dampfschiff-Compagnie, Durchlinie nach Californien.

Die Dampfer, welche die Vereinigte Staaten=Post tragen, verlassen New=York vom Pier 42, am Fuße der Kanalstraße um 12 Uhr Mittags, am 1., 11. und 21. jeden Monats. Man überschreitet die Landenge zwischen Aspinval und Panama auf der Panama=Eisenbahn. San Francisco verlassen sie am 10., 19. und 30. jeden Monats. Wenn der Tag der Abfahrt auf den Sonntag fällt, so geht der Dampfer am vorhergehenden Sonnabend ab.

Die gewöhnliche Zeit der Fahrt von New=York nach San Francisco beträgt 22 Tage und von San Francisco nach New=York 20 Tage.

100 Pfund Gepäck sind jedem erwachsenen Passagier erlaubt, jedes Pfund Ueberfracht kostet 10 Cent und wird dasselbe für die Durchreise von den Gepäckmeistern in Verwahrung genommen. Ein erfahrener Doctor ist auf jedem Dampfer und sind Medicinen und Behandlung frei. Kinder über 12 Jahre müssen volles Passagegeld bezahlen. Kinder zwischen 6 bis 12 Jahren die Hälfte, von 2 bis 6 Jahren ein Viertel, unter 2 Jahren sind Kinder frei. Diese Compagnie ist jetzt 17 Jahre in erfolgreicher Operation, besitzt bessere Schiffe und hat bessere Beamten wie irgend eine andere Compagnie.

Die folgenden Dampfer fahren jetzt auf ihrer Route:

Im Atlantic:	Im Pacific:
„Henry Chauncey,"	„Golden City,"
„Arizona,"	„Constitution,"
„Ocean Queen,"	„Sacramento,"
„Northern Light,	„Montana,"
„New=York,"	„Golden Age."

Fahrbillete kann man erhalten in der Office der Compagnie, Pier 42, North River, am Fuße der Kanalstraße in New=York oder in San Francisco an der Ecke von Sacramento und Leidesdorff Straßen, von dem dortigen Agenten Oliver Eldridge.

Ueberfahrtspreis ?

Deutsche Gesellschaften und Vereine in San Francisco.

Allgemeine Deutsche Unterstützungs-Gesellschaft, gegründet am 7. Januar 1854.

Der Zweck der Gesellschaft ist, Kranke im Hospitale der Gesellschaft zu verpflegen, den Hülfsbedürftigen und Nothleidenden mit Rath und That beizustehen, mit besonderer Berücksichtigung auf Vereinsmitglieder und Einwanderer, die noch nicht 3 Monate im Staate Californien sind, und Arbeitssuchenden Arbeit zu verschaffen. Am 29. August 1857 wurde der Grundstein zum Hospitale der Gesellschaft gelegt, am 2. Januar 1858 wurde das Gebäude von dem Bau-Comité dem Directorium zur Benutzung übergeben. Das Grundstück, auf welchem das Hospital erbaut wurde, liegt auf der südöstlichen Seite an Braman-Straße, in der Mitte zwischen dritter und vierter Straße und hat 137½ Fuß Front an Braman-Straße und 275 Fuß Tiefe. Am 10. Juli 1866 hat das Directorium der Gesellschaft bereits ein anderes Grundstück, zwischen den 28. und 29. Straßen und Crystal- und Pearl-Straßen belegen, erworben, um später ein größeres Hospital darauf zu erbauen.

Die Gesellschaft zählt gegenwärtig über 2000 Mitglieder, welche monatlich 1 Dollar Beitrag zu bezahlen haben, wodurch die Kosten der Gesellschaft gedeckt werden.

Die Office der Gesellschaft ist Nr. 732 Washington-Straße eine Treppe hoch.

Auch giebt es dort noch einige Gesang- und Schützen-Vereine.

Arbeits-Preise in San Francisco.

Die jetzigen Arbeits-Preise (1867) sind etwa folgende:

Schriftsetzer 75 Cents pro 1000 m oder 30 Dollar per Woche; Buchbinder 2 bis 4 Dollar per Tag; Schuhmacher 25 bis 30 Dollar per Woche; Schneider 15 bis 25 Dollar per Woche; Tischler

2 bis 4 Dollar per Tag; Schmiede 3 bis 4 Dollar per Tag; Zimmerleute 3 bis 4 Dollar per Tag; Dienstmädchen 20 bis 30 Dollar per Monat; Arbeiter auf dem Lande 2 Dollar per Tag oder 30 Dollar per Monat mit Logis; Maschinisten 3 bis 5 Dollar per Tag; Gießer 3 bis 5 Dollar per Tag; Maurer 4 bis 5 Dollar per Tag; Dampfkesselmacher 3 bis 6 Dollar per Tag; Barbiere 75 bis 100 Dollar per Monat; Aufwärter 30 bis 50 Dollar per Monat; Drucker 30 Dollar per Woche; Schlosser 2 bis 3 Dollar per Tag; Drechsler 3 bis 4 Dollar per Tag; Bäcker 40 bis 60 Dollar per Monat und Kost; Conditoren 2 Dollar per Tag; Seeleute 20 bis 40 Dollar per Monat; Köche 30 bis 60 Dollar per Monat; Köchinnen 30 bis 40 Dollar; Cigarrenmacher 8 Dollar pr. mill. oder 16 bis 20 Dollar per Woche; Fleischer 40 bis 50 Dollar mit Kost und Logis; Fleischer, welche schlachten, 100 Dollar per Monat; Kupferschmiede 2 bis 5 Dollar; Klempner 3 bis 4 Dollar; Büchsenmacher 3 bis 5 Dollar; Lohgerber 30 Dollar per Monat mit Kost und Logis; Goldarbeiter 15 bis 25 Dollar per Woche; Tagelöhner 2 Dollar per Tag. Kost und Logis kostet jetzt dort 5 bis 21 Dollar per Woche.